

Bilder-

der Allgemeinen

N^o 1.



Magazin

Modenzeitung.

1847.

Der Traum des Mädchens.

(Zu dem beiliegenden Stahlstiche.)

Auf die zartgeschlossnen Lider,
In des Busens keuschen Raum
Senkt mit blumigem Gefieder
Sich herab der holde Traum.

Schwellt so Wunsch, als Hoffnung rege,
Füllt die jugendliche Brust,
Wecket ihre heißen Schläge
Auf zu ahnungsvoller Lust.

Leuchte, lichte Jugendsonne,
In das unentweichte Herz,
Wo ein Fremdling noch der Schmerz,
Strahle Glanz und Erdenwonne! —

Und in Bildern kommt's gezogen —
Blüten aus der Wirklichkeit —
Tanz und Spiel und Festeswogen,
Erste Mädchenseligkeit.

Aller Wünsche gold'ne Sterne
Hell am Himmel angebrannt,
Was noch birgt die dunkle Ferne,
Was die Sehnsucht kaum genannt;

Was noch jedem Aug verborgen —
Durch den Glitter, durch den Tand
Bricht der Liebe goldner Morgen,
Und ein Herz und eine Hand. —

Er, den Dir der Traum gegeben,
Füllt wohl schon des Herzens Raum?
Doch im wonnigen Erbeben
Kennst Du seinen Namen kaum.

Doch — dem Traumgott darfst vertrauen,
Was die Seele tief erfüllt,
Der Vertraute läßt Dich schauen
Heimlich des Ersehnten Bild. —

Holbe Rose, träume immer
Von der Liebe BlütENZEIT,
Von der Hochzeit gold'nem Schimmer,
Von der Erdenfeligkeit!

Leuchte, lichte Jugendsonne
In das unentweichte Herz,
Wo ein Fremdling ist der Schmerz,
Strahle Glanz und Himmelswonne! —

O wie selig, festzuhalten,
Was ein Traumbild kurz nur leihet,
Al' die wonnigen Gestalten
Für die ganze Erdenzeit! — —

Aber ach, wie bald verflogen
Bist Du, Spiel der Phantasie! —
Holler Traum, o hättest nie
Du der Schläferin gelogen! —

G. Herlossohn.

Felise.

Novelle

von

Madame Charles Reybaud.

1.

Am letzten Tage des Decembers 1700, zur Zeit, in welcher die Menge in den Straßen von Paris sich zu bewegen beginnt, fuhr ein Reisewagen durch das St. Anton's-Thor in die große Stadt ein und rasselte über die mit Eis und Schmutz bedeckten Straßen, während der Postillon, welcher bis zum halben Leibe in seinen gewaltigen Stiefeln stak, unaufhörlich mit der Peitsche knallte und auf die Leute fluchte, die sich nicht eben beeilten, dem Wagen auszuweichen. Die bereits ziemlich altmodische Carrosse war so von Straßenkoth bespritzt, daß man ihre ursprüngliche Farbe und das Wappen daran nicht erkennen konnte; doch sah man undeutlich etwas von einer Grafenkrone, die mit silbernen Stiften auf den Ledervorhängen an der Seite dargestellt war. Einer dieser Vorhänge war halb offen, so daß man die Reisenden im Wagen erkennen konnte. Im Fond schlummerte eine Dame, welche sich in einen schwarzen Mantel gehüllt hatte und den Kopf auf ein Sammetkissen lehnte. Auf dem Vorderste saßen ein bejahrter Mann, der etwas von einem Kammerdiener zu haben schien, und ein Mädchen in der Kleidung der Dienerin eines vornehmen Hauses. Diese beiden Personen mit nicht eben einnehmenden Gesichtern sprachen kein Wort und blickten aus den schlaftrunkenen Augen kaum einmal auf die Straße hinaus. Zwischen der Dienerin und der Dame

stügte sich ein Mädchen von etwa fünf Jahren mit beiden Händen auf den Wagenschlag und betrachtete mit Bewunderung die mit bunten Firmen bedeckten großen Häuser, die Auslagen an den Kaufmannsläden, die herumziehenden Händler, welche ihre Waaren ausschrien und die geschäftige Menge, welche umherlief, um Einkäufe für den Neujahrstag zu machen. Jeden Augenblick drehte sich das kleine Mädchen um und rief die Kammerfrau oder machte sie auf irgend etwas aufmerksam; diese aber schien durch das Gepolter des Kindes gar nicht aufgereizt zu werden und antwortete nicht einmal mit Kopfnicken. Das Kind äußerte seine Freude so laut, daß die Dame mehr als einmal aus dem Schlummer aufsprang und das Mädchen barsch am Kleidchen auf die Knie der Dienerin zurückzog, welche dann schlaftrunken fragte:

„Mein Gott, was giebt es denn?“

„Nichts,“ antwortete die Dame mit auffallender Kaltblütigkeit, während sie sich wieder in die Ecke lehnte; „ich glaubte, die Kleine würde hinausfallen.“

Gleich darauf beugte sich das Mädchen wieder hinaus, diesmal ganz entzückt von dem Anblicke einer Menge Spielsachen; dabei verlor sie aber, da der Wagen eben einen derben Stoß erhielt, das Gleichgewicht wirklich und stürzte mit dem Kopfe voran auf das Straßenpflaster hinaus. Gleich hinter der Kutsche kam ein schwerer Frachtwagen. Das Kind verschwand einen Augenblick zwischen den Pferden und Rädern. Alle Vorübergehenden waren stehen geblieben, alle schrien und aller Blicke richteten sich ängstlich auf die schweren Räder. Als der Fuhrmannswagen vorüber war, sah man, daß das Mädchen sich bereits auf eine Hand wieder emporgerichtet hatte und mit der andern die kleine schwarze Sammetkapuze in Ordnung zu bringen suchte. Die Kutsche selbst, die in scharfem Trab fuhr, hatte nicht gleich angehalten werden können. Die Dame stieg mit ihren Leuten aus und ging mit unsicherem Schritte durch die Menge, welche ihr Platz machte und ihr einen Kaufmannsladen bezeichnete, in welchen man das Kind bereits getragen hatte. Als sie da eintrat, kam ihr die Kaufmannsfrau mit dem Rufe entgegen:

„Madame, danken Sie Gott, die liebe Kleine ist nicht verletzt; auch nicht die kleinste Wunde hat sie an sich. Es ist ein wahres Wunder.“

Das Mädchen stand wirklich mitten im Laden und plauderte, während sie mit neugierigen und bewundernden Blicken die Spiel- und Zuckersachen betrachtete, welche in Menge umherstanden. Die Reisende betrachtete sie einen Augenblick, ohne sie zu küssen, ja ohne sie zu berühren; dann sank sie bleich auf einen Stuhl und sagte mit fast erloschener Stimme:

„Ach mein Gott! Ich glaubte, sie sei todt.“

Sie strich mit der Hand über die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und schien einen Augenblick mit einem hef-

tigen Gefühle zu kämpfen, dann sank sie zusammen und bewußtlos in die Arme ihrer Dienerin.

Man bemühte sich um sie und besprigte sie mit Melissenwasser, während die Kaufmannsfrau gerührt ausrief: „Madame, erholen Sie sich; dem Kinde ist kein Leid geschehen. Sehen Sie die niedliche Kleine doch nur an und Sie werden erkennen, daß sie wohlbehalten unter den Füßen der Pferde hervorgegangen ist. Nicht einmal erschrocken ist das arme kleine Ding. Komm her, mein Töchterchen zu Deiner Mutter.“

„Meine Herrin ist nicht die Mutter des Kindes,“ antwortete die Dienerin trocken; „meine Herrin ist nicht vermählt.“

„Nehmen Sie es nicht übel,“ entgegnete die Kaufmannsfrau artig; „die Arme ist doch vor Schreck ohnmächtig geworden.“

„Sie ist so schwach, so krank; diese letzte Erschütterung fehlte nur noch,“ flüsterte die Dienerin, indem sie das unschuldige Kind, die Ursache dieses Auftritts, fast erzürnt ansah.

Die Reisende war unterdeß wieder zu sich gekommen und sprach leise, indem sie die Augen aufschlug:

„Ich befinde mich besser, fast wohl. Komm, Susanne, der Wagen muß weiter fahren. Wo ist Balin?“

„Ich, Fräulein, hier bin ich,“ antwortete vortretend der alte Diener.

„Gut; nimm die Kleine zu Dir,“ fuhr die Fremde fort, „und führe sie an der Hand in den Wagen zurück.“

Sie gab diese Weisung im Tone schmerzlicher Besorgniß, aber ohne einen Blick auf das so wunderbar gerettete Kind zu werfen. Die Frauen, die umherstanden, betrachteten sie neugierig und verwundert. Sie war schön, etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt, blond, schlank gewachsen und von imponirendem Aussehen. Ihre etwas scharfen Züge verriethen tiefe Trauer; ihr Blick war kalt und zerstreut; sie bewegte sich langsam und ihre ganze matte Haltung schien von langen Seelenleiden zu zeugen; gleichwohl blühte ein glänzender Geistesstrahl in den großen braunen Augen. Sie stand auf, schlug die Kapuze über das bleiche Gesicht, hing sich dann an den Arm ihrer Dienerin und richtete mit würdevoller Höflichkeit, welche die vornehme Dame zu verrathen schien, einige Worte des Dankes an die Kaufmannsfrau. In dem Augenblicke, als sie aus dem Laden hinausgehen wollte, winkte sie dem alten Diener, ein wohlfeiles Spielzeug von dem Laden mitzunehmen, zog ihre Börse und legte ein Goldstück auf den Ladentisch.

Die Kaufmannsfrau geleitete sie mit tiefen Kniren bis an die Thüre, hielt dann einen Augenblick das Kind durch einen Wink zurück, küßte ihm die Hand und sagte theilnehmend: „wie heißt Du, mein Kind?“

„Helise,“ antwortete die Kleine.

„Ein schöner Name!“ entgegnete die gute Frau

„Helise, das heißt die Glückliche, die unter einem günstigen Sterne Geborene, nicht wahr?“

Die Reisende und deren Dienerin kehrten sich unwillkürlich um, als sie diese Worte vernahmen und sahen das Kind darauf mit einem seltsamen Blicke an.

Die Fremde gebot darauf mit ungeduldiger Geberde dem alten Diener die Kleine in den Wagen zu bringen und stieg selbst ziemlich rasch ein.

„Vorwärts, Postillon!“ rief die Dienerin, indem sie den Ledervorhang zuzog, damit die Neugierigen nicht in den Wagen hinein sehen konnten. Die Carrosse rollte noch eine Zeit lang in der St. Antonstraße hin, dann fuhr er um eine Ecke und hielt vor dem Kloster der Verkündigung Mariä hundert Schritte etwa von dem Palaste, den sonst die Frau von Sevigné bewohnte.

Der alte Diener reichte seiner Gebieterin ehrerbietig den Vorderarm, und während sie die Hand leicht darauf stützte und ausstieg, sagte er mit einem Tone besorgten und verlegenen Eifers: „wenn Sie mir Befehl geben wollten, könnte ich mich sogleich nach einer Wohnung für Sie umsehen. Ich kenne die Stadt nicht und werde deshalb wohl einige Mühe haben.“

„Das erste beste Haus wird mir recht sein, wenn ich nur allein, ganz allein darin bin,“ antwortete die Reisende.

„Ich sehe hier mehrere Zettel hängen,“ fuhr der Mann fort, indem er seine Blicke an den Häusern dem Kloster gegenüber hinschweifen ließ; „wenn es Ihnen beliebt, will ich da mich umsehen . . . wenn Sie nicht etwa einen andern Stadttheil vorziehen . . .“

„Mein Gott, was liegt mir daran?“ flüsterte die Reisende in düsterer Gleichgiltigkeit; „ob ich hier in dieser Straße, oder weiter hin oder am andern Ende von Paris wohne, ist mir völlig gleichgiltig.“

„Es muß sogleich dafür gesorgt werden,“ entgegnete Balin, indem er sich ringsumblickte wie Jemand, der auf gut Glück auf etwas auszugehen entschlossen ist. „Da Sie nicht einmal eine einzige Nacht in einem Gasthause bleiben wollen, so muß ich auch auf der Stelle zu einem Tapezierer laufen, damit er die nöthigen Meubles besorge. Heute wird es Ihnen an allem fehlen, Fräulein, und wer weiß wie Sie diese Nacht schlafen.“

„Was liegt mir daran!“ wiederholte die Reisende in völliger Ermattung, doch nicht ohne eine gewisse Ungebuld; „geh, Balin und thue was Dir beliebt. Du hast eine ganze Stunde vor Dir.“

„Gott sei Dank! Ich werde nicht weit zu gehen nöthig haben,“ murmelte der Alte seufzend vor sich hin, indem er auf ein Haus in der Nähe zuschritt, an dessen Thüre man auf einem Zettel las: „ein großes Haus zwischen dem Hofe und dem Garten ist hier zu vermieten.“

Die Klosterpforte öffnete sich auf den ersten Klingelzug und schloß sich auch sofort geräuschlos hinter den An-

gekommene wieder zu, die sich nun in einer geräumigen, feuchten und düstern Vorhalle befanden. Eichene an der Wand befestigte Bänke zogen sich ringsum und in der Tiefe bemerkte man die ersten Stufen einer breiten Wendeltreppe. Niemand zeigte sich und die Fremde mußte einen Augenblick stehen bleiben, um an dem unbekanntem Orte sich zurechtzufinden. Während sie sich mit mattem Blicke umsah, drehete sich das kleine Mädchen lebhaft nach der Thüre zu um und sagte:

„In dieses Haus mag ich nicht; „es ist zu häßlich . . . Wir wollen wieder fortgehen.“

„Nein, nein,“ antwortete die Dienerin, welche die Kleine zurückhielt; „hierher.“

„Ich will aber wieder auf die Straße hinaus,“ sagte das Kind unwillig und sich sträubend; „ich will fort . . . Ich mag Dir nicht gehorchen, Du Böse!“

„Laß sie, Susanne, laß sie; ich kann sie nicht so schreien hören,“ sagte die Fremde schauernd, indem sie schnell nach der Treppe zu schritt, auf welcher sie rasch emporstieg.

„Helise, schreie Du allein so laut und so lange Du willst,“ sagte Susanne; „bleibe Du hier, es wird Dich Niemand abholen . . . Du verdienst es gar nicht, in ein Haus Gottes zu kommen.“

Die Wendeltreppe führte oben auf einen Vorfaal, auf welchem sich eine Flügelthüre mit zierlichen Schnitzereien und mit einem Wappen darüber öffnete, das aber mit Kalk überstrichen war. Ueber diesem Wappen war ein blaues Kreuz zwischen zwei Lilienstengeln gemalt. In dem Augenblicke, als die Fremde die Hand an den kupfernen Schloßgriff legte, welcher eine aufgeblühete Rose vorstellte, öffnete sich die Thüre und es erschien eine Laienschwester. Nachdem sie eine Art Verbeugung gemacht hatte, welche man recht wohl für eine Kniebeugung hätte halten können, sagte sie halblaut und in salbungsvoller Artigkeit: „Jesus und Maria mögen mit Ihnen sein, Madame. Treten Sie gefälligst ein und nehmen Sie Platz.“

Das Sprachzimmer des Klosters war ein großer Saal, den ein doppeltes mit einem schwarzen Stoffe verhangenes Gitter in zwei gleiche Theile schied, von denen der eine mit dem Innern des Klosters in Verbindung stand, während in dem andern die weltlichen Personen erschienen, welche die Erlaubniß erhielten, die Nonnen zu besuchen. Der Geschmack, mit welchem dieses Zimmer decorirt war, verrieth deutlich, daß es früher eine andere Bestimmung gehabt hatte; es waren einige Spuren weltlicher Pracht noch darin übrig geblieben. Ledertapeten, deren sonst vergoldete Muster eine braune Farbe angenommen hatten, bedeckten die kahlen Wände; der Kamin, unter dessen Mantel man sich bequem niedersetzen konnte, war mit schönen Sculpturarbeiten verziert und hier und da sah man kleine lachende hausbäckige Amoretten, welche die frommen Klosterschwestern gutmüthig für Engelchen hielten. Die

venetianischen Spiegel, welche sonst die Ausschmückung dieses Staatszimmers vervollständigt hatten, waren durch Gemälde ersetzt; aber statt ernster Heiligengesichter und schauerlicher Märtyrerszenen, die man in vielen anderen Klöstern bemerkte, stellten diese Gemälde zwei Frauen dar, zwei vornehme Damen in aller Pracht ihres Schmuckes und ihrer Schönheit. Es waren die Portraits der Wohlthäterinnen des Hauses, mit denen die Klosterschwester ihr Sprachzimmer geschmückt hatten.

Die Fremde sah sich rund um und ohne auf die Aufforderung der Laienschwester zu achten, welche sie einlud, am Kamin sich zu wärmen, wo ein tüchtiges Feuer brannte, setzte sie sich dicht an dem Gitter nieder, verbarg unwillkürlich in den weiten Ärmeln ihres Mantels ihre von der Kälte gerötheten Hände und sagte mit schwacher Stimme: „Die Frau Superiorin wird wohl schon benachrichtigt sein. Ich komme mit einer Empfehlung Seiner Gnaden des Bischofs von Maïs, um eine der Novizen zu besuchen.“

„Gott erhalte sie!“ antwortete die Laienschwester; „unsere ehrwürdige Mutter war allerdings von Ihrer Ankunft benachrichtigt und ich habe ihre Befehle empfangen. Das Sprachzimmer wird im Jahre nur zweimal für die Verwandten ersten Grades geöffnet, aber auf das Gesuch Seiner bischöflichen Gnaden und aus besonderer Gunst hat unsere Schwester Genoveva die Erlaubniß erhalten, heute hier zu erscheinen. Da kommt sie bereits.“

Als sie diese Worte gesprochen hatte, beugte sie zum zweiten Male die Knie und senkte dabei den Kopf als wolle sie sich niederwerfen, dann schritt sie durch eine kleine Thüre hinaus, welche in das Innere des Klosters führte. Gleich darauf öffnete sich der schwarze Vorhang langsam und eine Verschleierte erschien hinter dem Gitter. Sie trug das in dem Kloster übliche Gewand. Ein himmelblaues Scapulier bedeckte den Vordertheil des wollenen Kleides und fiel bis auf die Schuhe von blauem Leder hinab; eine Art ähnlicher Kapuze war auf den Achseln befestigt; ein weißer Schleier, der vor dem Gesichte herabfiel, reichte bis auf die Knie und verbarg die Züge unter dichten starren Falten. Es war sonach unmöglich die Figur oder das Gesicht zu erkennen, aber die ganze verschleierte Gestalt hatte etwas Jugendliches, das nicht zu verkennen war. Die Umrisse der Achseln, die Haltung des Körpers, alles verrieth ein Mädchen von sechszehn oder siebenzehn Jahren, das groß und schlank und von den edelsten Formen war. Einige Schritte hinter ihr folgte eine andere Klosterschwester in demselben Anzuge, aber mit einem schwarzen Schleier. Sie war eine der Hüterinnen, welche die Novizen ins Sprachzimmer begleiteten und die man in der Klostersprache eine Horschwester nannte. Diese setzte sich in einiger Entfernung nieder, nahm ihr Gebetbuch und ihre Brille aus der Tasche und begann zu lesen.

Bei dem Anblicke der Novize war die Fremde aufgestanden.

„Sind Sie es, Fräulein? Sind Sie es, ach mein Gott!“ rief sie mit bewegter Stimme aus. „Ich hätte Sie unter diesem Schleier nicht wieder erkannt.“

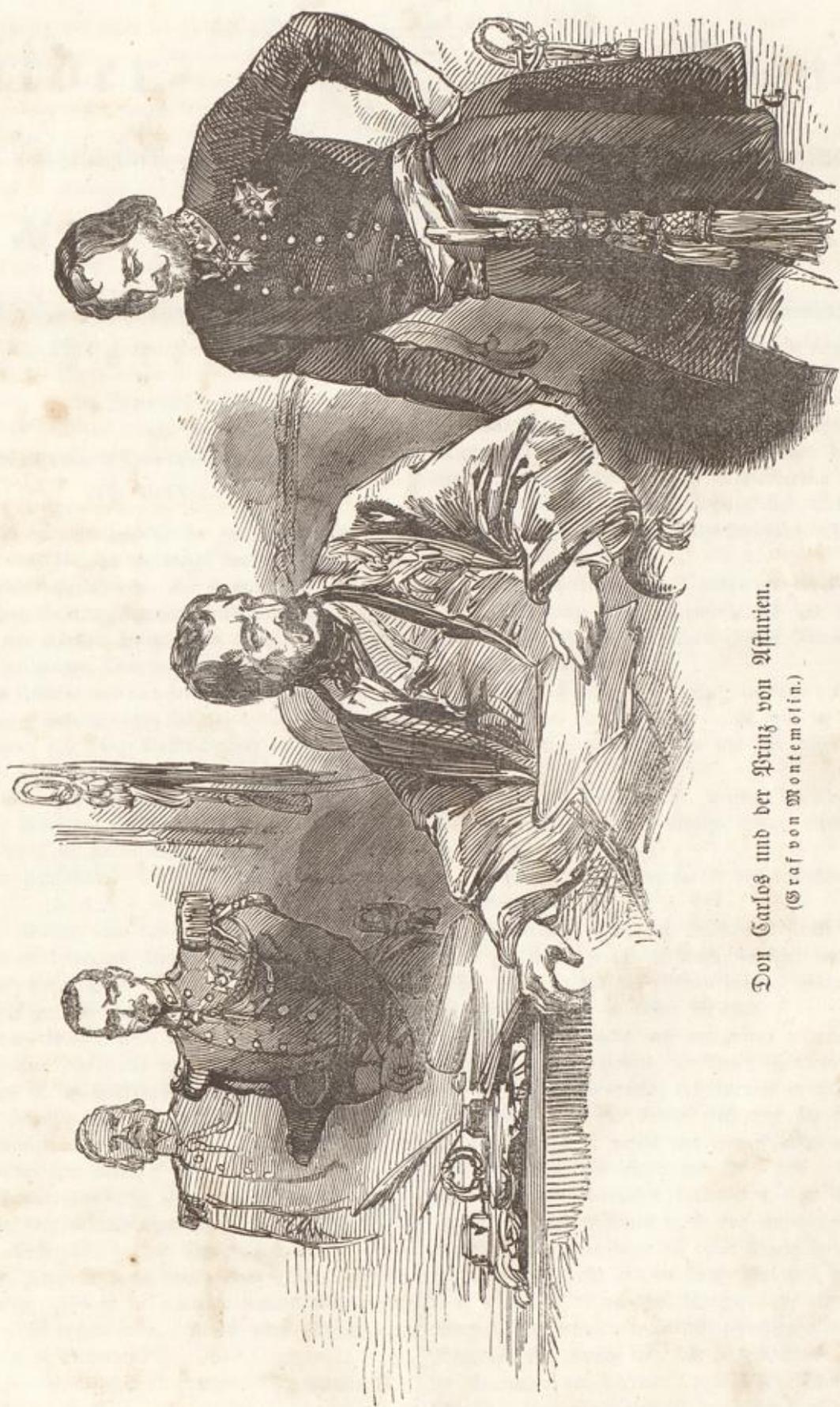
(Fortsetzung folgt.)

Don Carlos und der Graf von Montemolin.

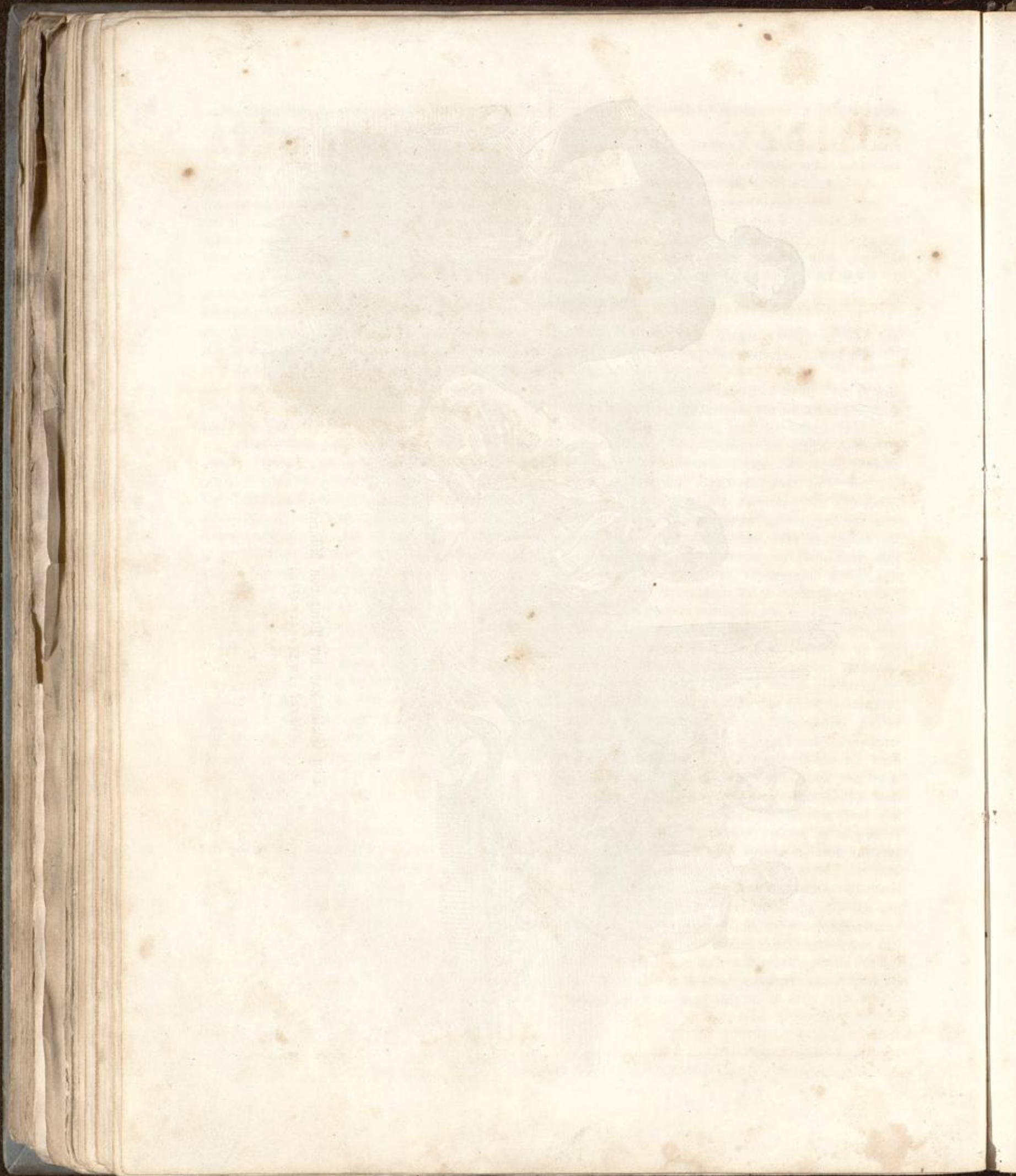
(Zu dem Holzschnitte.)

Das salische Gesetz, welches die Frauen von dem Throne ausschließt, hat schon vielfaches Unglück über die Völker gebracht.

Auch in Spanien bestand dieses Gesetz, bis es Ferdinand VII., der keine männlichen directen Erben hinterließ, beliebte dasselbe aufzuheben, um seine Töchter successionsfähig zu machen. Die Vertreter des Volkes gaben ihre Zustimmung und erkannten Ferdinands Tochter Isabella als ihre Königin an. Don Carlos aber, der Bruder Ferdinands, welcher bei dieser Aenderung der Thronfolgeordnung nicht zu Rathe gezogen worden war und nach den früheren Gesetzen nach dem Tode Ferdinands den Thron zu besteigen hatte, erkannte die Abänderung nicht an und suchte sein Recht durch Waffengewalt zu erlangen. Bekannt genug ist der mehrjährige Bürgerkrieg, welcher nun das schöne Spanien verwüstete, wie auch die Leser wissen, daß Don Carlos endlich vollständig unterlag und genöthigt wurde, in Frankreich Zuflucht zu suchen, wo ihm Bourges als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Nach mehreren Jahren, die er da wie ein Gefangener verbrachte, entsagte er seinen Rechten zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen von Asturien (Grafen von Montemolin), weil er hoffte, die Streitigkeiten würden dadurch ausgeglichen werden, daß seine Nichte Isabella seinem Sohne die Hand reiche und so beide den Thron theilten. Da aber durch die Vermählung Isabellas mit dem Infanten de Astis auch diese Hoffnung vereitelt wurde, glaubte der Graf von Montemolin wieder zum Schwerte greifen zu müssen; er entzog sich der Beobachtung in Bourges, entkam verkleidet aus Frankreich und begab sich nach England, wie man sagt, um sich von da nach Spanien zu begeben. Die Aussichten für ihn scheinen aber dort so schlecht zu stehen, daß er noch immer in London ist und den neuesten Nachrichten zu Folge seinen Plan für bessere Zeiten aufgeschoben hat. — Don Carlos selbst ist aus Bourges entlassen und hat seinen Aufenthalt in Venedig genommen, wo sich auch die Herzogin von Berry meist aufhält.



Don Carlos und der Prinz von Asturien.
(Graf von Montemolin.)





Felise.

Novelle

von

Madame Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

Die Novize nickte und streckte eine weiße kleine zierliche Hand aus, die aber gleichwohl durch das enge Gitter nicht hindurchzubringen war. Die Fremde schlug die Augen mit einer Geberde schmerzlichen Mitleids zum Himmel auf und eine Thräne benetzte ihre Lider. Die Novize, welche an der andern Seite des Gitters stand, weinte auch unter ihrem Schleier und eine Zeit lang störten nur unterdrückte Seufzer und schwaches Schluchzen die Stille in dem Sprachzimmer. Die junge Klosterschwester raffte sich endlich zuerst auf, setzte sich an dem Gitter ganz nahe an der Fremden nieder und sagte mit bewegter Stimme:

„Ach, Fräulein, wie freundlich sind Sie, daß Sie eine so weite Reise unternommen haben, um mir unser armes Kind zuzuführen! Gott vergelte Ihnen diese gute That!“

„Mir schreiben Sie das Verdienst nicht zu,“ antwortete die Reisende mit bitterem Ausdrucke; „Susanne und der alte Balin haben mich fast wider Willen in den Wagen gehoben. Sie haben beschlossen, daß ich den Winter in Paris zubringen solle, weil sie meinen, ein Wechsel des Aufenthaltes würde mir wohl thun, als ob mir noch irgend etwas in der Welt heilsam sein könnte!“

„Die Religion, die Zeit werden Sie trösten können,“ sagte die Novize mit einem Seufzer; „namentlich die Religion, glauben Sie mir...“

„Sind Sie getröstet?“ unterbrach sie die Fremde.

„Nein, aber ich habe Ergebung gefunden,“ antwortete die junge Klosterschwester mit schmerzlicher Ruhe. Nach einer kurzen Pause setzte sie dann hinzu: „Aber ich sehe ja Felise nicht. Wo ist sie? Unsere fromme Mutter hat mir erlaubt, sie aufzunehmen. Ist es nicht Ihre Absicht, sie mir heute zu übergeben?“

„Ja, ja, augenblicklich,“ antwortete die Fremde lebhaft, „da kommt sie.“

„Tante,“ rief die Kleine aus, indem sie ängstlich nach dem schwarz verhangenen Gitter blickte, „will man uns hier einsperren? Das will ich nicht. Komm, es ist Niemand unten; wir wollen die Thüre aufmachen und davon laufen.“ Dann sah sie die beiden Nonnen hinter dem Gitter, betrachtete dieselben mit Verwunderung und sagte leiser: „Ach sieh, Tante, die Damen sind blau gefleidet mit einem Schleier wie die heilige Jungfrau. Ist das ihr Haus?“

„Ja, mein liebes Kind,“ antwortete die Novize mit bewegter Stimme; „das ist unser Haus und wir haben da eine schöne Kapelle und einen schönen Garten. Willst Du bei mir bleiben?“

„Nein; ich kenne Sie nicht,“ antwortete die Kleine, die nach einiger Zeit hinzusetzte: „da will ich doch noch lieber bei der Tante Philippine und der bösen Susanne bleiben.“

„Wenn Du mich kenntest, würdest Du aber gern zu mir kommen?“ fragte die Novize weiter, indem sie den Schleier etwas zurückschlug.

„Ach, die Tante Genoveva!“ rief das Kind erstaunt und erfreut aus.

„Du erkennst mich, liebe Felise, und freust Dich, mich wieder zu sehen,“ sprach die Novize betrübt, indem sie ihr Gesicht näher an das der Kleinen brachte, welche sie durch das Gitter hindurch zu küssen versuchte.

Die Fremde blickte nach den beiden gesenkten Köpfen hin, wendete aber alsbald die Augen schauernd ab, als rief ihr Anblick ein Gefühl des Grauens in ihrem Herzen wach. Die Züge der Novize zeichneten sich durch eine Regelmäßigkeit aus, welche dem Gesichte einen eigenthümlichen Charakter von Stolz und Adel gab. Sie schienen kaum aus dem Kindesalter herausgetreten zu sein. Das reine Oval ihres Gesichtes wurde von einem weißen Tuche umhüllt, welches die Stirn bis einen Finger breit von den Augenbrauen bedeckte und die weiche Rundung der Wange kaum sehen ließ. Das Kind dagegen hatte ein niedliches Köpfschen mit braunem natürlich gelocktem Haare, einen Mund wie eine Kirsche und feste volle Wäckerchen gleich wie die Amoretten von Marmor, welche den Ramin trugen. Ihre Züge glichen einigermaßen denen der Novize, nament-

lich waren die Augen von gleicher eigenthümlicher Farbe, von so blassem Blau, daß die Iris von dem glänzenden Weiß kaum abfiel. Die Augenlider dagegen waren dunkelschwarz. Diese Eigenthümlichkeit gab dem Blicke der jungen Klosterschwester einen seltenen Reiz, einen unbeschreiblich schmachttenden, melancholisch zärtlichen Ausdruck. Die Augen der kleinen Felise dagegen hatten etwas Mattes, denn die Seele strahlte noch nicht durch das blassere Blau.

Die Fremde schien sich indeß von dem peinlichen Eindrucke erholt zu haben, welchen offenbar der Anblick der beiden schönen Köpfe auf sie gemacht hatte. Sie wendete sich mit der Geberde Jemandes, der Abschied nehmen will, nach dem Gitter. Die Novize ließ ihren Schleier wieder fallen und sagte mit einem Seufzer: „schenken Sie mir noch einige Augenblicke; es ist ja gleichsam mein letztes Lebenswohl an die Welt und Sie sind die Letzte, mit welcher ich durch dieses Gitter sprechen werde.“

„So streng sind Ihre Pflichten?“ fragte die Fremde; „ein so großes Opfer wird Ihnen auferlegt?“

„Nein, aber gestattet,“ antwortete die Novize. „Außer den gewöhnlichen Gelübden dürfen wir auch noch ein viertes ablegen, das nämlich: dem Anblicke der Menschen außer dem Kloster und der Unterredung mit ihnen zu entsagen, kurz in völliger und ewiger Abgeschlossenheit zu leben. Ich bin entschlossen dieses vierte Gelübde auch abzulegen.“

„Werden Sie dieses Uebermaß des Eifers nie bereuen?“ entgegnete die Fremde, in deren Gesichte sich einige Rührung zeigte.

Die Novize schüttelte das Haupt und antwortete in traurigem Tone: „Ach wird man auch jemals an dem Gitter nach mir fragen? Ich bin seit einem Jahre im Kloster und erscheine heute zum ersten Male hier. Auch glaube ich getrösteter und ruhiger zu sein, wenn ich auch nicht einmal ein schwaches Echo von der Welt mehr vernehme, in die ich nur eingetreten war als ich sie wieder verlassen mußte und an die ich vielleicht noch immer zu oft denke.“

Die Fremde schlug die Augen zum Himmel empor und stand einen Augenblick da wie in schmerzliche Gedanken versunken. Aber sie beherrschte sich bald, wendete sich schweigend an Susanne und winkte derselben, ein Kästchen, das sie unter dem Arme trug, an dem Gitter niederzusetzen. Das Mädchen gehorchte und steckte auch einen Schlüssel, den sie aus der Tasche nahm, in das Schloß. „Da sind die Edelsteine der Gräfin,“ sagte die Fremde, indem sie auf das Kästchen deutete; „ich weiß nicht, was darin enthalten ist, denn ich habe nie einen Blick hinein gethan, aber alles ist, hoffe ich, getreulich bewahrt worden. Dieser Schmuck gehört dem Kinde und ich glaubte Ihnen denselben übergeben zu müssen.“

„Warum?“ unterbrach sie die Novize. „Das Schick-

sal Felises ist im Voraus bestimmt. Sie wird in diesem Hause erzogen werden und dann den Schleier nehmen; wozu also der Schmuck?“

„Sie mag ihn ihrer Kirche geben wann sie die Gelübde ablegt,“ antwortete die Reisende; „bis dahin wird ihn die Superiorin bewahren.“

Felise hatte unterdeß das Kästchen in die Hand genommen und bald jubelte sie, denn der Deckel war aufgesprungen. Ehe es Susanne bemerkte, griff die Kleine hinein und nahm eine Hand voll Juwelen heraus, die sie vor dem Gitter herum verstreute. Es lagen darin ein Halsband von nußgroßen Perlen, Ringe, Brillantohrgehänge und ein Medaillon, das mit Edelsteinen besetzt war. Das Kind betrachtete einen Augenblick dieses Bild, welches eine junge blonde lächelnde Dame vorstellte und in ihm eine schwache Erinnerung zu erwecken schien, denn Felise wendete sich an die Novize und fragte: „Wo ist meine Mutter? Hier?“

Die Novize schüttelte bei dieser unerwarteten Frage den Kopf und die Fremde sprach, indem sie mit einer verzweiflungsvollen Geberde das Gesicht verhüllte: „Zum ersten Male spricht sie so von meiner armen Schwester.“

„Wo ist meine Mutter?“ fuhr die Kleine fort, indem sie sich umsah. „Ist sie bei Dir, Tante?“

„Nein, sie ist im Himmel,“ sprach die Novize unter Thränen.

„Dann ist sie bei dem Vater, denn der ist auch im Himmel.“

Diese traurigen Worte des Kindes machten auf die, welche sie hörten einen erschütternden Eindruck; die junge Klosterschwester begann zu schluchzen; die Fremde verhüllte unter krampfhaftem Wehklagen von neuem das Gesicht und Susanne flüsterte ihr bestürzt zu: „um Gottes Willen, Fräulein, sammeln Sie sich, lassen Sie endlich das Kind fortbringen, denn Sie sterben noch in seiner Nähe.“

„Ja... ich will sie nicht mehr sehen, nicht mehr hören,“ rief die Fremde aus. „Man entferne sie und sorge, daß ich sie nie wieder sehe.“

„Komm, Felise,“ setzte die Klosterschwester winkend hinzu. „Armes unschuldiges Kind, die Welt stößt Dich zurück, Deine Verwandten hassen Dich, flüchte Dich hierher wie ich.“

Die Horschschwester, welche seit einem Augenblicke nicht mehr laß, fiel jetzt ein: „Jesus Maria, es ist eine große Sünde sich so dem Gefühle ganz hinzugeben; die Dame scheint außer sich zu sein. — Komm, liebe Schwester, ich will die Thüre öffnen lassen und unsern kleinen Bögling hereinnehmen.“

Dies geschah, die Novize trat an das Gitter und sagte zu der Fremden: „wir werden uns in dieser Welt nie wiedersehen. Gott tröste Sie und erbarme sich unser beider!“

Der schwarze Vorhang fiel darauf zurück und die junge Klosterschwester entfernte sich mit dem Kinde.

Die Fremde ließ sich von der Dienerin fortführen, ohne daß sie ein Wort sagte.

Der alte Diener war bereits zurückgekommen und wartete an dem Wagen.

„Nun,“ fragte Susanne, „wohin wenden wir uns.“

„Ich habe das Haus gleich hier gemiethet; das Fräulein braucht nur über die Straße zu gehen, um zu Hause zu sein.“

2.

Die Klostergemeinde versammelte sich in dem Refectorium als die Schwester Genoveva mit Felise an der Hand erschien. Die Nonnen äußerten laut ihre Freude als sie das kleine hübsche Mädchen erblickten, das sich verwundert umfah, einen Zipfel des Schürzens in der Hand hielt und mit kindlicher Artigkeit knirte. Die Ankunft einer neuen Pensionairin war immer ein Ereigniß, welches das Haus wenigstens acht Tage beschäftigte, zumal da fast alle, die hier erzogen wurden, später auch den Schleier im Kloster nahmen.

Die Superiorin nahm Felise auf die Knie, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Ein Lämmchen mehr in unserer Herde und noch ein Geschenk, das uns Sr. bischöfliche Gnaden von Alois sendet. Wir verdanken ihm bereits unsere Schwester Genoveva.“

Die Speisen waren einfach, aber reichlich und sorgfältig zubereitet und die Laienschwestern verrichteten ihren Dienst mit einer Ordnung, einer Gewandtheit und Klugheit, die nichts zu wünschen übrig ließen. Betreffte Diener würden es nicht besser gemacht haben.

Im Refectorium wie im übrigen Hause fand man Spuren einer Zeit vor dem Einzuge der Nonnen. Hier und da traten unter dem Kalle, womit die Wände überstrichen worden waren, Reste von Malerei hervor und leicht ließ sich darin eine Jagd erkennen. Ueber den Thüren zeigten sich bacchische Trophäen, deren Erklärung den guten Schwestern recht schwer geworden sein dürfte und am Kamminmantel erblickte man das verwishte Wappen, um das herum man die alte Devise lesen konnte: Dieu ayde au premier baron creslien.

„Die liebe Kleine ist nicht,“ sagte eine der ehrwürdigen Schwestern, denn es war nicht verboten bei der Mahlzeit zu sprechen; „sie scheint noch sehr schüchtern zu sein. Angèle, gib ihr doch die Hand.“

Angèle von Chameroi war ein Kind in dem Alter Felisens, zart, niedlich und schön wie ein Engel. Sie wollte die Fremde küssen und sagte zu ihr: „wollen wir Freundinnen sein? Ich habe Dich lieb.“

Felise sah sie verwundert an und antwortete, indem sie das Gesicht abwandte: „ich kenne Dich nicht.“

„Seht die Kleine, wie scheu sie ist!“ sagte eine der Nonnen, „als wäre sie im Walde, unter den Wölfen aufgewachsen.“

„Nein,“ fiel Felise keck ein, „ich wohnte in Toulouse, in einem schönen Hause mit Mama, die eine vornehme Dame war und dann hat mich Tante Philippine hierhergebracht.“

„Ich glaubte, sie habe ihre Mutter bei der Geburt verloren,“ sagte die Superiorin, welche dabei Genoveva fragend ansah.

„Die arme Dame ist allerdings sehr jung gestorben,“ antwortete diese stammelnd, „Felise kann aber doch wohl sich ihrer noch erinnern.“

„Und wie hieß Deine Mutter, mein Lämmchen?“ fragte eine der ältern Nonnen.

Die Novize wurde bei dieser Frage blaß und sah Felise ängstlich an. Das Kind zögerte, besann sich einen Augenblick und antwortete dann:

„Ich weiß es nicht mehr.“

Die Novize athmete wieder freier und bald darauf begaben sich die Klosterschwester in den Garten, obgleich die Winter Sonne sehr matt schien. Schwester Genoveva setzte sich auf eine der Stufen vor der Pforte unter den Pensionairinnen nieder, die um sie herumbüßten. Unter diesen befand sich auch die Schwester Angèle, Cécilie Chameroi, ein blondes, frisches, hübsches Mädchen von etwa zwölf Jahren. Sie trug wie die übrigen ein blaues Kleid und ihr Haar, das in einem Knoten tief im Nacken ruhte, war mit einem Häubchen von schwarzer Gaze bedeckt, dessen Bänder unter dem Kinn zusammengebunden waren. Unmöglich konnte man sich ein schelmischeres Gesicht als das ihrige unter dem Schleier denken. Ihre jüngere Schwester dagegen hatte sanfte ruhige Züge. Sie waren Waisen und für das Kloster bestimmt. Die ältere erinnerte sich undeutlich des Vaterhauses, die jüngere war von der Amme in das Kloster gebracht worden und beide hatten keine Idee von dem, was draußen in der Welt vorging.

Felise, die vor Genoveva stand, weigerte sich hartnäckig an den Spielen der Pensionairinnen Theil zu nehmen, so daß Cécilie endlich sagte: „wie müssen die kleine Wilde zahm zu machen suchen. Erlauben Sie, Schwester Genoveva, daß ich sie nach Bethlehem führe und ihr das Jesuskind zeige.“

„Ja, wir wollen fort,“ rief Felise aus, indem sie die Hand der kleinen Angèle ergriff. Genoveva nahm den Arm Céciliens und flüsterte seufzend: „das arme Kind glaubt, wir wollten es weit fortführen.“

Sie schlugen einen Weg ein, der in das Gebüsch führte, wo ein Häuschen stand.

„Sieh geschwind hinein,“ sagte Cécilie, indem sie die Kleine mit sich fortzog.

Es war ein sehr einfaches Landhaus, in welchem die

Nonnen jedes Jahr am Weihnachtsfeste die Geburt Christi darstellten. Ein einfacheres und originelleres Bild ließ sich nicht wohl denken. Grüne Zweige, Moos und Steine bildeten die Landschaft und den Himmel darüber vertraten blaue Papierbogen mit silbernen Sternen. Ein im Moose verstecktes Glasbecken stellte einen See vor, in welchem Goldfischchen schwammen. Der Stall, in welchem der Heiland zur Welt kam, hatte ein Strohdach, das auf goldenen Stäben ruhte und um dem Ganzen ein noch anständigeres Ansehen zu geben, hatten die guten Klosterschwester über der Krippe einen — Spiegel angebracht. Nonnengebald hatte dazu gehört die Personen zu bekleiden, welche in ihrem schönsten Puge erschienen, um den Neugeborenen anzubeten. Es gab da Leute aus jedem Stande, von der Stallmagd und dem Wasserträger bis zur vornehmen Dame in Hoftracht und zum Finanzmann in großer Perrücke. Inmitten der Menge sah man auch einen Mann in langem schwarzen Gewande mit weißem Krägelschen und breit-schirmigem Hute, welcher der Geberde nach einer Nonne, die dem Jesuskinde Oesterreich brachte, seinen Segen ertheilte.

Felise, die auf der Schwelle der Krippe gegenüber stand, war entzückt und plötzlich mit dem Aufenthalte im Kloster ausgesöhnt, denn es konnte ihrer Meinung nach in der Welt nichts Schöneres geben als diese Menge prächtig angeputzter Puppen. Nachdem sie von ihrem Erstaunen sich wieder etwas erholt hatte, wollte sie wissen, wie alle die Leute oder Puppen hießen und Cäcilie erklärte ihr alles. Bei dem schwarzgekleideten Manne sagte sie ernsthaft: „dieser ist leibhaftig hier, denn er ist der ehrwürdige Vater Voinet, der Beichtvater des Klosters.“

„Er ist sehr häßlich“, fiel Felise naiv ein.

Die kleine Angèle hatte unterdeß ein einzelnes frühzeitiges Weilchen gefunden, und sie brachte das duftige Blümchen der Schwester Genoveva, die es an ihre Brust steckte und durch den Duft Erinnerungen an frühere Zeiten in sich weckte, welche Thränen in ihre Augen brachten. Die Glocke rief bald darauf die Schwestern in das Haus zurück, denn die Stunde war gekommen, in welcher sie sich mit Nadelarbeiten zu beschäftigen hatten. Die Superiorin bestimmte, daß sofort der Anzug für Felise gearbeitet werde.

3.

Trotz der Aufmerksamkeit, trotz allen Zeichen von Zuneigung und kleinen Schmeicheleien, welche in den Klöstern die neuangekommenen Pensionärinnen gewöhnlich finden, gelang es nicht ganz, Felise an das ihr so neue Leben zu gewöhnen. Sie fürchtete sich vor Niemanden und liebte nur die Schwester Genoveva. Doch unterwarf sie sich den leichten Pflichten, die ihr auferlegt wurden und sie lernte gefest gehen, sowie die christlichen Redeformeln gebrau-

chen, die im Hause gebräuchlich waren. Mehr verlangte man in den ersten Monaten nicht von ihr.

In dieser Zeit legte die Schwester Genoveva das Gelübde ab und versprach der Sitte gemäß ohne Pomp, fast ohne Förmlichkeiten, treu ihre religiösen Gelübde zu halten; dann empfing sie den schwarzen Schleier von der Hand der Superiorin und unterzeichnete die betreffende Urkunde.

Die Schwester Genoveva zeigte dabei eine seltene Festigkeit, als sehne sie sich nicht im mindesten nach der Welt, von der sie sich für immer schied. Sobald sie aber allein in ihrer Zelle war, sank sie auf ihre Kniee nieder, erhob die Hände gen Himmel und rief, während Thränen ihr Gesicht überströmten: „Herr, Herr, verstoße Die nicht, die in ihrer Noth zu Dir gekommen ist. Nimm mich auf, mein Gott, da ich jetzt Dir angehöre.“

Sie wollte noch weiter beten, aber ihre Seelenstärke war erschöpft. So fand sie Cäcilie von Chameroy, die verwundert ausrief:

„Schwester, theure Schwester, Sie weinen am Tage Ihres Professes? Herr Gott, fühlen Sie keinen wirklichen Beruf?“

Schwester Genoveva sammelte sich allmählig und sprach sodann: „Weinen, mein Gott, habe ich geweint? Was habe ich in der Welt zurückgelassen, nach dem ich mich sehnen könnte? Bin ich nicht überglücklich, hier eine Zuchtstätte gefunden zu haben? Ach, ich muß dem Herrn danken, der mir seine Hand geöffnet und mir einen Platz in dieser Klostergemeinde gegeben hat.“

„Sie sind auch eine Waise, Schwester?“ fragte Cäcilie seufzend.

Die Nonne nickte.

„Und entschlossen sich in's Kloster zu gehen, da Sie keine Stütze mehr in der Welt hatten?“ fuhr das Mädchen lebhaft fort. „Sie kamen aus eigenem Antriebe her? Ach, wenn ich nach dem Verluste meiner Aeltern alt und verständig genug gewesen wäre, würde ich freiwillig nicht hier erschienen sein.“

„Es steht Dir der Austritt aus dem Hause noch offen, mein Kind.“

„Aber wohin soll ich mich wenden?“

„Mein Kind, es ist eine Sünde, sich solchen Gedanken hinzugeben. Unterwerfen wir uns lieber dem Schicksale, das die Vorsehung uns bestimmt hat, und suchen wir die Pflichten zu lieben, die uns obliegen. Was fehlt auch hier zum Wohle des Körpers und der Seele? Gibt es in der Welt einen angenehmeren und friedlicheren Aufenthalt?“

„Ich denke doch nur an einen anderen“, entgegnete Cäcilie.

„An das Haus Deiner Aeltern?“

„Es war ein altes sehr verfallenes Haus“, antwortete Cäcilie aufrichtig, „das in ein dunkles Gäßchen sah, wo es kaum Mittags hell wurde. Mein Vater war da

nach seiner Ankunft in Paris abgestiegen; er war ein guter Edelmann, ein tapferer Offizier, der sich im Dienste des Königs ruinirt hatte. Meine Mutter hatte ihn begleitet. Er gedachte eine Pension zu erlangen und wollte mit dieser auf's Land zurückkehren. Nach vier Jahren hatte er nichts erlangt und in welcher Armuth lebten wir da! Ich sehe meinen armen Vater noch, wie er an dem Fenster in einer großen ungeheizten Stube seine Bittschreiben schrieb und sie der Mutter vorlas, welche mit mir den ganzen Tag im Bette blieb, weil es zu kalt in der Stube war. Nur Sonntags gingen wir aus, um die Messe zu hören, und ich freute mich die ganze Woche darauf. In dem ärmlichen Hause kam Angèle zur Welt und an demselben Tage starb meine gute Mutter."

"Und was geschah nach diesem Unglücke?" fragte die Schwester Genoveva gerührt.

"Ach, nach dem ersten Unglücke kam ein anderes", antwortete Cäcilie. "Mein Vater wurde krank und man überzeugte sich bald, daß er sich nicht wieder erholen würde. Doch kam ihm in den letzten Tagen die Vorsehung zu Hülfe. Ein entfernter Verwandter, der von seiner traurigen Lage gehört hatte, eilte nach Versailles und bat für ihn. Er stand da in ziemlichem Ansehen und erhielt alles, was er verlangte; aber die Wohlthaten des Königs kamen zu spät. Ehe unser Vater starb, empfahl er uns dem alten Verwandten und ersuchte ihn, unser Vormund, unser Wohlthäter zu werden, dann hielt er eine Anrede an mich, die ich nicht verstand, die ich aber weinend anhörte. Nachdem er den Geist aufgegeben hatte, brachte mich unser Verwandter, der Baron v. Favras, hierher, und die Frau Superiorin willigte ein, auch Angèle aufzunehmen, die noch ein ganz kleines Kind war."

"Hat dieser Oheim ferner noch an Euch Antheil genommen?" fragte die Schwester Genoveva. "Kommt er bisweilen hierher?"

"Niemals", antwortete Cäcilie, "obgleich er ganz in der Nähe wohnt. Er kennt uns kaum und kann uns nicht lieben. Wir haben in der Welt keinen anderen Vater, als den lieben Gott."

4.

Nachdem die Schwester Genoveva den schwarzen Schleier genommen hatte, erhielt sie die Weisung, der Lehrerin der Pensionärinnen beizustehen. Die Aufgabe war nicht schwer; man kümmerte sich nicht um große Gelehrsamkeit, und mehrere der Nonnen hatten nie ein anderes Buch aufgeschlagen als ihr Gebetbuch. Dagegen gab es kein Haus, in dem man so schöne Bilder stückte und Altarbouquets von Blüthen und Goldpapier machte.

Die junge Nonne konnte sich also mit der Erziehung Feliße's beschäftigen. Zuerst bemühte sie sich, den feurigen unbeugsamen Sinn der Kleinen zu brechen, aber es gelang ihr nur unvollkommen. Feliße widerstand allen Ermahnun-

gen und Befehlen, gab aber leicht der Bitte nach, denn sie liebte die Tante mit aller Zärtlichkeit, deren das leichtsinnige und selbstsüchtige Kinderherz fähig ist.

Die Zeit verging unterdeß. Angèle und Feliße waren wohl noch Kinder, aber Cäcilie hatte ihr sechszehntes Jahr erreicht und war ein schönes frisches Mädchen geworden. Der Augenblick näherte sich, in welchem sie das Novizengewand anlegen sollte und sie schien ihn ohne Furcht und Angst zu erwarten, denn sie war immer heiteren Sinnes. Erst kurz vor dem feierlichen Tage stellte sich ein Widerwille ein, den sie auch dem Beichtvater nicht verschwie. Um alle Förmlichkeiten zu erfüllen, beschied die Superiorin den Vormund Cäciliens in das Sprachzimmer, damit er seine Einwilligung gebe, daß Cäcilie den Schleier nehme. Die Novize wankte an das Sprachgitter, kam aber entzückt und jubelnd zurück, denn der Baron von Favras hatte seine Einwilligung nicht gegeben. Cäcilie sollte mit ihrer Schwester das Kloster verlassen.

Auch wurden beide wirklich noch denselben Tag entlassen, wie es die Superiorin Abends erzählte.

Diese unerhörte Neuigkeit brachte unter den Klosterschwestern unbeschreibliche Bestürzung und Verwunderung hervor.

"Jesus, mein Heiland," rief die eine aus, "der Mann muß ja ein Götzendiener, ein Atheist, ein Hugonot sein . . ."

"Glaubt mir, Schwestern," fiel eine andere ein, "seine bösen Pläne werden nicht gelingen; die lieben Schwestern werden sich nicht zufrieden geben, bis er sie uns zurückgebracht hat."

"Ich habe mit der Schwester Ursula gesprochen, die dem Manne die Thüre des Sprachzimmers öffnete," sagte eine dritte. "Er ist alt und ganz gelähmt von Gicht und Rheuma. Sein Diener mußte ihn bis in das Sprachzimmer führen. Was er sagte, konnte Schwester Ursula nicht hören, aber er schien in zornigem Tone zu sprechen. Auch gab unsere ehrwürdige Superiorin sofort nach, denn er schien wohl fürchterlich zu drohen."

"Möge der Herr die armen Kinder bald wieder von dem Joche des Bösen befreien!" betete die, welche zuerst gesprochen hatte, Mutter Perpetua.

Schwester Genoveva saß während dieser Gespräche bei Seite, weinte still unter ihrem Schleier und drückte die Hand Feliße's, welche leise und betrübt zu ihr sagte:

"Hörst Du? Die beiden Chameroys sind fort und sie haben Dir nichts gesagt. Und Du hattest sie doch so lieb!"

Genoveva dankte im Herzen Gott für dieses Ereigniß, welches das Schicksal ihrer jungen Freundin änderte, aber es lag von diesem Augenblicke an eine noch schmerzlichere Trauer auf ihrer Seele, denn jene Trennung entzog ihr einen zarten Trost, welchen ihr bisher der immer heitere Sinn Cäciliens gewährt hatte.

Sie versiel sogar allmählig in eine geistige Erschlaffung und körperliche Abzehrung. Sie glich einer jungen kräftig treibenden Pflanze, welche an einen Ort ohne Sonne und Licht verpflanzt wurde und da langsam hinwelkt. Sie vegetirte einige Jahre hin, ohne sich zu beklagen, ja ohne zu wissen, daß ihr Leben fast zu Ende sei. Fast bis zum letzten Tage begab sie sich ihrer Pflicht gemäß in den Chor und nahm sich gewissenhaft der Pensionärinnen an.

Eines Abends fühlte sie sich so schwach, daß sie nicht allein in ihre Zelle hinauf gehen konnte und ohnmächtig in die Arme der sie begleitenden Schwestern sank. Die Superiorin eilte alsbald herbei und ließ den Vater Voinet rufen. Die Schwester Genoveva sprach bereits nicht mehr; sie athmete keuchend und die halb geöffneten Lider ließen nur die Hälfte der blaßblauen Augensterne sehen, deren sanfter Ausdruck bereits erloschen war. Sie verschied so ohne Leiden mit einem schwachen Seufzer wie ein Kind, das einschläft.

Felise hatte man gleich im Anfange entfernt und sie verbrachte die Nacht in einer entfernten Zelle. Sie schlief da unbeforgt, denn sie dachte nicht an den Tod. Früh, als das erste Angelus läutete, stand sie auf und ging leise hinaus, um die anderen Pensionärinnen aufzusuchen. In diesem Augenblicke erschien die Superiorin selbst, um ihr das traurige Ereigniß zu melden.

„Meine liebe Tochter,“ sagte sie, indem sie das Kind in die Zelle führte, „knie nieder und bringe dem Herrn Dein Herz und Deine Seele dar, damit er sie tröste. Du hast in früher Jugend eine schwere Betrübniß erfahren.“

Felise gehorchte, indem sie die Superiorin mit ihren großen blauen Augen ansah, in welchen sich mehr Erstaunen als Besorgniß aussprach.

„Bete, mein Kind,“ fuhr die Superiorin fort, während die Glocken das Sterbegeläute begannen, „bete und beuge Dich; Gott hat uns die Schwester Genoveva genommen. Sie ist in den Himmel gegangen zu den Engeln.“

„Sie ist gestorben? Nein, nein, das glaube ich nicht,“ rief Felise aus, indem sie nach der Thüre zu eilte. Die Superiorin konnte sie nicht zurückhalten und die Klosterschwester, die ihr begegneten, vertraten ihr vergebens den Weg. Sie lief so laut weinend nach der Zelle der Schwester Genoveva und blieb dann wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle stehen. Die arme Verstorbene lag da auf ihrem Bette in ihrem Nonnengewande, das Crucifix in der Hand haltend. Ihr Gesicht war so weiß und so ruhig, daß man sie für die Marmorstatue einer Heiligen des Ordens hätte halten können.

Felise stierte dieses traurige Bild lange unerblickt an, dann kniete sie in einer Ecke der Zelle nieder und stützte das Gesicht an die Wand. Die Ermahnungen des Vaters Voinet und die Trostworte, die ihr die Superiorin

zusprach, blieben gleich wirkungslos; man konnte sie weder bewegen die Ecke zu verlassen, noch ein Wort aus ihr bringen. Ihr Schmerz äußerte sich nur durch einiges Schluchzen und unwillkürliches Bittern. Sie weinte nicht.

Eine Stunde später kam die ganze Klostergemeinde in Procession an, um die Leiche Genovevas der Sitte gemäß in den Chor zu stellen, wo sie bis zum nächsten Tage bleiben sollte. Felise stand von selbst auf und folgte dem Trauerzuge. Den übrigen Tag und in der folgenden Nacht, während die Nonnen beteten, hielt sie sich bei Seite, zusammengefunken auf die Knie. Weder die Ermahnungen, noch die Befehle der Superiorin vermochten sie dieser Unbeweglichkeit zu entreißen. So wohnte sie auch der Bestattung bei. Als aber Alles vorüber war, als man den Sarg in die Gruft in der Kirche hinabgelassen hatte, ging der stille Schmerz in entsetzliche Verzweiflung über. Das unglückliche Kind stieß die Klosterschwester zurück, die sich um sie bemühten und lief schnell hinweg, aber bald verließen sie die Kräfte und am Fuße der großen Treppe blieb sie stehen.

„Mein liebes Kind,“ sagte die Superiorin sanft, aber doch in gebietendem Tone zu ihr, „Du sündigst schwer gegen Gott und Dich selbst, indem Du Deinen Schmerz so wenig beherrschest. Der Schmerz einer christlichen Seele darf sich nicht so äußern.“

„Ich möchte Sie um eine Gnade bitten, ehrwürdige Mutter,“ unterbrach Felise die Superiorin. „Sie werden und können mir dieselbe nach einem so großen Unglücke nicht versagen.“

„Sprich, mein liebes Kind, ich will Dir gern Alles gewähren, was zu Deinem Troste dienen kann. Was wünschst Du?“

„Ich will sogleich aus diesem Hause fort,“ antwortete Felise, indem sie sich mit verstörtem Blicken umsah, „ich will weit, weit fort von hier.“

Nach dieser unerwarteten Erklärung erhob sich ein allgemeines Gemurmel des Erstaunens und des Unwillens. Nie hatte ein im Kloster erzogenes Mädchen solche Worte gesprochen, die man fast für Gotteslästerung ansah. Die Superiorin erhob die Hände gen Himmel und sprach: „Der böse Geist will dieses schwache Geschöpf verderben. Betet für die Arme, meine lieben Schwestern, denn wir haben hier eine Seele wieder für Gott zu gewinnen.“

Sie entließ darauf die Klosterschwester, trat zu Felise und sagte ihr in ihrem gewöhnlichen geduldigen milden Tone:

„Komm, mein liebes Kind, Dein Körper ist so krank wie Deine Seele; Du kannst Dich kaum aufrecht erhalten. Stütze Dich auf meinen Arm.“

„Wohin wollen Sie mich führen?“ fragte Felise mit verzweiflungsvoller Geberde; „soll ich in die Zelle meiner Tante Genoveva, ins Chor, in den Arbeitsaal, in den

Garten gehen, wo ich sie sonst sah? Nein, nein; weil sie nicht mehr da ist, mag ich auch nicht mehr hingehen.“

„Ich will Dich in meine eigne Zelle führen, mein Kind,“ antwortete die Superiorin voll Mitleid; „und ich selbst will Dich pflegen und trösten. Du wirst Dich trösten, meine liebe Felise; Gott prüft bisweilen die Seiligen und sendet ihnen tiefe Trauer, aber sein Erbarmen erleichtert die bedrückten Herzen bald. Der Schmerz, den Du empfindest, geht vorüber, nur die Verdammten leiden in aller Ewigkeit. Bald wirst Du erkennen, daß der Herr Dir nicht Alles genommen hat. Du hast freilich eine Dir sehr werthe Person verloren, aber es bleibt Dir eine zahlreiche Familie: ich bin Deine Mutter, meine liebe Felise, und alle Klosterschwester sind Deine Schwestern.“

Da die Kleine den Kopf nach der Seite wendete und einen Schritt rückwärts trat, so fuhr die Superiorin in strengem und traurigem Tone fort:

„Folge mir, mein Kind, gehorche; wenn ich Dich nicht überreden könnte, müßte ich mich leider entschließen, Dich zu zwingen.“

Felise blieb unbeweglich und antwortete nicht. Da rief die Superiorin zwei Laienschwestern und befahl denselben, die Kleine in die Zelle neben der ihrigen zu bringen und sie keinen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Dieses nette, helle Zimmerchen sah in den Garten und die Herbstsonne sandte ihm freundliche Strahlen zu. Eine Laienschwester blieb bei der jungen Pensionärin und leistete ihr schweigend Gesellschaft. Jeden Morgen verbrachte die Superiorin eine Stunde bei ihr und jeden Abend kam sie ebenfalls; aber ihre Geduld, ihre unerschöpfliche Milde und ihre Gewandtheit, Herzen zu gewinnen, scheiterten an dem leidenschaftlichen Schmerz, mit welchem sich wohl seltsame Entschlüsse vermischten. Felise blieb jedem Troste unzugänglich. Oftmals saß sie Stunden lang schweigend in der dunkelsten Ecke der Zelle, den Kopf auf die Brust gesenkt und, wie es schien, in Träume versunken; häufig aber auch bekam sie Anfälle von Verzweiflung, die sie fast aufrieben und denen eine völlige Ermattung zu folgen schien.

Der Beichtvater wurde natürlich zu Rathe gezogen und als er vernahm, daß sich in dem Zustande der Kleinen durchaus keine Aenderung zeige, sprach er nach einigem Nachdenken: „So muß sie das Kloster auf einige Zeit verlassen.“

„Sie ist eine Waise; welchen Händen könnte man sie ohne Sorgen übergeben?“

„Sie wurde, wie Sie sich erinnern werden, vor neun Jahren von einer Dame hierher gebracht, die eine nahe Verwandte, die eigene Schwester ihrer Mutter war und weit herkam, um sie diesem Kloster zu übergeben. Seitdem hat die Dame von Zeit zu Zeit Jemanden an das Sprachgitter geschickt, um sich nach der Schwester Genoveva

zu erkundigen und sich dem Gebete derselben zu empfehlen. Sie wohnt ganz in der Nähe und wird sich nicht weigern, ihre Nichte in ihrem Hause aufzunehmen.“

„Aber ich begreife nicht . . .“

Sie wird bald selbst darum bitten, wieder in das Kloster gebracht zu werden . . . Verschweigen Sie ihr unseren Plan bis zum letzten Augenblicke, ich will mich bemühen, die Sache zu einem guten Ende zu führen.“

Am zweiten Tage darauf kam Pater Boinet wieder und berichtete: „mit Gottes Hilfe ist Alles gut gegangen. Die Dame, bei der ich erschien, beklagte den Tod der Schwester Genoveva sehr, aber ihre Nichte wollte sie nicht zu sich nehmen und es dauerte lange, ehe ich diesen Vorsatz beseitigen konnte. Jetzt lassen Sie das halsstarrige Kind rufen.“

Felise trat mit ernst-gleichgiltigem Gesichte ein; sie erwartete vielleicht eine strenge Vermahnung und man sah es ihr an, daß sie entschlossen war, dieselbe mit ruhigem Schweigen hinzunehmen. Aber der Pater Boinet sagte freundlich zu ihr:

„Du hast den Wunsch geäußert, das Haus zu verlassen; verharrest Du dabei?“

„Ja, ehrwürdiger Vater,“ stammelte Felise.

„So wirst Du es noch heute verlassen. Deine Tante, Philippine von Saulieu, wird Dich aufnehmen.“

„Meine Tante Philippine?“ wiederholte Felise in unklarer Besorgniß, denn sie hatte die traurige Erinnerung nicht vergessen.

„Man wird Dich in ihr Haus führen, mein Kind,“ setzte die Superiorin hinzu; „gebe der Himmel, daß Du da den Trost findest, der Dir hier fehlt. Liebe sie, ehre sie, lebe in der Furcht Gottes und bedenke, daß unser Haus denen stets offen steht, welche, von der Welt getäuscht, da Ruhe suchen wollen.“

Felise zögerte einen Augenblick; auf der einen Seite sah sie das ernste und finstere Gesicht ihrer Tante neben der alten Susanne, auf der andern die öde, leere Stätte, wo die Schwester Genoveva gelebt hatte. Das Gefühl dieses schmerzlichen Verlustes legte; sie that unwillkürlich einen Schritt nach der Thüre hin und sagte kaum hörbar: „ich bin bereit.“

5.

Fünzig Schritte etwa von dem Kloster stand ein ziemlich großes Haus, dessen Fassade durch eine Wand ohne Fenster, welche nur ein Thor hatte, verdeckt war. Der Hof, welcher dieses Gebäude von der Straße trennte, war mit Linden bepflanzt, die seit mehreren Jahren von keinem Weile berührt worden waren und deren dichtbelaubte Zweige kühlten Schatten gewährten. Weiterhin öffnete sich eine Halle der die Nähe der Bäume die geringe Helle entzog, welche ein vergittertes kleines Fenster darin hätte verbreiten kön-

nen. Eine breite Treppe mit steinerner Rampe nahm die eine Seite ein, aber schon bei dem Anblicke der Stufen auf denen hoch der Staub lag, erkannte man, daß die oberen Stockwerke nicht bewohnt waren. Nach der Vorhalle folgte ein Vorzimmer, das so groß war, daß die ganze Dienerschaft eines spanischen Granden darin Platz gehabt hätte, und wo es selbst am Mittage nicht hell wurde.

Felise kam in diesem stillen düsternen Hause mit Susanne an, welche sie an der Pforte des Klosters in Empfang genommen hatte. Die Dienerin sah noch immer so ärgerlich und verdrossen aus, wie sonst. In diesem Augenblicke namentlich schien sie aufgebracht zu sein und sie murmelte unverständliche Worte vor sich hin. In dem Vorzimmer traf sie den alten Valin, der wie sonst schwarz gekleidet, stumm und steif war. Als er durch einen Blick von der Seite Felise erkannt hatte, öffnete er ihr die Thüre eines Zimmers und trat bei Seite, um sie vorüber gehen zu lassen. Ob sie gleich von Natur keinesweges schüchtern war, so trat sie doch mit klopfendem Herzen in das große dunkle Zimmer, in welchem sie im Hintergrunde Jemanden steif und unbeweglich stehen sah. Eine ziemlich lange Zeit stand sie unentschlossen da, bis sie endlich stammelte: „Tante, Sie kennen mich wohl nicht mehr.“

„Doch, ich erkenne Dich wieder, Felise,“ antwortete Fräulein von Saulieu, die das Gesicht mit einem Gefühle des Schmerzes und des Widerwillens abwendete; aber sie überwand dieses Gefühl und setzte hinzu: „Du befindest Dich also im Kloster so schlecht, daß Du dasselbe verlassen wolltest?“

„Ja, seit ich meine gute Tante Genoveva verloren habe“, antwortete sie weinend. „So lange sie lebte, würde ich mich nie entfernt haben. Wie hätte ich sie verlassen können! Ich liebte sie so sehr! Ich war als kleines Kind zu ihr gekommen und kannte Niemanden von unserer Familie, denn Sie, Tante, sah ich nicht und hatte ich fast vergessen.“

Bei diesen Worten schlug sie die Augen auf, um das edle schöne Gesicht wieder zu erkennen, das nur undeutlich in ihrer Erinnerung sich erhalten hatte; aber sie glaubte nicht dieselbe Person wieder zu sehen. Das schöne blonde Haar, das sonst in goldigen Ringeln herabgefallen, war gänzlich ergraut und umfaßte eine von Runzeln durchfurchte Stirn; die Wangen sahen fahl und welk aus und ein vorzeitiges Alter hatte die königliche Gestalt gebeugt. Fräulein von Saulieu erschien noch immer in der Trauer wie damals als sie in Paris ankam. Felise betrachtete sie einen Augenblick mit Verwunderung und Trauer und sagte dann seufzend: „Haben Sie die tiefe Trauer wegen meiner Tante Genoveva angelegt?“

„Ich trage sie seit zehn Jahren und werde sie mein

Lebenlang nicht ablegen,“ antwortete Philippine von Saulieu.

Gleichzeitig mit Felise war Susanne eingetreten um hier schon mit Besorgniß auf den Eindruck zu lauschen, den dieses erstes Beisammensein auf ihre Gebieterin machen würde. Da dieselbe bereits ruhiger zu sein schien, sagte sie zu dem Mädchen: „Wollen Sie nicht in Ihr Zimmer gehen?“

„Wie es beliebt,“ antwortete Felise, denn sie schien nicht ungern von dem Fräulein, ihrer lakonischen Tante, erlöset zu sein. Als sie ihre Verbeugung gemacht und sich umgedreht hatte, sah ihr Fräulein von Saulieu nach und flüsterte mit einem Seufzer, der aus blutendem zerrissenen Herzen zu kommen schien: „Mein Gott, welches Opfer!“

Dann setzte sie sich an ihren gewohnten Platz und nahm ihren Stuhlrahmen.

Das Zimmer neben dem, welches Philippine von Saulieu bewohnte, war in Eile zur Aufnahme Felises eingerichtet worden, aber es gewährte bei weitem nicht den netten freundlichen Anblick wie die Zellen in dem Kloster; die Wände waren getäfelt und bemalt, meist weiß auf graulichem Grunde, was einen melancholischen Eindruck machte.

Der Tag neigte sich zu Ende und die hohen Fenster, welche in den Garten gingen, ließen nur noch ein schwaches Licht hereindringen, das mehr und mehr schwand. Der Herbstwind rauschte durch die Thüren und bewegte die Vorhänge. Felise setzte sich frierend auf einen Sessel und musterte das Zimmer mit betrübtem Blicke. Susanne zündete zwei Kerzen an, öffnete eines der schönen mit Perlmutter und Schildkrot ausgelegten Meubels, die sonst Cabinets hießen und die Stelle des Secretairs und der Commode vertraten und ordnete darin die bescheidenen Kleider- und Wäschvorräthe Felises. Darunter befand sich auch das Kästchen, welches Fräulein von Saulieu der Schwester Genoveva übergab, als sie ihr die Kleine zuführte. Felise kannte dies nicht und wußte nichts davon, da es immer in der Verwahrung der Superiorin gewesen war. Susanne stellte es sofort in ein geheimes Fach, dann zog sie die Bettvorhänge auseinander und sagte zu Felise, die ihr zugesehen hatte, ohne ein Wort zu sprechen: „Nun, Fräulein, mögen Sie zu Abend speisen und dann zu Bett gehen.“

„Schon?“ entgegnete Felise; „im Kloster ging man erst um neun Uhr zu Bett. Ich bin noch nicht schläfrig und will den Abend über meiner Tante Gesellschaft leisten, wenn sie es erlaubt.“

(Fortsetzung folgt.)



Felise.

Novelle

von

Madame Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Das Fräulein begiebt sich stets zur Ruhe, sobald es Nacht wird und dann rührt sich in dem Hause Niemand mehr.“

„Herr Jesus, was sagen Sie mir da! Unsere hochwürdige Mutter Superiorin sagte immer, man müsse, um von bösen Träumen verschont zu bleiben, den Geist aufheitern, ehe man zur Ruhe gehe und seine Seele heiligen durch Gebet. Was thut meine Tante nach dem Abendessen?“

„Sie hält kein Abendessen; ich werde ihr bald einen Zwieback und ein Glas Wasser an ihr Bett bringen; das ist ihr Mahl.“

„Zahr aus Jahr ein?“

„Das ganze Jahr über, aber Sie brauchen ihrem Beispiele nicht zu folgen. Es wird Ihnen ein Abendessen aufgetragen werden.“

„Ich habe keinen Hunger,“ antwortete Felise traurig. Als sie aber sah, daß Susanne einen Leuchter nahm und fortgehen wollte, folgte sie ihr lieber, als daß sie bis zum nächsten Tage in dem großen Zimmer blieb. Das Speisezimmer, in welches Susanne sie führte, war groß und düster wie alle Gemächer dieses Hauses. Das Licht der Kerzen reichte nicht bis an die Decke hinauf, die kuppelförmig gewölbt und im italienischen Geschmacke mit Fresken verziert war. In der Mitte des Zimmers stand eine große gedeckte Tafel mit einem einzigen Couvert.

Die arme Felise setzte sich da nieder und aß etwas Obst. Der alte Balin stand unterdeß mit der Serviette auf dem Arme hinter ihr. Das Gesicht des Alten erinnerte sie an ihre erste Jugend und sie gedachte an die schon fern entlegene Zeit, in welcher sie nach einer langen Reise in dem Kloster angekommen war.

„Ich habe Sie seit vielen Jahren nicht gesehen,“ sagte sie, indem sie sich rasch umdrehete, „erkannte Sie aber

so gleich wieder. Sie hätten mich wohl nicht wieder erkannt?“

„Verzeihen Sie,“ antwortete Balin lakonisch.

„Ach,“ fuhr Felise fort, indem sie die Hand in der Höhe des Tisches ausstreckte, „ich war nur so groß als Sie mich an der Pforte des Klosters verließen und mein Gesicht hat sich seitdem doch sehr verändert.“

„Ich würde das Fräulein an der Familienähnlichkeit erkannt haben,“ erwiderte der Diener.

„Sehe ich meiner armen Mutter ähnlich?“ fragte Felise schnell.

Balin seufzte und schüttelte das Haupt.

„So erinnert Sie mein Gesicht an das meines Vaters?“ fuhr Felise fort. „Ach, ich sehe meinen Vater vor mir wie in einem Traume und erinnere mich seiner Züge nur ganz undeutlich.“

„Sie irren sich; das ist gar nicht möglich,“ antwortete Balin.

Felise stützte sich auf den Tisch und sprach langsam wie in Gedanken vor sich hin: „Wir wohnten in einem Schlosse. Es war da ein kleines Zimmer und vor den Fenstern standen viele Rosenbüsche. Es war dies das Zimmer meiner Mutter, glaube ich, aber an diese kann ich mich nicht erinnern. Das Gesicht meines Vaters aber steht immer vor mir. Er hatte eine hohe Stirn und eine etwas blasse Farbe. Eines Tages — und das muß da gewesen sein als ich ihn zum letzten Male sah — war er ganz schwarz gekleidet und ich fürchtete mich wohl vor dieser schauerlichen Tracht, denn als er auf mich zukam und mich küssen wollte, wendete ich mich weinend ab. Es war das nicht mehr in dem Schlosse, sondern an einem Orte, dessen ich mich nicht mehr erinnere . . . Sie waren auch da, Balin; Sie trugen mich in das Zimmer, wo mein Vater war. Dann brachten Sie mich zu meiner Tante Philippine und ich weinte unterwegs, ich weiß nicht warum . . . Sie sehen, daß ich mich an manches noch erinnern kann.“

„Ja wohl,“ antwortete Balin, der erbleichend zugehört hatte und dessen zitternde Lippen kein Wort sprechen konnten; aber Felise bemerkte seine Verlegenheit nicht. Nach einer langen Pause setzte er hinzu: „Gestatten Sie

mir, daß ich Ihnen einen Rath ertheile, Fräulein . . . Sagen Sie Susannen niemals, was Sie eben mir gesagt haben, vor allem aber sprechen Sie mit dem Fräulein nicht davon und fragen Sie dieselbe nie nach Ihrer Familie.“

Dann nahm er einen Leuchter und ging vor Felise her, die in ihr Zimmer zurückkehrte. Susanne war ihr beim Auskleiden behilflich und nahm dann das Licht mit sich. Das arme Mädchen weinte lange in ihrem Bette und erst gegen Morgen sank sie in eine Art Schlummer.

Am Tage wie in der Nacht herrschte tiefe unheimliche Stille in dem Hause, das Fräulein von Saulieu bewohnte, denn dasselbe war von der Straße durch den Hof getrennt und die Thüren blieben fortwährend verschlossen. Es war neun Uhr früh als Felise erwachte und sie stand schnell auf, weil sie ausgescholten zu werden fürchtete, aber Susanne, die bald darauf erschien, sagte ihr, Fräulein von Saulieu stehe erst Mittags auf.

„Sie schläft noch?“ fragte Felise verwundert.

„Sie ruht; ihr Körper ist so schwach.“

„Ja, sie scheint sehr gealtert zu haben,“ entgegnete Felise, indem sie nach zwei Portraits empoblickte, die an der Wand hingen. „Ihr Gesicht ist bleich und runzelig. Welcher Unterschied zwischen ihr und diesem Bilde!“

„So sah sie aus als sie zwanzig Jahre zählte,“ sprach Susanne mit einem Seufzer; „wer würde sie heute wieder erkennen?“

„Ist das andere Bild das Portrait eines Herrn aus unserer Familie?“

Susanne schüttelte den Kopf.

„Ist der Mann gestorben, den es vorstellt?“

Susanne erbehte und sah Felise verwundert und besorgt an, als hätten diese wenigen Worte traurige Erinnerungen in ihr erweckt. Dann sagte sie:

„Achten Sie nie auf diese Bilder und vor allem fragen Sie das Fräulein nie darüber . . . Jetzt können Sie im Garten umhergehen, wenn Sie es wünschen.“

Sie öffnete dabei eine Glashüre und Felise trat hinaus und blickte in einen schmalen ziemlich vernachlässigten Garten, der von hohen Mauern und Gebäuden umgeben war.

Am nächsten Sonntage begleitete Susanne die junge Felise in die Messe und der Gang dahin war ein Fest für sie, denn sie sah und bewunderte überall Schmucksachen, seidene Stoffe, Spitzen zc. Auch wunderte sie sich gar sehr, als sie den Wunsch geäußert hatte, dies und jenes zu besitzen, daß Susanne sofort erklärte, sie würde es am nächsten Tage erhalten, denn sie sei reich. Als sie vollends eines Tages zufällig Perraults Märchen auf einem Kamme gefunden und mit Entzücken darin gelesen hatte, hielt sie sich selbst fast für eine Prinzessin, die von einer bösen Fee in Haft gehalten werde.

Nach einiger Zeit, als sie in ihrer Commode umhersuchte, fand sie das Kästchen, das Susanne darin versteckt

hatte. Sie erkannte sofort darin die Juwelen, welche sie als Kind mit in das Kloster gebracht hatte und vorzugsweise fiel ihr das Medaillon auf, das Ähnlichkeit mit dem Portrait im Zimmer zu haben schien. Dann legte sie zur Unterhaltung den Schmuck an.

„Großer Gott im Himmel, was thun Sie da?“ rief die alte Susanne aus, die leise hereintrat. „Warum legen Sie den Schmuck an? Er darf Niemandem mehr dienen.“

„Warum nicht?“ fragte Felise lächelnd. „Er müßte zu einem Brautkleide reizend aussehen. Susanne, wann werde ich heirathen?“

Die Alte trat bei dieser unerwarteten Frage bestürzt einen Schritt zurück und antwortete dann barsch:

„Sie? Niemals.“

6.

Felise stand in ihrem sechszehnten Jahre und ihre Schönheit entfaltete sich wie eine Rosenknospe. Aber Niemand achtete darauf. Susanne behandelte sie noch immer wie ein kleines Mädchen und Fräulein von Saulieu kümmerte sich so wenig um sie als sonst. Nur einmal als Felise aus dem Zimmer hinausging, blickte sie ihr nach und sagte mit einem Seufzer: „das Kind wird schön!“

Eines Sonntags befand sich Felise mit Susannen in der Messe und zwar wie gewöhnlich im Schatten eines Pfeilers, durch ihre schreckliche Duenna von der Menge getrennt. Von Zeit zu Zeit schlug sie kaum bemerkbar die Augen auf und blickte sich verstoblen um, denn es war ihr größtes Vergnügen die gepuzten Menschen in der Jesuitenkirche zu mustern. Eben als der Gottesdienst beginnen sollte, schritten zwei junge Damen, die sich verspätet hatten, mit einem Diener, welcher ihre Gebetbücher in einem Sammettäschchen trug, durch das Schiff der Kirche. Aller Blicke richteten sich auf sie und sie vernahmen ohne Zweifel auf ihrem Wege mehr als ein schmeichelhaftes Gemurmel. Die eine erschien in Wittventrauer. Sie gingen mit gemessenen Schritten einher, schienen den Eindruck nicht zu beachten, den sie hervorbrachten und nahmen in der vordersten Reihe vor dem Hauptaltare Platz. Felise konnte bei dem Anblicke der beiden jungen schönen Damen einen leisen Ausruf der Verwunderung und Freude nicht unterdrücken, denn sie hatte in denselben ihre Klosterfreundinnen Cécille von Chamerois und deren junge Schwester Angèle erkannt.

„Was haben Sie? Was ist Ihnen?“ fragte Susanne, indem sie Felise erstaunt ansah. „Sie scheinen ja sehr unruhig zu sein.“

„Ach, ich freue mich so,“ antwortete sie leise; „wissen Sie, wer die beiden schönen gepuzten Damen sind? Meine beiden besten Freundinnen, die ich im Kloster hatte. Sie erlauben doch, daß ich mit ihnen spreche, wenn wir die Kirche verlassen?“



Felise.

Novelle

von

Madame Charles Reybaud.

(Fortsetzung.)

„Wie, Herrn von Nemours?“ fragte Felise ernst.

„Herr von Nemours?“ wiederholte die junge Wittwe.

„Kennst Du Jemanden dieses Namens?“

„Nein, aber ich habe einen Theil seiner Geschichte gelesen, er liebt eine vornehme Dame, die leider schon verheirathet ist, die Prinzessin von Cleve. Weißt Du vielleicht, ob sie endlich Wittwe geworden ist und ob sie Herrn von Nemours geheirathet hat?“

„Ach Gott, Du erzählst mir da ja den Roman der Frau von Lafayette!“ rief Cäcilie lachend aus. „An der ganzen Geschichte ist kein wahres Wort, mein Kind.“

„Es ist also auch ein Märchen?“ fragte Felise etwas verdrüsslich. „Es klang doch alles so wahrscheinlich!“ Bald aber gab sie ihren Gedanken eine andere Richtung und setzte hinzu: „wie freue ich mich hier zu sein. Einmal habe ich den schönen Garten von unserm Hause aus gesehen, aber da ahnete ich nicht, daß ich meine besten Freundinnen da finden würde, die beiden Chameroz, wie man im Kloster sagte.“

„Jetzt mußt Du oft kommen,“ sagte Angèle zu ihr; „vielleicht giebt Dir Deine Tante die Erlaubniß, wenn Du sie darum bittest oder wenn wir selbst ihr einen Besuch machen.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie Felise; „wenn sie wüßte, was ich heute Abend gethan habe, wäre alles verloren und ich dürfte Euch gewiß nicht wiedersehen.“

„So soll sie es nie erfahren,“ entgegnete Cäcilie heiter. „Der Weg, den Du heute eingeschlagen hast, hat weder Thür noch Schloß und wird immer brauchbar sein, wenn er auch nicht gerade bequem ist.“

„Und wir werden Dich oft hier erwarten, liebe Felise,“ setzte Angèle hinzu. „Sobald die Sonne sinkt, gehen wir hier im Garten umher und Abends sitzen wir lange auf der

Terrasse, um die frische Luft wie auf dem Lande zu genießen.“

„Und Ihr seid immer allein?“ fragte Felise.

„Bis jetzt immer,“ antwortete Angèle mit einem Acheln und indem sie ihre Schwester ansah. „Cäcilie hat Dir schon gesagt, daß eine junge Wittwe nicht von Jedermann Besuche annehmen kann. Man würde nichts dagegen aussetzen haben, wenn es ihr einfiel einen Ball zu geben, einen kleinen Kreis von Bekannten kann sie aber bei sich nicht sehen, ohne daß die bösen Zungen ihre Bemerkungen darüber machen. Wir würden wirklich ein wahres Einsiedlerleben führen, wenn nicht einige Personen, welche der Herr Baron sonst bei sich sah, uns freundlich aufnahmen und wenn wir nicht bei ihnen gute Gesellschaft fänden.“

„Ach wie glücklich seid Ihr, daß Ihr, wenn Ihr Lust habt, ausgehen, daß Ihr Besuche machen und Euch in Gesellschaften zeigen könnt!“ sagte Felise seufzend; „ich habe keine andere Unterhaltung als den Gang in die Messe und auch diesen nur Sonntags.“

„Sei unbesorgt, liebe Freundin; wir werden darüber nachdenken und Dich Deiner Tante zum Trost in der Gesellschaft einführen, Dich zerstreuen, Dich sogar verheirathen.“

„Ach welches Glück!“ rief Felise aus. Als sie dann alle Uhren in dem Hause schlagen hörte, setzte sie hinzu: „Mitternacht! Schon Mitternacht! Ach wenn meine Tante Philippine, die nie schläft, jetzt an das Fenster träte und mich zurückkommen sähe! Aber sie wird mich nicht hören; ich steige ganz leise wieder hinunter und mache nicht mehr Geräusch als ihre Kage, wenn sie auf dem Teppiche um sie herum geht.“

Nach diesen Worten küßte sie die beiden Schwestern und empfahl ihnen die Leiter an der Mauer zu lassen, damit sie bald wieder kommen könnte. Einige Augenblicke später kehrte sie ohne Licht in ihr Zimmer zurück, kleidete sich aus und hüllte sich mit klopfendem Herzen in ihr großes Bett.

Diese Zusammenkünfte wiederholten sich mehrmals in gleich ungestörtem Glück. Die in der ersten Jugend geschlossene Freundschaft knüpfte sich am leichtesten wieder an. Die sanfte Angèle besonders liebte ihre Klostergefährtin von neuem von ganzem Herzen. Sie besaß eine der liebe-

reichen und wohlwollenden Seelen, welche zu ihrem eigenen Glück das Glück Anderer zählen und sie beschäftigte sich deshalb viel mit dem Felise. Auch die junge Wittve liebte das Mädchen und fand in ihr ein naives Wesen, eine romanhafte Geistesrichtung und eine lebhaftere Phantasie, welche sie ergöhten. Ihre langen Gespräche betrafen immer die Gesellschaft, welche Felise noch gar nicht, nicht einmal von weitem gesehen hatte und die sie sich so reizend vorstellte. Bald war es ihr als kenne sie selbst die Personen, von denen sie so oft sprechen hörte und sie erkundigte sich sogar nach dem Befinden der verwitweten Gräfin von Manicamp, des Marquis von Gandale u. s. w. Die verwitwete Gräfin war eine sehr vornehme, eine schöngeistige und fromme Dame, welche die beste Gesellschaft im Marais bei sich sah und der Marquis von Gandale, ihr Nefse, galt für einen der liebenswürdigsten jungen Adligen und für eine der besten Partien. Der Frau von Favras schilderte ihn als ein vollkommenes Muster von Geist, Muth und ritterlicher Galanterie.

„Wir haben ihm von Dir erzählt, mein Engel,“ sagte sie zu Felise, „und Du kannst kaum glauben, welchen Antheil er an der Schilderung Deiner Gefangenschaft nahm. Er versichert, Du kämst ihm vor wie eine verzauberte Prinzessin in einem Märchen der Frau von Aulnoy und Deine Tante nennt er eine böse Fee. Auch die Frau von Manicamp fragt mich stets nach Deinem Befinden; sie brennt vor Verlangen Dich zu sehen und ich muß ihr durchaus einmal diese Freude machen. Ich habe mich sogar dazu verpflichtet.“

„Bis es geschieht, empfehl mich ihr,“ sagte Felise halb im Ernst, „und sage ihr, daß ich ihre ergebene Dienerin sei.“

So oft der Name des Marquis von Gandale genannt wurde, erröthete Angèle leicht und schlug schweigend die Augen nieder. Felise freilich bemerkte diese Röthe, dieses so berechtete Schweigen nicht und ahnte also auch nicht, daß dies der Gemahl sei, den die Frau von Favras ihrer Schwester zu geben hoffte.

Eines Abends sagte die junge Wittve lächelnd zu Felise: „ich habe einen großen Plan entworfen . . . Die sechs letzten Wochen meiner Trauerzeit sind abgelaufen und es würde nicht mehr unschicklich sein, wenn wir uns etwas häufiger in der Gesellschaft zeigten. Ich bin entschlossen, recht bald einen Ball und ein Concert zu geben. Möchtest Du nicht dabei sein?“

„Ach, ich sollte einen Ball sehen?“ rief Felise mit strahlendem Gesichte aus.

„Und es ist möglich, leicht sogar,“ fiel Angèle lächelnd ein. „Wir haben schon alles berechnet. Wir schmücken Dich so gut als möglich mit einem schönen Kleide, das wir Dir machen lassen.“

„Kleider habe ich zu Duzenden,“ unterbrach sie Felise, „und sehr schöne . . . Die abscheuliche Susanne kauft sie

mir und ich verlange immer neue . . . zum Zeitvertreib . . . Auch Perlen und Edelsteine habe ich.“

„So lege sie an,“ sagte Cécilie heiter, „denn Du mußt wunderbar schön und geschmückt aussehen.“

„Ach, liebe Felise,“ fiel Angèle ein, „wie werde ich mich freuen, Dich so bis mitten in den Saal führen und Dich allen vorstellen zu können! Wie stolz werde ich auf die Lobsprüche sein, die man Deiner Schönheit und Anmuth ertheilen wird!“

„Ach ich werde mir da vorkommen wie Aschenbrödel,“ antwortete Felise; „es fehlt mir nur der gläserne Pantoffel.“

„Und der Königssohn, der Dir seine Huldbigung darbringt,“ fiel die Frau von Favras lachend ein. „Du wirst Dich mit minder glanzvollen Eroberungen begnügen müssen.“

Acht Tage lang dachte Felise an nichts als an dieses ihr versprochene Ballfest. Eines Abends endlich, als das Zwielicht allmählig erlosch, entschlüpfte sie wie gewöhnlich ihrer Tante und gelangte in den Garten der Frau von Favras. Man hatte absichtlich diese Seite der Terrasse im Dunkel gelassen und Felise konnte ohne bemerkt zu werden in ein Zimmer des Erdgeschosses gelangen, wo Angèle sie erwartete.

„O der prächtige Schmuck! Mädchen, Du blendest!“ rief die Freundin aus. „Das sind Edelsteine, die eine Königin tragen kann.“

„Ich habe mich fast ohne Licht angekleidet,“ antwortete Felise, indem sie an einen großen Spiegel trat, in welchem sie sich vom Kopfe bis zum Fuße betrachten konnte. Sie hatte ein Kleid von silbergrauem Taffet ohne alle Stickerei und Verzierung angelegt; aber die Einfachheit dieses Anzuges, welchen Susanne zu den Sonntagsausgängen hatte machen lassen, wurde durch die kostbaren Juwelen gehoben, die Felise aus ihrem Schmuckkästchen genommen hatte. Die schwarzen Wellen ihres Haares waren von langen Perlen- und Diamantschnuren durchzogen und eine Edelsteinkette umgab oben ihr Leibchen, von wo sie bis auf den Gürtel herabfiel. Dieser reiche Schmuck paßte bewundernswürdig für den königlichen Wuchs und die stolze Schönheit Felises. Auch wußte sie dies recht gut, denn als die Frau von Favras eintrat, sagte sie: „Ich bin bereit.“

„Noch einen Augenblick,“ fiel Angèle ein; „Dein etwas zu ernster Schmuck muß durch Blumen heiterer gemacht werden.“ Und das liebenswürdige Mädchen befestigte an der Brust Felises ein Bouquet von Rosen und Jasmin, wie sie selbst auch an ihrem Kleide von weißem Damaste trug.

Als Felise an der Hand der Frau von Favras in dem Salon erschien, entstand ein allgemeines Gemurmel; die Tänzer blieben stehen, die Spieler vergaßen ihre Karten. Man mußte bei dem Anblicke dieser stolzen Schönheit an die Frauen der vergangenen Zeiten, an die Heldinnen Ariosts, an die schönen Florentinerinnen des Decameron denken.

Das schwarze Haar, die geraden Brauen, die Augen, deren blaßes Blau unter langen Lidern glänzte, der bald kalte, bald traurige und glühende, meist träumerische Blick, alle diese Eigenthümlichkeiten, alle diese Contraste machten das Mädchen zu einem ungewöhnlichen reizenden Wesen, das man ohne Theilnahme nicht ansehen konnte. Sie war aber auch von diesem ihrem ersten Triumphe gleichsam berauscht und es war ihr, als nehme sie erst in diesem Augenblicke die ihr gebührende Stelle ein, als mache ihre Schönheit sie zur Königin in der Welt, die sie mit ihrer Huldigung und Bewunderung umgab.

Die Spieler hatten unterdeß wieder zu ihren Karten gegriffen, die Länger vollendeten die Menuett und die ältern Damen setzten ihr Gespräch fort. Felise ging anfangs an der Hand der Frau von Favras einmal im Saale herum. Als sie die Frau von Manicamp begrüßt hatte, sah die alte Dame sie unverwandt an und sagte: „ich wundere mich nun nicht mehr über das, was man mir erzählt hat; Ihre Schönheit ist ein seltener Schatz, den Sie verbergen müssen, um nicht größeres Unglück herbeizuführen; überall wo Sie erscheinen, werden Sie Untreue, Eifersucht und Leid erregen.“ Dann küßte sie Felise auf die Stirn, wendete sich an eine Dame, die neben ihr saß und sagte halblaut zu derselben: „Sie erinnert mich an Fräulein von Fontanges, nur daß ihr Gesicht ein anderes ist.“

Felise kehrte auf ihren Platz zurück, als ihre Augen zum zweiten Male denen eines Mannes begegneten, der seit ihrer Ankunft bei Seite gestanden hatte, ohne an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Er war jung und groß und obgleich sein Gesicht nichts eigentlich Schönes hatte, fiel es doch sogleich auf. Felise meinte sogleich, er müsse jenem Herzoge von Nemours gleichen, von welchem sie gelesen hatte und ihr Herz klopfte stärker, als die Frau von Favras ihn rief und mit den Worten vorstellte: „Der Herr Marquis von Gandale, der sich lange schnte Dich zu sehen und der seit Deiner Ankunft vor Verwunderung starr geworden zu sein scheint, da er keinen Schritt thun konnte Dich zu begrüßen.“

Es besteht zwischen jenen Personen, die viel von sich sprechen hörten, ohne daß sie einander sahen, ein gewisses gegenseitiges Interesse, das leicht zu einem innigeren und gefährlicheren Gefühle führt. Der erste Blick, den Felise auf Herrn von Gandale warf, war nicht der gleichgültige, neugierige, mit welchem sie die übrige Gesellschaft gemustert hatte und der Marquis seinerseits ertrug diesen Blick nicht ohne inneres Beben. Die Länger erschienen in Menge, um sie einzuladen und sie mußte erklären, daß sie nicht tanzen könne; an der Art aber, wie sie es that, erkannte Herr von Gandale, wie sehr sie sich freute diesen Vorwand gefunden zu haben, um länger mit ihm zu plaudern.

Der Mond war aufgegangen und sein weißes Licht erhellte den Garten. Felise blickte durch das Fenster hinaus, an welchem sie saß, zeigte auf die dunkle Mauer,

welche die beiden Häuser trennte und sagte seufzend zu dem Marquis: „da ist mein Gefängniß und bald werde ich in dasselbe zurückkehren müssen.“

„Ach Fräulein,“ entgegnete er mit Feuer, „denken Sie lieber daran es für immer zu verlassen.“

„Ach, daran habe ich schon oft gedacht,“ flüsterte sie.

Ein in der Gesellschaft aufgewachsenes Mädchen würde nicht den ganzen Abend den Mann bei sich behalten haben, den sie auszeichnete, Felise aber gab sich zu gern den ersten Wohlgeföhlen hin, als daß sie das Gespräch hätte abbrechen können.

Auch bei Tische war er ihr Nachbar. Die Frau von Favras schien besorgt zu sein und ihre Schwester konnte eine tiefe Trauer nicht bergen. Auch die Frau von Manicamp sagte zu einer Freundin: „der Marquis verläßt sie nicht; das thut mir leid, ich hatte andere Pläne mit meinem Neffen.“

Erst nahe am Morgen trennte sich die Gesellschaft. Felise war bereits verschwunden. Der Marquis hatte sich bald nach ihr entfernt. Sobald die beiden Schwestern allein waren, rief Angèle, die weinend in die Arme der jungen Wittwe sank, aus: „Schwester, was haben wir gethan? Ach, welche verderbliche Nacht! Der Marquis hatte nur Augen für Felise; er liebt sie bereits.“

„Ich glaube es nicht,“ antwortete Cécilie; „er ist nur von ihrer Schönheit geblendet und fühlt sich durch die Auszeichnung geschmeichelt, die sie ihm offen gewährte. Sein Herz hat gewiß nichts dabei empfunden.“

Angèle schüttelte traurig das Köpfchen und trocknete die brennenden Thränen, die über ihre Wangen rollten, dann sagte sie mit Ueberzeugung: „er liebt sie. Sie ist so schön. Und habe ich ein Recht mich zu beklagen? Du hattest an diese Heirath gedacht und die Frau von Manicamp wünschte sie, aber wir meinten mit Unrecht, er liebe mich. Hat er mir es jemals gesagt? Hat er sich durch das kleinste Versprechen gebunden? Nur mein Herz war theilhaftig.“

„Er liebte Dich vielleicht noch nicht, aber er würde dich geliebt haben,“ entgegnete Cécilie weinend. „Man hat uns Dein und mein Glück geraubt. Aber tröste Dich; ein anderer als Gandale wird den Schatz zu würdigen wissen, den ich ihm bestimmt hatte.“

„Denke nicht daran,“ sprach Angèle traurig; „ich fühle, daß ich mein Herz nicht zweimal hingeben kann. Ich leide mehr als ich Dir sagen kann, aber der Schmerz wird sich mildern, wenn er sich zu Gott wendet. Die Mutter Magdelene sagte immer: er allein tröstet.“

Am andern Tage reiste Frau v. Favras mit ihrer Schwester auf ein Landgut in der Nähe von Paris ab, wo sie vierzehn Tage in völliger Einsamkeit blieben. Angèle war immer sehr traurig. Erst als sie wieder in der

Stadt ankamen, fanden sie ein Briefchen von der Gräfin Manicamp, in welchem sie mit Verdruss ankündigte, daß ihr Neffe entschlossen sei, um Felise anzuhalten.

Das war zu viel und sie entschlossen sich sogleich wieder abzureisen; vorher aber schrieb Angèle:

„Meine liebe Felise, der Himmel, der Dich in früher Jugend schwer geprüft, hat Dir ein großes Glück aufbewahrt; der bravste Mann liebt Dich und wird nächstens um Deine Hand anhalten. Sei glücklich mit ihm und mache ihn glücklich, meine liebe Felise, das wünscht meine Schwester und das wünsche ich, indem wir Dich wahrscheinlich auf lange verlassen. Vergiß nur in Deinem Glück die nicht, welche leiden; bete für sie und für Dich und denke unter den Gütern dieser Welt auch an die höheren Güter.“

„Ich glaube, die Prophezeiung der Mutter Perpetua wird in Erfüllung gehen, denn wahrscheinlich nehme ich den Schleier. Dann gedenke meiner und sprich bisweilen von der Schwester
Angèle.“

Ein gewandter Diener übernahm es den Brief in Felisens Hände zu bringen, was ihm auch gelang. Felise wußte durchaus nicht was vorging und lebte seit vierzehn Tagen in der unbeschreiblichsten Unruhe. Die plötzliche Abreise der beiden Schwestern hatte sie bestürzt und ihr zugleich die Gelegenheit geraubt, Herrn v. Sandale wieder zu sehen. Sie weinte häufig wie ein verliebtes Mädchen und stand zwanzigmal auf dem Punkte aus dem Hause zu entfliehen, in welchem sie vor Schmerz und Langeweile fast umkam.

Der Brief Felisens dagegen versetzte sie in das freudigste Erstaunen. Mit funkelndem Auge trat sie in das Zimmer, in welchem Fräulein v. Saulieu wie gewöhnlich saß. Sie setzte sich nieder, denn ihre Knie zitterten, so daß sie nicht zu stehen vermochte; dann sagte sie mit einem male: „Tante, ich muß mit Ihnen sprechen . . . Hören Sie mich an. Es ist die Zeit gekommen, in der ich endlich dieses Haus verlassen werde. Bald, heute vielleicht, wird ein reicher Mann von Stande um meine Hand anhalten.“

„Was sagtest Du? Ich habe nicht darauf gehört,“ unterbrach sie Fräulein von Saulieu.

„Ich sage, daß der Marquis von Sandale sich mit mir vermählen will und daß er um meine Hand anhalten wird,“ antwortete Felise; „werden Sie ihm dieselbe gewähren?“

Fräulein von Saulieu sah sie staunend und mit verneinender Geberde an. Da brach endlich der so lange verhaltene Haß und Unwille des Mädchens los. „Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen gehorche“, rief sie aus; „ich habe die Sklaverei, in der Sie mich halten, zu lange schon er-

tragen. Ja Sie haben mir Dualen bereitet und ich haße Sie. Was sind Sie stets für mich gewesen? Eine böse Verwandte. Als Kind warfen Sie mich an eine Klosterpforte und jetzt halten Sie mich gefangen. Mein Platz ist aber in der Gesellschaft. Ich bin reich und aus guter Familie, ich weiß es; geben Sie mir mein Vermögen, damit ich den mir gebührenden Rang einnehme. Sie antworten nicht? Sie werden wohl antworten müssen, wenn Herr von Sandale spricht.“

„Unglückliches Kind!“ entgegnete die Tante mit einem Blicke gen Himmel, dann deutete sie mit einer unbeschreiblich schmerzlichen und gebieterischen Geberde nach der Thüre und sagte: „Geht in Dein Zimmer. Ich werde Herrn von Sandale empfangen und wenn er darauf besteht auch in deine Verheirathung willigen.“

Felise entfernte sich, aber lauschte auf das geringste Geräusch. Am andern Tage Nachmittags verkündete wirklich ein Wagen, der in den Hof hereinrasselte, die Ankunft des Marquis von Sandale. Fräulein von Saulieu war aufgestanden, um ihn zu empfangen und der Marquis erbebte bei dem Anblicke der imposanten, vor Schmerz gealterten Gestalt, deren trauriger und doch stolzer Blick sich vor ihm senkte, so sehr, daß er sich einen Augenblick sammeln mußte. Fräulein von Saulieu wartete schweigend auf seine Anrede. „Mein Fräulein“, sagte er endlich, „ich bin der Marquis Hector von Sandale und glaube, dieser Name gestattet mir, nach der Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu streben. Ich besitze ein Vermögen, das mir erlaubt, meinem Stande gemäß zu leben. Ich habe Gelegenheit gehabt, Ihre Fräulein Nichts zu sehen und ihre Schönheit machte den tiefsten Eindruck auf mich. Sie ist Waise, hat man mir gesagt und Sie sind ihre einzige Verwandte; ich komme deshalb zu Ihnen, um ihre Hand zu bitten.“

„Diese Hand kann ich Ihnen nicht gewähren, Herr Marquis“, antwortete Fräulein von Saulieu mit sehr bewegter Stimme.

„Darf ich um die Gründe dieser Weigerung bitten?“

„Wenn Sie es durchaus verlangen, werde ich sie Ihnen mittheilen; aber glauben Sie mir ohne Erklärung und entsagen Sie der Hand meiner Nichts.“

(Beschluß folgt.)

Bilder-

der Allgemeinen

N^o 5.



Magazin

Modenzeitung.

1847.



Torres Vedras.

Torres Vedras.

(Zu dem Holzschnitte.)

Die von Wellington im Jahre 1810 angelegten Befestigungslinien von Torres Vedras in Portugal waren bekanntlich die Schranke, welche zuerst den Siegesflug des gewaltigen kaiserlichen Adlers hemmten. Der kleine Ort Torres Vedras selbst ist der festeste Theil dieser Linien. Die Höhen von St. Vincent mit einer großartigen Redoute, die von Forca und Saens werden von dem Feuer des Castells flankirt, gewissermaßen der Citadelle dieser Werke. Zwischen diesen Höhen und der Stadt fließt der Cozindro,

über welchen drei Brücken führen, die sämmtlich von dem Geschütze bestrichen werden können.

Diese vortreffliche feste Stellung hatten zu Ende des Jahres 1846 die Insurgenten in Portugal inne und der Marschall Sandanha beschloß sie daselbst anzugreifen, was jedenfalls von Muthе zeigt. Er theilte, wie die Berichte lauten, seine Streitkräfte in vier Brigaden und griff die Gegner am 22. December an und zwar ließ er zuerst gegen die Redoute von San Vincent rücken, die nach einem harten Kampfe (man sagt durch Verrath) genommen wurde. Auch eine der Brücken nach der andern fiel in die Hände der Regierungstruppen und auf Befehl Sandanhas rückte endlich die vierte Brigade in die Stadt ein, so daß Bomfin,

der Führer der Insurgenten, mit etwa 1500 Mann in dem alten maurischen Thurme eingeschlossen war. Dieser letzte feste Punkt der Rebellen ergab sich am nächsten Tage auf die erste Aufforderung.

Der Verlust soll auf Seiten der königlichen Truppen, die überall feste Positionen zu stürmen hatten, gegen 800 Mann betragen, aber trotz des glänzenden Sieges, den sie davon trugen, ist leider der Bürgerkrieg in dem unglücklichen Portugal noch immer nicht beendet.

Felise.

Novelle

von

Madame Charles Reybaud.

(Beschluß.)

Der Marquis antwortete nur mit einer Geberde und Fräulein von Saulieu sprach anfangs langsam, dann mit raschen Worten:

„Ich habe Ihnen eine sehr klagenswerthe Geschichte zu erzählen, Herr Marquis, entsetzliches Unglück zweier Familien. Ich war Waise von frühester Kindheit an und wurde wie meine jüngere Schwester von einem Oheime erzogen,

der uns adoptirt hatte. Meine Schwester verheirathete sich in ihrem sechszehnten Jahre mit einem Manne von Stande und ich blieb bei unserm gebrechlich gewordenen Oheime. Ich wollte mich nicht sogleich vermählen, um ihn in seinem Alter pflegen zu können und so blieb ich bis zu meinem fünf und zwanzigsten Jahre in der Ueberzeugung bei ihm, daß er sein Vermögen zwischen mir und meiner Schwester theilen würde, die er schon reich ausgestattet hatte; aber ich irrte mich, denn ein Testament, das er uns immer verheimlicht hatte, setzte mich zu seiner alleinigen Erbin ein. Ach, daß ich mich an die Folgen dieser Bevorzugung erinnern muß! Der Gemahl meiner Schwester hegte schon seit langer Zeit eine verbrecherische Leidenschaft für mich und seine Habsucht war eben so groß wie diese schreckliche Liebe. Ich wollte mich mit einem Manne vermählen, den mein Herz schon längst gewählt hatte. Der Glende aber gedachte

selbst mich zu heirathen und alle Hindernisse zu beseitigen, die diesem Plane entgegenstanden. Der heilige Vater kann einem Manne gestatten, sich mit zwei Schwestern nach einander zu verbinden. In einer Nacht wurde seine Frau in ihrem Bette ermordet und den, welchem ich meine Hand reichen sollte, traf fast vor meinen Augen eine Kugel in den Kopf. Der Mörder hatte sein doppeltes Verbrechen geschickt berechnet, aber die göttliche Vorsehung wollte auch sofort die Strafe über ihn verhängen. Seine Verbrechen hatten unsichtbare Zeugen gehabt, und seine Opfer wurden gerächt. Er starb von Henkers Hand. Sie werden die schauerliche Geschichte des Grafen von Charadason gehört haben, der in Rouen lebendig gerädert wurde. Er war der Vater Felises. Er hatte eine jüngere Schwester, die man die schöne Genoveva nannte und die, durch den Henkertod ihres Bruders entehrt, in einem

Kloster starb. Ich, der der Unmensch den Gegenstand meiner Liebe raubte, verlösche langsam hier zwischen den alten Dienern, die mir folgten und dem Kinde, dem ich ewig unser Unglück verheimlichen muß . . .“

Der Marquis hatte die Erzählung schauernd angehört und er stand auf, ehe Fräulein von Saulieu geendet hatte. Dann verbogte er sich tief, gleich als wolle er die alte Dame um Verzeihung bitten, daß er sie zu den schrecklichen Geständnissen gezwungen habe und zog sich langsam zurück.

Als er fortging, bemerkte Fräulein von Saulieu das bleiche Antlitz Felises im Zimmer. Die Unglückliche hatte gelauscht und Alles gehört. Ihre ruhige Verzweiflung war grauenhaft.

„Tante“, sprach sie, indem sie den Brief Angèles auf das Tischchen legte, „Sie müssen mich in das Kloster zurückbringen . . . dort ist mein Platz . . . Ich habe seit gestern darüber nachgedacht und mich überzeugt . . . Angèle liebte den Marquis und . . . da ich die Tochter eines Mannes bin, der von Hentershand starb, so wird er sich mit ihr vermählen . . . Ach Tante, bringen Sie mich in das Kloster zurück . . . denn wenn ich an jene Heirath denke, fühle ich, daß ich Blut von meinem Vater in den Adern habe.“

An demselben Tage kehrte Felise wirklich in das Kloster zurück.

Jose Juan,

der Perlenfischer.

Zur Zeit als Westindien noch die spanische Herrschaft anerkannte, war der Hafen von San Blas am Eingange des Meerbusens von Californien, an der Küste der ehemaligen Intendanz, welche der Staat Galisco geworden ist, der Stapelplatz der philippinischen Inseln. Schiffe, reich beladen mit Seidenwaaren aus China und kostbaren Gewürzen aus dem Oriente, lagen dicht gedrängt auf der Rhede; eine geschäftige Bevölkerung füllte die Straßen; wohl versehene Arsenalen und immer thätige Werfte machten San Blas damals zu dem wichtigsten Punkte der Südküste. Jetzt ist aller dieser Glanz verschwunden und San Blas hat nichts mehr als Ueberreste von Werften, Ueberreste von Arsenalen, Ueberreste der Bevölkerung, die Erinnerung an seinen ehemaligen Handel und seine malerische Lage.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile, die Oberstadt und die Unterstadt oder den Strand. Von den Bogengängen der allgemeinen Commandatur auf dem Gipfel eines steilen Felsens umfaßt das Auge eine der traurigsten und schönsten Ausichten, welche man sehen kann. Auf der

einen Seite sieht man die stille und entvölkerte Oberstadt, die traurig und düster ist wie alles was versinkt und in Trümmer fällt, nachdem es groß und mächtig gewesen ist; auf der andern senkt sich ein dichter grüner Wald, dessen erste Wipfel gleich einer grünen Welle die Commandatur berühren, amphitheatralisch bis zum Strande hinab. Ein geschlängelter Weg, der unter den Bäumen bald verschwindet bald wieder erscheint, steigt bis an das Meer hinunter. Hier, am Strande, unter Gruppen von Palmen und Bananen, zeigen sich überall malerische Bambushütten. In dem Meere spiegelt sich das glänzende Blau des Himmels und hier und da entfalten sich in der Sonne lachende Inseln gleich Sträußern von Seeblumen; gewaltige Felsen erheben sich wie Pyramiden von Bernstein und einige Fischerböte, die in der Ferne gleiten, breiten auf der leuchtenden Tiefe des Horizontes ihre dreieckigen weißen Segel aus.

Ich befand mich vor einigen Jahren in San Blas. Handelsinteressen riefen mich nach Californien und ich wartete seit ungefähr vierzehn Tagen auf ein Küstenfahrzeug, das nach einem Punkte dieser Küste unter Segel gehe. Endlich erfahre ich, daß die Guadalupe, eine kleine Golette, nach Michlin oder Michilingue fahre und zwar unter dem Commando eines catalonischen Capitains, welcher auch der Eigenthümer sei. Ich suchte ihn auf und nahm einen Platz am Bord. Ob er gleich keinen Concurrenten zu fürchten hatte, verlangte der Capitain doch keinen übertrieben hohen Preis. „Wenn Sie, wie ich vermute, in der Oberstadt wohnen,“ sagte er beim Abschiede, „so werden Sie wohl thun, mit Ihren Habseligkeiten an den Strand zu ziehen, denn wir können jeden Augenblick absegeln und ich werde Sie in einem Boote abholen lassen. Also halten Sie sich bereit.“

Ich sehnte mich so sehr, der erstickenden Hitze in San Blas und den Myriaden von Mücken zu entkommen, welche den Aufenthalt fast unerträglich machen, daß ich sofort dem Rathe des Capitains folgte, um auch nicht eine Stunde länger zu bleiben. Ich nahm also meinen Aufenthalt in einer der hübschen Bambushütten, die ich schon von oben aus der Stadt gesehen hatte, leider aber sollte ich sehr bald die Erfahrung machen, daß an dieser von weitem so lockend aussehenden Küsten die Mücken noch tausend Mal zahlreicher waren als auf der Höhe und um so gieriger, je weniger Opfer sie zu peinigen hatten. Nach drei martervollen Tagen endlich erhielt ich eines Morgens die Meldung, ich möchte mich bereit halten, da das Boot am Nachmittage mich abholen würde. Zur bestimmten Zeit langte auch eine Pirogue einige Schritte von meiner Bambushütte an. Da die Pirogue aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand, so war die Fahrt darin bis an das Schiff nicht gefahrlos. Die kleinste Welle, die geringste ungeschickte Bewegung können ein solches gebrechliches Fahrzeug zum Umschlagen bringen und große Haiische, welche tüchtig

folgen, lassen ahnen, welche Folgen ein solcher Unfall haben würde. Wir kamen indeß glücklich am Bord an.

Berge der schönen und wohlschmeckenden Zwiebeln von San Blas in ungeheurer Größe, Flaschenkürbisse und Bananen waren auf dem Verdecke der Colette aufgeschichtet und diese Haufen von Früchten und Gemüßen bildeten nebst meinem Koffer so ziemlich die ganze Ladung. Das Schiff wurde damit der Gnade und Ungnade der Winde und Wellen überlassen.

Die Mannschaft war nicht minder seltsam zusammengesetzt als die Ladung. Der catalonische Capitain, Don Ramon Bouquinot, hatte unter sich einen französischen Matrosen, der von einem Wallfischjäger entlaufen war, einen Mexikaner, welcher als erster Lieutenant zu figuriren wagte, einen Canaca oder Indianer von den Sandwich-Inseln, einen Chinesen, der mit gleicher Abneigung von der Küche an das Lauwerk und umgekehrt überging und endlich zwei junge Apachen von vierzehn oder funfzehn Jahren, welche als Knaben ihren Einöden entrispen worden waren und als Schiffsjungen dienten. Der Capitain ging umher, wenn er sich mit seinen Matrosen nicht zankte, die er nicht immer zum Gehorsam brachte, rauchte oder musterte seine Zwiebeln und Kürbisse. Der Franzose behandelte mit der Anmaßung, mit welcher seine Landsleute in der Fremde aufzutreten pflegen, den Capitain und seine Kameraden wie Pariser, d. h. wie Leute, die von der Schiffsahrt so viel als gar nichts verstehen; er hatte sich die Handhabung des Steuers vorbehalten, bei dem er müßig zu sitzen pflegte, die Nacht dem Schlafe und den Tag dem Nichtsthun widmend. Der Mexikaner, der sich für einen Officier hielt und faul in der Pirogue lag, fragte fortwährend auf einer kleinen Mandoline, die er fast nie aus der Hand legte. Er schien sich sehr zu verwundern, wenn ihm der Capitain einen Befehl erteilte und sah es für unerträgliche Tyrannei an, wenn derselbe seine Autorität ausübte. Der Chineser, der in der Küche und bei dem Lakelwerke thätig sein sollte, that eigentlich gar nichts. An seiner Statt kochte der Canaca den Reis und die Bananen, welche nebst Cecina (in der Sonne gedörtem Fleische) ausschließlich unsere Nahrung ausmachten. Wenn aber der Capitain befahl, ein Segel einzuziehen, versicherte der Chineser, er sei in der Küche beschäftigt und vertrieb daraus den armen Indianer. Der letztere, der eigentlich allein unter der ganzen Mannschaft arbeitete, wurde, wie das in solchen Fällen meist der Fall ist, am schlechtesten bezahlt. Die beiden jungen Apachen wetteiferten zum Zeitvertreibe als ächte Wilde in der Handhabung des Messers. Sie kauerten gewöhnlich dicht vor einander, hielten eines ihrer nackten Beine vor, balancirten langsam ihre Messer zwischen dem Daumen und Zeigefinger und ließen sie auf ein

gegebenes Zeichen fallen, um damit den Fuß zu verwunden, der nicht schnell genug zurückgezogen wurde. Diese ganz neue Fectart gab Veranlassung zu tausend äußerst komischen, aber selten glücklichen Paraden und das Lieblingsspiel der Apachen besetzte zuletzt immer das Verdeck mit Blut.

Man darf die Anarchie, welche am Bord der Guadalupe herrschte, nicht etwa für etwas Ungewöhnliches halten: ich könnte viele Beispiele von der unglaublichen Nachlässigkeit der Capitaine mexikanischer Schiffe erzählen. Der Mangel an Gesetzen und die Furcht, von den wenigen Matrosen verlassen zu werden, die an der Küste schwer zu erfassen sind, verhindern die Capitaine Zwangsmittel anzuwenden, die allein ihr Ansehen aufrecht erhalten könnten. Die meisten ertragen ihr Leid mit Geduld. Don Ramon besonders gab Beweise von Nachsicht und Resignation, in denen man mehr noch als in seiner braunen Gesichtsfarbe den Einfluß der tropischen Sonne erkannte.

Es waren bereits vierzehn Tage vergangen seit wir die Anker gelichtet hatten und wir glaubten noch immer weit von Pichilin entfernt zu sein. Das Wasser verdarb in den Fässern unter der glühenden Sonne; die Cecina war mir verhasst und der Reis unerträglich geworden. Ich sehnte mich nach dem Ende unserer Fahrt als eines Tages, während die Sonne in den fernen Nebeln des Horizontes zu verschwinden begann, der französische Matrose mir winkte.

„Da, sehen Sie einmal dort unten,“ sagte er und wies mit den Fingern auf einen fernen fast unbemerklichen Punkt. „Für Landratten, zu denen Sie auch gehören, ist jener schwarze Punkt vielleicht nur eine Wolke, die etwas niedriger hängt als die andern; ich aber bin in diesen Meeren bekannt und weiß, daß es die Insel Cerralbo ist, welche die Insel Espiritu Santo verdeckt.“

„Und was ist von dieser Nähe zu halten?“ fragte ich verwundert.

„Was davon zu halten ist? Daß wir über Pichilingue, das an der äußersten Spitze von Californien liegt, wenigstens 60 Stunden weit hinaus sind. Da nun der Capitain noch sechzig Stunden davon entfernt zu sein glaubt, so ist das ein Rechnungsfehler von hundert und zwanzig Stunden — gewiß wenig bei einer Fahrt von etwa der doppelten Ausdehnung.“

(Fortsetzung folgt.)



Jose Juan, der Perlenfischer.

(Fortsetzung.)

„Wissen Sie das gewiß?“

„So gewiß,“ antwortete der Mann, „als ich gewiß weiß, daß ein englischer oder französischer Capitain eines solchen Versehens wegen die Gelfucht bekommen würde, der unserige aber auch nicht mit den Wimpern zucken wird. — Capitain,“ rief er fast gleichzeitig aus, „wir haben Land gerade vor uns.“

„Ach!“ entgegnete Don Ramon, indem er näher kam. „Es ist wahrhaftig so. Nun, desto besser. So kommen wir schneller an als ich erwartet hatte.“

Als er endlich seinen doppelten Irrthum gewahr wurde, wendete er sich an mich und sagte gutmüthig, ohne sich eben sehr zu verwundern: „es ist ein Glück, daß ich mich nicht um hundert Stunden geirrt habe, denn sonst müßte ich Sie noch länger beköstigen. Aber machen Sie sich keine Sorgen; wir ruhen auf Cerralbo aus und ich bringe Sie dann nach Pichilingue zurück.“

Der französische Matrose warf mir einen ausdrucksvollen Blick zu. Er hatte vollkommen Recht. Die Sonne sank bereits als die bezeichneten Inseln auch für andere als Seemannsaugen deutlich zu werden anfangen und sie war dem Untergehen nahe als wir am Eingange des Canals ankamen, welcher die Insel Cerralbo von Espiritu Santo trennt. Es kann kaum einen traurigern Anblick geben als diese beiden Inseln mit ihren steilen Ufern von schwarzen Felsen, an denen sich das Wasser bricht und in Schaum aufspritzt. Meist sind sie unbewohnt und nur zwei Monate im Jahre halten sich da Perlenfischer auf, im Juni und Juli. Und wir standen zu Ende des erstern. Wir erkannten allmählig die Hütten, welche diese Abenteurer zeitweilig erbaut hatten und die Fahrzeuge, welche in den Felsenbuchten angebunden lagen, als zwei Böte, jedes mit einem Manne, von denen das eine das andere zu verfolgen schien, von der Insel Cerralbo abstießen und nach der benachbarten Insel hin zu steuern schienen. Geschrei am Ufer verrieth, daß man am Lande lebhaften Antheil

an diesem Vorfalle nehme. Die beiden Böte, die an Schnelligkeit miteinander wetteiferten, schienen auf der Meeresfläche, die in einiger Entfernung von den Felsen ganz glatt war, hinzustiegen. Der Verfolger kam indeß offenbar dem Fliehenden unmerklich näher. Unsere Mannschaft sah gespannt zu; der Canaca und der Chinese stiegen in dem Takelwerke hinauf, um die Wettfahrt besser sehen zu können. Der Capitain selbst nahm sein Fernrohr und als er einige Minuten lang aufmerksam zugehört hatte, wendete er sich zu mir und sagte:

„Er ist verloren.“

„Wer?“ fragte ich.

„Der Mann, welcher in dem Boote flieht.“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil Jose Juan ihn verfolgt.“

Dieser Name erklärte mir nichts, ich hielt es aber nicht für gerathen, durch neue Fragen den Capitain zu stören, den der Ausgang der Wettfahrt sehr zu interessieren schien. Die Goelette schwamm immer weiter und da die Entfernung, welche uns von den beiden Böten trennte, immer geringer wurde, so konnte ich den Verlauf des Wettkampfes deutlicher beobachten. Der Fliehende schien offenbar eine kleine Bucht erreichen zu wollen, welche man unter den steilen Felsen an der Insel Espiritu Santo bemerkte. Es war die einzige Stelle, wo eine Landung möglich zu sein schien. Von dem Punkte aus, wo er sich befand, mußte er in gerader Linie auf diesen Zufluchtsort hin steuern. Jose Juan schien anfangs diese Absicht nicht zu errathen, denn statt dieser geraden Linie zu folgen, vergrößerte er die Entfernung, welche ihn von seinem Gegner trennte, dadurch daß er in den Canal weiter hinausfuhr. Der Verfolgte sah ihm mit Besorgniß zu und verdoppelte seine Anstrengungen, aber er hatte wahrscheinlich mit einer starken Strömung zu kämpfen, denn sein Boot wich merklich von der geraden Linie ab. Das Fahrzeug Jose Juans dagegen richtete sich, nachdem es die Spitze des Winkels erreicht hatte, den es beschrieb, scheinbar leicht nach der Quere, so daß er die Bucht vor dem Fliehenden erreichen mußte.

„Der Mensch braucht sich nur noch ergreifen zu lassen,“ sagte der Capitain, „statt sich nutzlos anzustrengen.“

Der arme Teufel, von dem der Capitain sprach, ru-

derte aus Muthlosigkeit oder Ermüdung wirklich nur noch kraftlos und drehete sich von Zeit zu Zeit um, als wollte er sehen, wie fern sein Verfolger ihm noch sei. In dem Augenblicke als ihm dieser, den jeder Mudererschlag näher brachte, zum Erreichen nahe war, schien er einen verzweifelten Entschluß zu fassen, legte die Ruder hin, stieg auf das Vordertheil des Bootes und sah aufmerksam auf das Wasser.

„Er ist verrückt,“ rief der Capitain aus, „oder die Furcht verwirrt ihn, wenn er sich in's Meer stürzen will und so dem besten Taucher dieser Küste zu entgehen hofft.“

Gleichwohl war dies das letzte Rettungsmittel, das ihm blieb. Die Nacht brach an. Das Wasser färbte sich bereits dunkler; noch einige Minuten und er entzog sich seinem Feinde im Schutze des Dunkels des Himmels und des Meeres, wenn der Beweggrund zu seiner Flucht so bedeutend war, daß er sich den Hai'sischen auszusetzen wagte, von denen es in allen Gewässern der heißen Zone wimmelt. Leider war keine Minute zu verlieren, denn mit einigen Mudererschlägen mußte Jose Juan das Boot des Gegners berühren. Das fühlte dieser wohl auch, denn er sprang kopfüber in das Meer und die Flut schloß sich über ihm. Nun kam die Reihe an Jose Juan, die Ruder hinzulegen und sich an den Vordertheil seiner Barke zu stellen. In der einen Hand hielt er eines der Netze, deren sich die Taucher bedienen, um die Muscheln zurückzubringen, die sie von den Felsen losmachen, in der andern einen ziemlich langen Strick. Nach kurzer Zögerung ließ er das Netz fallen, behielt den Strick und verschwand ebenfalls im Wasser, während die beiden der Strömung überlassenen Böte aneinander stießen.

Die Felsen der Insel Cerralbo waren mit Neugierigen bedeckt, welche diesem seltsamen Schauspiel mit ängstlicher Spannung zusahen. Die Mannschaft der Guadalupe äußerte eine an Trunkenheit grenzende Freude. Der Canaca konnte nicht ohne freudiges Erbeben eine Wettfahrt und Schwimmkünste mit ansehen, die ihn an seine heimathlichen Inseln erinnerten und die beiden Alpachen jubelten vor Lust. Kaum war eine Minute vergangen als sich an der Oberfläche ein Kopf zeigte, der des Verfolgten. Er schwamm mit der ganzen Kraft der Verzweiflung nach Espiritu Santo zu, als er mit einem Male, als würde er von einem gewaltigen Wirbel erfaßt, untersank und verschwand. Ein leichter weißer Schaum und kleine Wellen, die sich über der Stelle wie kochend bewegten, wo man ihn aus dem Gesichte verloren hatte, verriethen einen Kampf unter dem Wasser. Fand er zwischen Jose Juan und dem Gegner statt oder wehrte sich der Unglückliche gegen eines der gierigen Ungethüme, bei deren bloßem Anblicke der Mensch schauert, der sie in Sicherheit von dem Verdecke eines Schiffes aus betrachtet? Der Schaum wurde noch immer stärker und färbte sich mit Blut. Dieser Anblick

beunruhigte die Zuschauer. Endlich theilte sich das Wasser von neuem und es erschien ein Kopf, dann ein zweiter; der erstere war der Jose Juans, der zweite der des Flüchtigen. Nur bemerkte man bald, daß der letztere sich nur durch die Bewegung der Beine an der Oberfläche erhielt, denn der Strick Jose Juans hatte ihm die Arme dreifach fest an den Leib geschnürt. Diese bewundernswürdige That, welche unter dem Wasser ausgeführt worden war, erregte sowohl am Ufer als auf dem Schiffe einen Beifallsdonner, in welchen sich der Ruf mischte: viva Jose Juan! que viva! während der Capitain sich zu mir wendete und sagte:

„Ich hatte es Ihnen wohl gesagt, daß der verloren sei, den Jose Juan verfolgt.“

Die Nacht, die jetzt rasch eintrat, entzog uns die weitere Entwicklung dieses ungewöhnlichen Vorfalles, aber wir hörten nach einigen Augenblicken klägliche Töne, die mit ironischem Lachen vermischt vom Ufer herüberdrangen und das dumpfe Gemurmel eines Kampfes mehrerer Menschen mit einem Einzigen, worauf alles still wurde.

Als die Guadalupe eine halbe Kanonenschußweite von dem Ufer der Insel Cerralbo vor Anker gegangen, war die Ruhezeit für das Volk von Tauchern, Handelsleuten und Abenteuerern gekommen, deren Tage an Gefahren und Strapazen so reich sind. Der Mond war bereits aufgegangen und beleuchtete mit seinem blaßen Lichte den weichen Wellenschlag des Meeres. Lange Wogen brachen sich mit eintönigem Mäuschen an der mit Perlenmuscheln bedeckten Küste, die man für völlig öde hätte halten können.

Die Inseln Cerralbo und Espiritu Santo sind zu jeder Zeit in dem Meeresbusen von Californien durch ihre Perlenmuschelbänke und die große Anzahl jener Schildkröten berühmt gewesen, welche das Schildkrot liefern. Das Perlenlager wurde von einem spanischen Soldaten entdeckt, der nach einem abenteuerlichen Unternehmen ein Vermögen von mehr als hunderttausend Thalern besaß. Seit dieser Zeit lassen die Pächter dieses Perlenmuschellager jährlich in den Monaten Juni und Juli ausbeuten. Die Perlenfischerei nimmt eine bedeutende Stelle in der Industrie und dem Handel Mexicos ein. Ein glücklicher Zufall hatte mich an einen der Hauptschauplätze dieser Industrie geführt und ich wollte ihn nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Zweierlei namentlich interessirte mich hauptsächlich, zuerst der Zustand der Perlenindustrie selbst, dann wollte ich auch die Erklärung des seltsamen Vorfalles suchen, der mir bei der Ankunft vor Cerralbo begegnet und dessen Held ein Perlenfischer, Jose Juan, war. Ich nahm mir vor, die Inseln nicht eher zu verlassen, bis meine Neugierde befriedigt sei.

Wenn man durch Zufall oder Nachforschung in Mexiko ein Gold- oder Silberlager findet, zeigt man die Existenz desselben dem Gouverneur des Staates an, welcher die Erlaubniß zur Ausbeutung giebt, wenn der Verräther (so nennt man ihn) weder ein Fremder, noch ein Soldat

noch ein Geistlicher ist, unter der Bedingung, daß die Abbauung binnen einem Jahre und einem Tage beginne, weil im Gegenfalle die Benutzung dem Staate zufällt. Fast eben solche Förmlichkeiten bestehen bei dem Auffinden von Perlenmuschelbänken.

Die Eigentümer der „Bank,“ welche ausgebeutet werden soll, verlocken von den Indianerstämmen an der Küste Californiens und Sonoras so viele *buzos* (Taucher) als sie brauchen. Diese Taucher erhalten wie die Grubenarbeiter weiter nichts als einen gewissen Antheil von dem Ertrage. Sobald die Taucharbeiter begonnen haben, werden sie unablässig beaufsichtigt, da es natürlich sehr leicht ist, eine Perle von großem Werthe zu unterschlagen. Diese Sorge liegt dem *capataz* oder Vorsteher einer Abtheilung ob. Gewöhnlich vertraut man diese fast immer despotische Autorität einem Manne an, dessen geistige oder körperliche Kraft seine Kameraden zu Achtung oder Furcht zwingt.

Die Taucher sind von ihren Familien begleitet und in ihrem Gefolge erscheinen die Zauberinnen der verschiedenen Stämme, aus denen die *buzos* gewählt sind. Diese Weiber, welche den Aberglauben der Indianer ausbeuten, haben die Haiische zu beheren und deren Blutgier oder Wachsamkeit einzuschläfern. Es ist das von allen Gewerben, welche bei einer Fischerei betrieben werden, vielleicht das bequemste und einträglichste. Die *rescatadores* (Käufer) begeben sich ebenfalls zu dem *hucco* (Fischplage) um den Tauchern ihren Antheil am Ertrage, der ihnen in Perlen bezahlt wird, abzukaufen. An Speculanten niederen Ranges fehlt es auch nicht und sie eröffnen *tendajos* (Wirthshäuser) oder *casas de partida* (Spielhäuser). Da die Zeit der Perlenfischerei auch die des Schildkrötenfanges ist, welcher zahlreiche Flotillen nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, so sammelt sich plötzlich auf diesen zehn Monate des Jahres öden Inseln eine nomadische Bevölkerung von zwei bis dreihundert Personen. Kaum sind die Fischer angekommen, so bessern sie die Hütten aus, die vom vorigen Jahre stehen geblieben sind und bauen sich im Nothfalle neue.

Die Böte, welche für die Fischerei eingerichtet sind, enthalten die Ruderer und Taucher; die letzteren stürzen sich abwechselnd in das Wasser, d. h. der eine ruhet aus während der andere taucht. Ein Strick, an dessen Ende sich ein ziemlich großer Stein befindet und den sie zwischen der großen und der zweiten Zehe halten, erleichtert ihnen das Tauchen. Das andere Ende, das im Boote befestigt ist, unterstützt ihr Heraufsteigen, wenn ihre Schwere durch die Last der Muscheln vermehrt ist, die sie in einer Tiefe von zehn bis zwölf Klaftern von den Felsen losgebroschen haben. Diese Muscheln füllen ein Netz, das die Taucher wie eine Schürze vor sich tragen. Man sieht diese Männer nicht selten drei bis vier Minuten unter dem Wasser bleiben, worauf sie erschöpft emporkommen, was sie indes nicht hindert, an einem Morgen vierzig bis fünfzig

Male zu tauchen. Die besseren Taucher sind im allgemeinen die *Hiaquis*-Indianer, welche an den Ufern des gleichnamigen Flusses bei *Guaymas* wohnen. Sie verwendet man denn auch vorzugsweise. Obgleich die Haiische sich in großer Anzahl an diesen Fischplätzen wie an allen besuchten Orten dieser Gewässer einfänden, tauchen die *Hiaquis* doch in dieser fürchterlichen Nachbarschaft mit einer Kühnheit, bei der man schaudert, namentlich wenn man an die einzige Waffe denkt, die sie bei sich haben. Es ist dies ein Holzstück mit an beiden Seiten zugespitzten und im Feuer gehärteten Enden. Diese plumpe Waffe, die sie im Gürtel ihrer kurzen lederen Weinkleider tragen, heißt *estaca*. Bekanntlich muß sich der Hai wegen der Bildung seines Unterkiefers umbiegen, wenn er seine Beute fassen will; diesen Augenblick benutzen die Taucher, um den Pfahl in den Rachen ihres Feindes zu stoßen, der dann die Kinnladen nicht wieder schließen kann. Eine einzige Art der Haiische, die *tintorera*, trotz dem Muth der *Hiaquis* und setzt sie in die Angst, welche andere Menschen vor einem gewöhnlichen Hai empfinden.

Jeden Abend schüttet man die Muscheln, die von den Felsen abgerissen worden sind, am Ufer auf und läßt sie sich da durch die Fäulniß öffnen, welche die Sonne sehr bald entwickelt. Ist sie vollständig, so schreitet man zum Waschen, das fast eben so geschieht wie die Goldwäscherei. Es erfolgt in großen hölzernen Trögen. Man wühlt gierig in der schrecklichen fauligen Masse umher, welche giftige Dünste verbreitet und sucht die Perlen heraus. Diejenigen, welche man so an der ganzen Küste Californiens, in der Mission *La Paz*, in *Coreto* fischt, zeichnen sich im Allgemeinen nicht durch die Weiße ihres Wassers und die Reinheit ihres Glanzes aus wie die indischen; ihre Farbe ist weiß-bläulich; die größten haben sogar eine ins Violetschwarze spielende Schillerfarbe und eine Birnengefalt. Gleichwohl besitzen diese Perlen einen gewissen Werth und werden zu Trauerschmuck verwendet. Auch giebt es in der ganzen mexikanischen Republik keine irgend wohlhabende Frau, die nicht ein Perlenhalsband von großem Werthe besäße und diese Perlen kommen sämmtlich von Californien.

Ist die Fischerei beendigt, so steigt die gesammte nomadische Bevölkerung wieder in die Böte, welche sie hergebracht haben; die Indianer kehren in die Städte zurück, um ihre Arme zu anderer Arbeit zu verdingen, die Zauberinnen erzählen ihren Stämmen die Macht ihrer Kunst, die *rescatadores* wandern von Haus zu Haus, um den Gewinn ihres Ankaufes zu verwirklichen, die Schenkwirthe und die Bankhalter suchen anderswo Geschäfte zu machen, die Schildkrötenfänger überbringen denen, die sie mietheten, den Ertrag ihrer Arbeit und die beiden Inseln werden bis zur nächsten Saison vollkommen öde. In dieser Zeit vollendet sich die geheimnißvolle Arbeit von neuem, welche die Perle bildet und an den Ufern liegen Haufen von Perlenmutter-

schalen. Im Anfange erhielten die europäischen Schiffe, welche sie als Ballast mitnahmen, eine Prämie, jetzt aber sind sie ein Gegenstand der Speculation geworden, da diese Schalen ja bekanntlich die Perlenmutter liefern.

In der Zeit, als ich an den Inseln Cerralbo und Espiritu Santo ankam, wurde die Fischerei gerade mit dem größten Eifer betrieben. Gleich am nächsten Tage, als ich auf dem Verdeck der Guadalupe erschien, bot sich mir ein lebensvolles Schauspiel dar. Eine große Anzahl Böte mit Flaggen von verschiedener Farbe bedeckten die Meeresfläche und bewegten sich entweder oder lagen still. Die ersteren trugen die Fischer, welche in das offene Meer hinausfuhren, um Schildkröten schlafend auf dem Meere zu überraschen, während ihre Gefährten an den abgelegenen Stellen der beiden Inseln Netze aufstellten, um sie zu fangen, wenn sie erschienen, um ihre Nahrung an dem See- gras zu suchen. Zu den stillhaltenden Barken gehörten die Taucher. Von Minute zu Minute sah man sie unter dem Wasser verschwinden und dann ermüdet wieder heraufkommen. Sie legten in ihre Fahrzeuge die Muscheln, welche sie von den Bänken hatten losreißen können, streckten sich selbst aus, um zu ruhen bis ihre Cameraden erschienen, mit denen sie abwechselten, und tauchten dann von neuem in die Tiefe. Einige stillten mit Seewasser das Blut, welches ihnen in Folge der zu lange fortgesetzten Zusammendrückung der Lungen aus den Ohren und der Nase floss.

Von Zeit zu Zeit erschienen auf den Gipfeln der Vorgebirge, welche die Rhede beherrschten, einige alte häßliche, kaum bekleidete Frauen — indianische Zauberinnen. Sie streckten ihre fleischlosen Arme nach den Wogen aus und murmelten und sangen geheimnißvolle Worte, um die Blutgierde der Haißische einzuschläfern. Dieses so malerische Ganze, die Sprünge der Taucher, das fortwährende Geräusch des spritzenden Wassers, die Signalarufe, das Zureden, die Herausforderungen, die Löhne vom Lande her, welche sich mit denen auf dem Meere mischten, die schauerlichen Gefänge der Zauberinnen und von Zeit zu Zeit die Bewegungen der Haißische, die man erkannte, alle diese so seltsamen, so verschiedenartigen Auftritte gewährten für einen Europäer eines der merkwürdigsten Schauspiele. Während ich dasselbe mit dem lebendigsten Interesse betrachtete, trat der Capitain zu mir und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Wenn meine Leute nicht von ihren Anstrengungen ausruhen müßten, würde ich Ihnen ein Boot zur Verfügung stellen; aber Sie können auch eine der Barken anrufen und man wird Sie für eine Kleinigkeit nach Cerralbo bringen. Ein Tag auf festem Lande thut nach einer langen Fahrt sehr wohl.“

Da ich ganz derselben Meinung war, so befolgte ich

den Rath des Capitains und stieg in einigen Augenblicken in Cerralbo an's Land. Der erste Anblick der Insel ist nicht eben angenehm. In einiger Entfernung vom Meere steht ein ganzes Dorf von Hütten, die aus Bretern, aus Ueberresten dienstuntauglicher Barken oder gescheiterter Schiffe, aus Bambus und Palmenstämmen gebaut sind. An dem Strande bemerkte ich Haufen von Perlenmutter-schalen, welche von dem reichlichen Ertrage der letzten Fischerei zeugten; weiterhin wurden gleiche Muscheln, welche die Fäulniß geöffnet hatte, in hölzerne Tröge geschüttet und sorgfältig ausgewaschen. So oft die Arbeiter eine etwas große Perle fanden, erhoben sie ein Jubelgeschrei. — An andern Orten der Insel brieten unglückliche Schildkröten lebendig, unter den entsetzlichsten Leiden, in ihrem Schilde, welches das Feuer erweichte und von dem Körper ablösen half. Man besserte Barken und Netze aus, härtete estacas oder scharfe Harpunen, kurz die Thätigkeit am Lande war eben so groß wie die auf dem Meere.

Moralische Betrachtungen über die Mühen, welche gewisse Gegenstände des Luxus kosten, sind fast Gemeinplätze geworden. Wenn man aber diese Perlen, welche eine geheimnißvolle Ursache in der Tiefe des Meeres der heißen Zone erzeugt, aus ihren Abgründen trotz der Haißische, der schrecklichen Hüter dieser Schätze, heraufholen und dann aus der Fäulniß unter oftmals tödtlichen Miasmen hervorsuchen gesehen hat, denkt man gewiß nur mit Schauern an die Gefahren, denen der Mensch aus Habsucht sich aussetzt.

Ich mußte mich entschließen, für diesen Tag und die folgende Nacht in einer der Hütten Cerralbos gastliche Aufnahme zu erbitten und wollte mir die am besten aussehende aussuchen; aber alle hatten ein so jammervolles Aussehen, daß mir die Wahl schwer wurde. Ein dumpfes Rauschen von dem Meere her, von welchem ich mich ein wenig entfernt hatte, machte meinem Schwanken ein Ende. Obgleich die Stunde, in welcher jeden Tag die Fischerei endiget, noch nicht geschlagen hatte, so saßen doch alle Taucher unbeweglich, mit vorgestrecktem Halse in den Böten und blickten unverwandt auf einen Punkt im Meere ziemlich nahe an der Bank, an welcher sie arbeiteten. Die alten Weiber, welche ich bereits erwähnt habe, verdoppelten ihre Beschwörungen und diesmal in lautern Tönen und in einer unbekanntem Sprache. Mit einem Male erhoben die Fischer ein entsetzliches Geschrei, um möglich den ungeheuren Hai zu verjagen, der in großen Bogen da umherschwamm.

„Es ist eine tintorera,“ sagte der Mexicaner, den ich unter den Zuschauern traf.

Bekanntlich fürchten sich die Muthigsten vor dieser Haißischart.

(Fortsetzung folgt.)



Jose Juan, der Perlenfischer.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine tintorera,“ fuhr der Mexikaner fort „und wenn irgend ein anderer Taucher als der, welchen Sie werden aus dem Wasser kommen sehen, sich in dieser Lage befände, wäre er ein verlorener Mann; dieser aber fürchtet sich nicht.“

„Wie?“ rief ich aus; „es ist ein Unglücklicher im Wasser und Sie kennen ihn?“

„Ja, gewiß; es ist Jose Juan.“

Es war das zweite Mal seit dem vorigen Abende, daß man mir diesen Namen mit einer Kürze nannte, welche anzudeuten schien, daß nach diesem Namen jede Erklärung überflüssig sei. Diesmal aber machte der Name des gefährlichen Umstandes wegen einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Der Mexikaner hatte seine kurze Antwort kaum gegeben als man den Taucher pfeilschnell aus dem Wasser herauskommen und sich in sein Boot mit Hülfe des Laues schwingen sah, das daran befestiget war. Fast in demselben Augenblicke wurde dieses Lau von den Zähnen des Hai's zerbissen wie ein Spinnwebefaden und der Mann würde dasselbe Schicksal gehabt haben, hätte er eine Minute gezögert. Jubelgeschrei und Beifallsklatschen erhoben sich von allen Seiten als der Taucher erschien, welcher diese Aeußerungen als verdiente Hulldigung hinnahm, während seine Augen mit Verachtung dem sich entfernenden Feinde folgten.

Jose Juan war nicht aus Furcht geflohen. Eine junge schöne Frau stand unbeweglich und halb ohnmächtig am Ufer und ein glühender Blick, den ihr Jose Juan zuwarf, erklärte mir hinreichend, daß er ihr dies Opfer gebracht habe. Der Mexikaner seufzete und sagte mit bedauernder Miene:

„Vor einem Jahre würden wir einen schönen Kampf zwischen ihm und dem Hai gesehen haben. Um dieselbe Jahreszeit hat er eine tintorera getödtet, um einen Freund zu retten, aber damals war er freilich noch nicht verheira-

thet. Die Ehe hat ihn muthloser gemacht. Soll ich Ihnen diese Geschichte erzählen? Sie ist sehr merkwürdig.“

„Ich danke Ihnen; ich will sie lieber von ihm selbst hören, denn ich gedenke ihn für diese Nacht um gastliche Aufnahme zu bitten.“

Meine Unentschlossenheit war vorüber. Die Hütte, welche einen solchen Mann schützte, mußte in meinen Augen die schönste von allen sein. Ich fragte also Jose Juan, ob er mich in der nächsten Nacht unter seinem Dache behalten wolle. Die Hütte des kühnen Tauchers lag in ziemlich großer Entfernung von den andern und fast am Ende der Insel Cerralbo. Sie lehnte sich an einen Felsen, in dessen Ritzen Cactus und Moen wuchsen und dessen Gipfel den Seevögeln in den zehn Monaten, in welchen die Insel unbewohnt war, als Zufluchtsort diente. Von der Schwelle der Hütte aus überschaute man den Strand und das Meer; man konnte sogar die steilen Ufer der Insel Espiritu Santo sehen und die Brandung an den Felsen dort hören. Dahin führte mich mein Gastfreund mit der ganzen Artigkeit seiner Landsleute und ohne daß etwas in seiner Haltung die schreckliche Gefahr ahnen ließ, der er eben entgangen war.

Jose Juan war ein Mestize, der Sohn eines Indianers und einer Weißen. Er hatte die Kupferfarbe seines Vaters geerbt und der indianische Schnitt seines Gesichtes gewährte nichts merkwürdiges. Sein Wuchs war von mittler Größe und seine Hände zeichneten sich fast durch Zierlichkeit aus; seine breiten Schultern aber, seine schmalen Hüften und seine sehnige Magerkeit verriethen große Körperkraft, auf welcher vielleicht auch seine Seelenstärke beruhete.

Ich fand bei unserer Ankunft in der Hütte die junge Frau, von der ich bereits gesprochen habe, mit der Zubereitung unserer Mahlzeit beschäftigt, die eine ganz indianische war, eine Schildkröte nämlich, der man das Brustschild abgerissen hatte und die nun in ihrem Rückenschild auf Kohlen briet. Ich kann nicht verschweigen, daß ich, nachdem ich so lange die Küche des Kapitäns Don Ramon gekostet hatte und mit Hülfe des Gewürzes, das nicht gespart worden war, das Gericht höchst wohlschmeckend fand. Eine Flasche Mesca von Tequila, die ich zu mir

gesteckt hatte und die Don Jose Juan ganz nach seinem Geschmacke zu finden schien, führte sehr bald unter uns jene vertrauliche Herzlichkeit herbei, welche das beste Mahl erst recht würzt. Die Flasche war zur Hälfte von meinem Gastfreunde geleert; es war finstere Nacht geworden und eine räucherige Lampe verbreitete ein schwaches Licht. Die junge Frau Jose Juans saß gleich uns, in der nachlässigen Stellung der Indianerinnen, am Boden und hörte der Unterhaltung zu. Durch die offene Thüre sah man das Meer seine leuchtenden Wogen an den Strand wälzen; vom Himmel blühten die Sterne; die Zeit und der Ort waren vollkommen für ergreifende Jäger- und Fischegeschichten geeignet und ich zögerte mit meinem Vorhaben nicht länger.

„Ich gestehe, Herr Jose Juan, daß wenn Jemand meine Neugierde erregt hat, so sind Sie es.“

Jose Juan sah mich erstaunt an.

„Die beiden seltsamen Umstände, unter denen ich Sie das erste Mal zu sehen das Vergnügen hatte und das, was man mir von Ihnen erzählt hat, rechtfertigen gewiß diese Neugierde und ich hoffe, daß dieselbe Sie nicht beleidiget.“

„Sie meinen die tintorera, welche mich beinahe zerbiß?“ entgegnete der Nestize mit verächtlicher Miene. „Das ist nichts Außerordentliches, sondern leider etwas sehr häufig Vorkommendes.“

„Ich gebe Ihnen Recht; aber was hatte Ihnen der arme Teufel gethan, den Sie verfolgten und zurückbrachten?“

„Mir persönlich nichts und deshalb handelte ich auch ohne allen Groll,“ sagte Jose Juan lächelnd. „Ich mußte ihn nur als capataz nöthigen, eine Perle von großem Werthe von sich zu geben, die er verschluckt hatte und die er gemächlich bei seinen Freunden auf Espiritu Santo verdauen wollte.“

„Es war nicht leicht ihn dazu zu zwingen.“

„Ach,“ antwortete mein Gastfreund, „die Arme waren ihm bereits gebunden, wie Sie wahrscheinlich bemerkt haben und eine tüchtige Dosis Del brachte sie sogleich heraus. Auch so etwas kommt häufig vor und ist nichts Außerordentliches.“

Ehe ich zu der Frage kam, an der mir alles lag, reichte ich Don Jose Juan von neuem die Mescaal-Flasche. Es war mir, als müße die Geschichte von einem Freunde, für welchen, wie der Mexikaner mir erzählt, mein Wirth sein Leben im Kampfe mit einer fürchterlichen tintorera gewagt hatte, peinliche Gedanken in ihm wecken und man wird demnach mein Zögern natürlich finden. Endlich sagte ich entschlossen:

„Gestehen werden Sie aber, daß man sich nicht alle Tage so muthig wie Sie für seine Freunde aufopfert und daß Ihr Kampf mit einer tintorera Ihnen zu großer Ehre gereicht.“

Bei diesen Worten bedeckte sich das Gesicht der jungen Indianerin mit solcher Leichenblässe, daß ich muthmaßen mußte, ich habe auf ein häusliches Drama gedeutet, das schmerzliche Erinnerungen zurückgelassen. Das Gesicht Jose Juans blieb unverändert, aber er erwiderte den bittenden Blick, den ihm seine Frau zuwarf, mit unbarmherziger Härte und schickte sie mit einer gebieterischen Geberde fort. Die junge Indianerin gehorchte mit jener Demuth, welche die Frauen ihres Volkes auszeichnet und die entfernteste Thür der Hütte schloß sich hinter ihr.

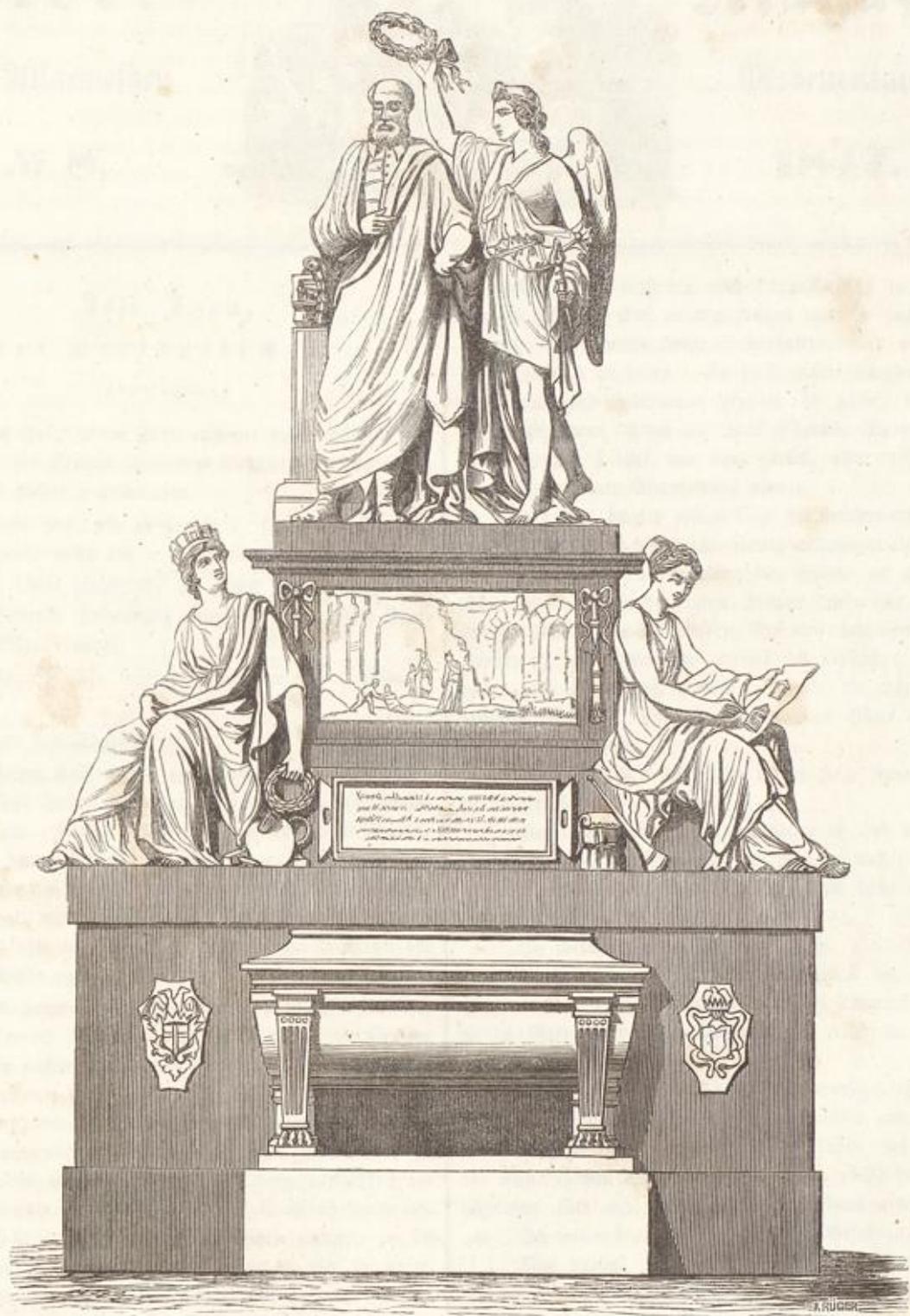
(Fortsetzung folgt.)

Denkmal des Baumeisters Palladio in Vicenza.

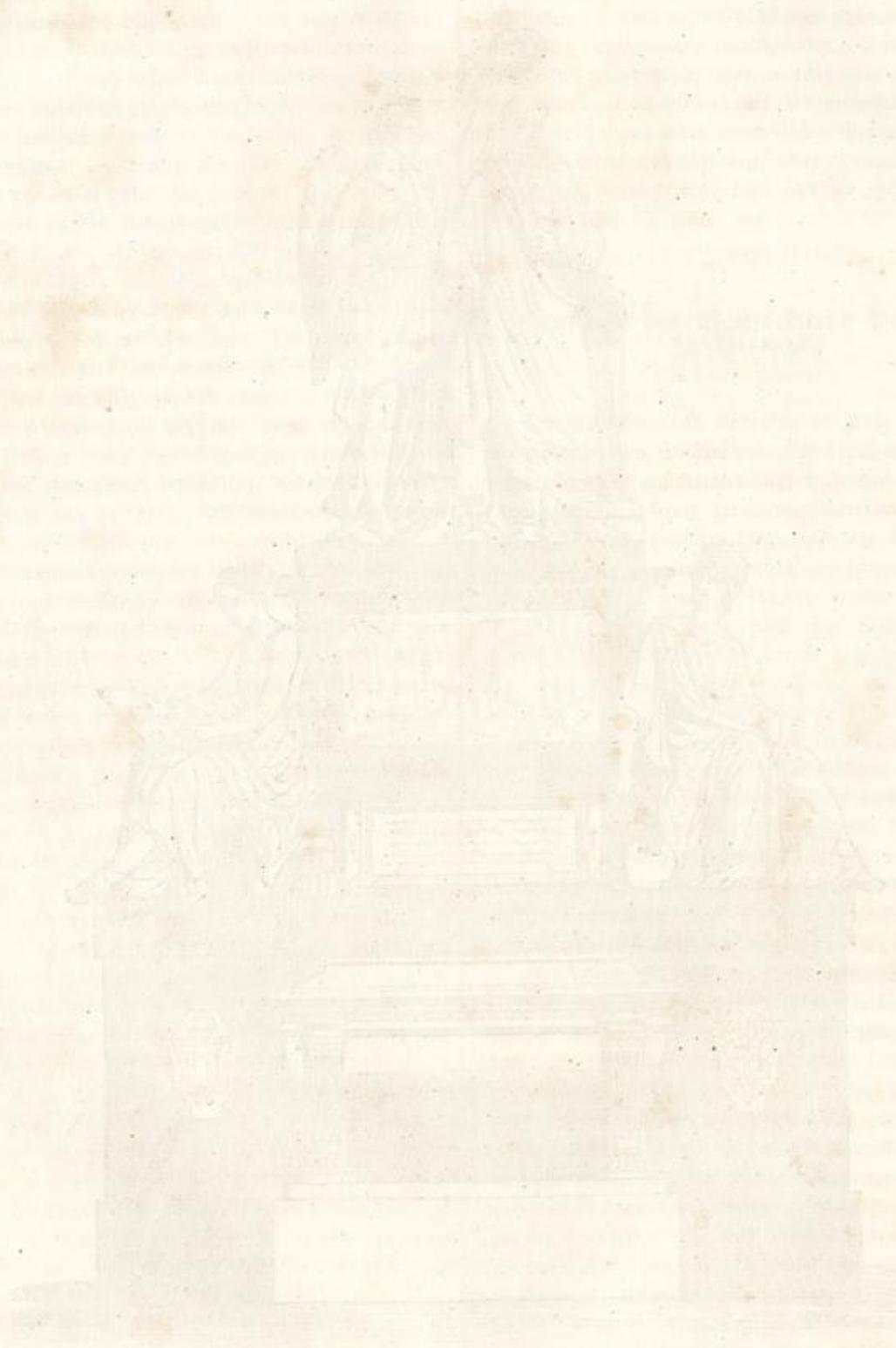
(Zu dem Holzschnitte.)

Das Bestreben, das Andenken an große Männer durch die Errichtung von Denkmälern auch der spätern Nachwelt zu bewahren, ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit in ganz Europa. Eines der ausgezeichnetsten dieser Kunstwerke, welche die dankbare Gegenwart der Vergangenheit widmete, ist das Denkmal, welches vor kurzem in Vicenza dem berühmten Baumeister Palladio errichtet worden ist. Der Graf G. Balo hatte dazu eine Summe von fast 20,000 Thaler in seinem Testamente ausgesetzt. Palladio hatte aber auch eine solche Auszeichnung von Vicenza verdient, da er sie (1518 dort geboren) vor allen reich geschmückt hat. Heute noch wandern die Fremden nach Vicenza, um die schönen Paläste zu bewundern, mit denen er die Stadt bereicherte, die restaurirte alte Kirche, das Theater. Aber auch andere italienische Städte haben Beweise seiner Kunst erhalten, Venedig namentlich, das ihm mehrere Kirchen verdankt, und durch sein Werk über die Baukunst, das in alle Sprachen übersetzt worden ist, wirkte er in noch weitern Kreisen und auf die nachfolgenden Generationen.

Das Denkmal steht auf dem neuen Begräbnißplatze Vicenzas und ist in carrarischem Marmor ausgeführt. Oben steht der Künstler und ein Genius setzt ihm den Lorbeerkranz auf, der Genius des Vaterlandes. Die Figur an der linken Seite stellt die Stadt Vicenza dar und hält in der Hand einen Kranz, während sie stolz auf ihren ruhmreichen Sohn hinaufblickt. Die Figur zur Rechten ist die Baukunst, welche die Geschichte der Kunst von der einfachen Hütte des Landmannes bis zur prächtigen Rotunde schreibt. Zwischen den beiden Figuren zeigt ein Basrelief die Thermen Caracallas, um anzudeuten, daß sich Palladio durch das Studium der alten Bauwerke bildete. (Wer sich weiter für den großen Baukünstler und seine Werke interessiert, findet die ausführlichsten Mittheilungen in den Memorie intorno la vita e le opere d'Andrea Palladio von Ant. Magrini, welche 1845 in Vicenza erschienen sind.)



Denkmal des Baumeisters Palladio in Vicenza.



Printed and Published by J. G. & C. in London.



Jose Juan, der Perlenfischer.

(Fortsetzung.)

Als sich Jose Juans Frau entfernt hatte, erschien ein Ausdruck rauhen Stolzes in seinem Gesichte, das eben noch so starr und finster gewesen war.

„Ich weiß nicht wie es zugeht,“ sagte er, „aber ich fühle mich heute mehr als je zu Vertrauen gestimmt.“

Und er leerte gleichzeitig ein Glas des Mescaal, dem ich die mittheilende Stimmung zuschrieb, welche Jose Juan sich nicht erklären konnte.

„Sie sagten, Sie würden morgen wieder abreisen?“ fragte er.

„Morgen mit Tagesanbruche.“

„In diesem Falle sollen Sie meine Geschichte hören,“ antwortete Jose Juan indem er aufstand und mir winkte ihm zu folgen. Als wir draußen vor der Hütte waren, sah er nach dem Himmel und setzte hinzu: „Der Coromuel wehet wie gewöhnlich und morgen um zehn Uhr, wenn er sich gelegt hat, wird die Guadalupe weit fort sein.“

Damit setzte er sich auf ein umgekehrtes Boot an der Thüre der Hütte und fuhr fort:

„Im Anfange der Fischerei im vorigen Jahre traf ich überall mit einem Manne zusammen. Er war ein Taucher wie ich. Er wollte auch gleich mir keinen Familiennamen haben und nannte sich Rafael. Am Waschtroge, unter dem Wasser, kurz überall fanden wir uns zusammen. Diese häufigen Gelegenheiten einander zu sehen hatten uns zu guten Freunden gemacht und seine Tauchergeschicklichkeit erwarb ihm überdies meine Achtung. Sein Muth stand seiner Geschicklichkeit nicht nach; vor Haiischen fürchtete er sich gar nicht; er habe, sagte er, eine besondere Art sie anzusehen, welche ihnen allen Muth benehme; kurz er war ein unerschrockener Taucher, ein trefflicher Arbeiter und überdies ein lustiger Gesellschafter. Alles ging ganz gut bis eines Tages ein Mädchen mit ihrer Mutter auf der Insel Espiritu Santo erschien. Ein Geschäft, das ich dort mit den rescataidores abzumachen hatte, gab mir Gelegenheit sie

zu sehen und ich verliebte mich leidenschaftlich in sie. Da mir ein gewisser Ruf vorangegangen war, so schien weder sie noch ihre Mutter meine Bewerbungen und meine Geschenke ungern zu sehen. So bald unser Tagewerk beendet war und Jedermann glaubte ich schlafe in meiner Hütte, schwamm ich an die Insel Espiritu Santo hinüber und kam um 1 Uhr von dort zurück, ohne daß Jemand etwas von meiner Abwesenheit ahnete.

Es waren bereits einige Tage seit meinem ersten nächtlichen Ausfluge nach Espiritu Santo vergangen als ich eines Morgens, da ich vor Aufgang der Sonne an die Arbeit gehen wollte, eine der alten Frauen traf, die, wie Sie gesehen haben werden, unsern Arbeiten beizuhelfen. Sie gehörte zu den Rarrinnen, welche sich einbilden oder uns doch glaublich machen wollen, daß sie die Haiische bezaubern könnten. Sie saß vor meiner Hütte und schien auf mich zu warten.

„Gezüglet seist du mein Sohn Jose Juan!“ sagte sie sobald sie mich erblickte.

„Guten Tag, Mutter,“ antwortete ich und wollte weiter gehen; aber die Alte trat auf mich zu und sagte:

„Höre mich an, Jose Juan, denn ich habe in deinem Interesse mit dir zu sprechen.“

„In meinem Interesse?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete die Alte, „leugnest du, daß dein Herz auf der Insel Espiritu Santo ist? Leugnest du, daß du jede Nacht zu der hinüberschwimmst, welche du liebst?“

„Wer hat das gesagt?“

„Ich weiß es. Jose, diese Schwimmsahrt ist für dich doppelt gefährlich; Feinde, die unser Zauber nur am Tage einschläfert, lauern im Meere in der Nacht auf dich; an der Küste spähen auf dich Feinde, welche vielleicht noch gefährlicher sind und gegen die unsere Worte nichts vermögen. Ich wollte dir meine Hülfe in diesen Gefahren anbieten.“

„Ein lautes verächtliches Lachen war meine alleinige Antwort. Da blihte aber der Zorn in den Augen der alten Indianerin und sie sprach:

„Du wahnst, ich sei machtlos, weil du ungläubig bist. Andere glauben an die Macht, über welche du spottest.“

Bei diesen Worten nahm sie aus ihrer Tasche ein Säckchen von gedruckter Leinwand, zeigte mir unter kleinen

Berlen eine von einer gewissen Größe und prächtigem Glanze und fragte mich:

„Kennst du dies?“

„Es war eine Perle, die ich der Jesusta geschenkt hatte. So hieß das Mädchen.“

„Wer hat sie dir gegeben?“ fragte ich, denn ich erkannte sie sogleich.

Die Zauberin warf mir einen Blick voll Haß zu.

„Wer sie mir gegeben hat, fragst du? Ein Mädchen, die Schönste, welche jemals an diesen Küsten erschienen ist, die der Ruhm und das Glück eines Mannes sein würde und die um meinen Schutz, um den Schutz, den du verachtest, für den Mann gebeten hat, welchen sie leidenschaftlich liebt.“

„Sein Name?“ fragte ich fast athemlos.

„Was liegt dir daran,“ entgegnete die Alte mit spöttischem Lachen, „da es nicht dein Name ist?“

„Ich weiß nicht, was mich abhielt, die alte Hexe auf der Stelle zu erschlagen; nach einer Secunde aber wendete ich ihr den Rücken zu, damit sie die Freude nicht habe, die Angst meines Herzens in meinen Mienen zu lesen und sagte kalt zu ihr: „geh, Mutter, du bist nicht gesund im Kopfe und lügst.“ Dann ging ich schnell an meine Arbeit.“

„Abends — der Tag war mir unbeschreiblich lang geworden — begab ich mich wie gewöhnlich zu Jesusta und bei ihrem Anblicke und der Art, wie sie mich empfing, vergaß ich meinen Argwohn. Ich zweifelte nicht mehr, daß die Alte, um sich an meinem Unglauben zu rächen, absichtlich mich über den Namen dessen habe irre führen wollen, für welchen Jesusta den Schutz erkaufte hatte, den ich verschmähte.“

„Ich hatte also die hinterlistigen Einflüsterungen der Hexe ganz vergessen, als ich in einer Nacht wie gewöhnlich von Espiritu Santo herüber schwamm, um nach Hause zu gehen. Der Himmel war von dunkeln Wolken bedeckt, das Meer aber nicht so dunkel, daß mir in den Wellen ein schwarzer Körper hätte entgehen können, der nach der Art wie er sich bewegte nur ein Mensch sein konnte. Er kam auf mich zu. Mir fielen mit einem Male die Worte der Alten wieder ein und es überkam mich eine entsetzliche Angst. Vor einem Feinde fürchtete ich mich nicht, aber der Gedanke an einen Nebenbuhler war mir gräßlich. Ich nahm mir vor, den Schwimmer zu ermitteln und damit er mich nicht sehe, schwamm ich unter dem Wasser nach ihm hin. Als ich berechnet hatte, daß wir an einander vorüber gekommen sein müßten, er auf, ich unter dem Wasser, kam ich an der Oberfläche empor. Das Blut, das mir in den Kopf gestiegen war, hatte mich so geblendet, daß ich im Dunkel nur phosphorescirenden Schein erkennen konnte, der sich auf dem Kamme der Wogen zu bilden anfing und die Annäherung eines Gewitters verrieth. Ich schwamm indeß nach Espiritu Santo weiter, aber erst nach einigen Minuten sah ich den Kopf des Schwimmers wieder. Er arbeitete so gewal-

tig, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte. Unter allen die ich kannte, vermochte nur einer an Geschwindigkeit ziemlich sich mit mir zu messen. Ich verdoppelte meine Anstrengung und kam ihm bald so nahe, daß ich zurückbleiben mußte. Kurz ich sah ihn an einem Felsen an's Land steigen und im Scheine eines Blizes, der plötzlich das Meer und den Strand beleuchtete, erkannte ich Rafael.“

„Das mußte so sein, dachte ich, ich mußte ihm in der Liebe zu Jesusta begegnen wie sonst überall. Nur fühlte ich, fuhr Jose Juan in düsterem Tone fort, den Haß schnell mein Herz erfüllen und ich sah ein, daß es nicht gut sein dürfte, wenn wir einander im Leben noch einmal begegneten. Sie werden indeß im Verlaufe meiner Geschichte sehen, setzte der Taucher mit unheimlichem Lächeln hinzu, wie ich ohne meinen Willen noch einmal mit ihm zusammenkam.“

„Einen Augenblick hatte ich die Absicht, ihn zu rufen und mich zu erkennen zu geben, aber in manchen Augenblicken des Lebens thut man nicht was man will. Ich ließ ihn gehen und kaum hatte er den Felsen verlassen, als ich auf demselben stand. Von da aus konnte ich ihm leicht nachsehen. Er schlug den Weg ein, der mir selbst so wohl bekannt war, klopfte an der Thüre der Hütte an, die ich so genau kannte und trat hinein.“

„Einen Augenblick war es mir, als trage mir der Wind vom Meere her das Hohngelächter der alten Zauberin wieder zu, mit dem sie ihre Worte begleitete: was liegt dir an dem Namen, da es nicht der Deinige ist? Ich glaubte im Dunkel am entgegengesetzten Ufer ihren dürren Arm nach der Hütte Jesustas zeigen zu sehen und ich eilte mit dem Messer in der Hand meinem Nebenbuhler nach. Nach wenigen Schritten hatte ich die Thür erreicht. Ich horchte, hörte aber nur leise sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Unterdeß hatte ich mich einigermaßen wieder beruhiget und obgleich der Vorsatz fest in mir stand, von meinem Nebenbuhler mich zu befreien, so hatte ich doch Geistesgegenwart genug, mich mit dem Gesetze nicht in unangenehme Berührung zu bringen. Ich mußte einen Mittelweg wählen und kam auf folgenden.“

„Der Criminalrichter hatte eine Verordnung bekannt gemacht, welche allen Tauchern und Fischern verbot, spizige Messer zu führen und dem, welcher seinem Feinde eine perpendiculäre Wunde beibringe, mit der Todesstrafe drohete. Einige Zeit vorher hatte sich Einer von uns, nach einem Streite mit einem Freunde, nicht anders zu helfen gewußt, als ihm den Leib mit einem Messer ohne Spitze durch einen Querschnitt zu öffnen. Die Sache hatte Aufsehen, ja so großes Aufsehen gemacht, daß der Alcade sich einmischen wollte, obgleich der Thäter wie der Todte ganz arm waren und keiner nur so viel besaß, einen einzigen Stempelbogen zu bezahlen. Er ließ den Mörder vor sich führen. Der Andere war bereits gestorben. Es sei nur noch eine einfache Förmlichkeit zu verrichten, sagte der Alcade zu dem Ange-

klagten, nämlich ihn zum Tode zu verurtheilen; der Mörder aber machte ihm bemerklich, daß die Wunde, an welcher sein Freund gestorben, eine vollkommen horizontale sei und daß er also das Gesetz nicht übertreten habe. Der Alcade konnte die Wichtigkeit dieses Einwurfes nicht entkräften, schalt ihn nur wegen seiner unpassenden hitzigen Reden aus und schickte ihn wieder an die Arbeit, weil kein Kläger da sei, sagte er, und weil das Gesetz nur den mit dem Tode bestraft wissen wolle, welcher mit einem spitzen Messer perpendiculäre Wunden beibringe, von einem abgestumpften Messer aber und von horizontalen Wunden nichts sage.

„Diese Geschichte fiel mir ein, als ich eben das Messer ziehen wollte, das ich statt der estaca im Gürtel hatte. Das Messer war sehr spitzig und ich wollte, um ganz sicher zu gehen, die Spitze abbrechen, fing es aber so ungeschickt an, daß das Messer nicht an der Spitze, sondern gerade am Hest abbrach. Da ich so die einzige Waffe verloren hatte, welche mir meine Rache sichern konnte, fühlte ich, daß ich keinen Augenblick zu verlieren habe. Ich lief an den Strand zurück; da lag ein Boot; ich band es los; die Wuth gab mir neue Kraft, ich fuhr über das Meer hinüber, holte aus meiner Hütte ein anderes Messer, ohne die Spitze abzubrechen und kehrte von neuem auf die Insel Espiritu Santo zurück.

„Der Sturmwind begann sich zu erheben; die Wogen leuchteten im Dunkel der Nacht und spritzten in Feuerfunken in der Brandung empor; die gaviota klagte traurig auf dem Gipfel der Felsen, die Seehunde heulten in der Finsterniß und von Zeit zu Zeit mischte die Seekuh ihre Klageklänge in die Seufzer des Windes. Mit einem Male vernahm ich ein anderes Geräusch, das aus der Tiefe des Meeres heraufzukommen schien. Ich lauschte, aber ein Windstoß trieb die verworrenen Stimmen der See von mir hinweg und ich glaubte mich getäuscht zu haben als jener Ruf nach einigen Secunden deutlich zu meinem Ohre drang. Diesmal konnte ich nicht irren; es war ein Schrei der höchsten Angst, der Hilferuf eines Menschen in der fürchterlichsten Gefahr. Da die Stimme von Espiritu Santo her kam, so konnte ich leicht errathen, daß Nafael um Hilfe rief. Von tausend verschiedenen Gefühlen bestürmt, trat ich auf das Vordertheil des Bootes, um mich vollkommen zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche, aber vergebens blickte ich auf dem Meere umher; die Nacht war zu dunkel, als daß ich etwas hätte erkennen können. Mit einem Male hörte ich von neuem und ganz deutlich:

„Ein Boot! Um Gottes Willen ein Boot!“

Es war die Stimme Nafael's.

Hier unterbrach sich Jose Juan einen Augenblick und fragte unruhig:

„Hörten Sie nicht seufzen?“

Wir horchten, aber nur die Brandung an den Felsen und der Flügelschlag eines Vogels, der von dem Gipfel

eines Felsens in der Nähe der Hütte aufflog, störten allein die tiefe Stille der Nacht.

„Ich glaubte einen Seufzer in der Hütte zu hören,“ sagte der Taucher. „Ach, Herr, Sie haben die Blässe Jesustas gesehen (denn Sie errathen, daß von ihr die Rede ist), als Sie auf die Geschichte deuteten, welche ich Ihnen erzähle. Trotz aller ihrer Beteuerungen zerreißt fortwährend ein schmerzlicher Argwohn mein Herz seit ich erfahren, daß sie Nafael gekannt hat.“

Jose Juan seufzte selbst tief und fuhr dann fort:

„Wenn man auch einem Feinde den Tod geschworen, wenn man auch gerechte Ursache zu tödtlichem Haß gegen ihn hat und es dringt in einer finstern Nacht, wie jene war, seine Stimme aus der Tiefe eines Meeres voll blutdürstiger Ungeheuer, und diese Stimme ist überdies die eines muthigen Mannes, der nur in der höchsten Angst zittern kann, so liegt in dieser Klage voll Todesangst eine geheimnißvolle Macht, welche das Herz ergreift. Ich schauderte unwillkürlich.“

Der Taucher schlug bei diesen Worten die Augen nieder wie ein Reuiger, welcher ein Vergehen beichtet, dessen er sich schämt; aber bald erhielt sein Gesicht wieder einen Ausdruck spöttischer Rohheit, der auch bis zu Ende der Erzählung nicht schwand, und er setzte rasch hinzu:

„Diese Rührung dauerte freilich nicht lange. Bald hörte ich das Wasser mit Gewalt schlagen und ich ruderte nach dieser Seite hin, dann erkannte ich den weißen Schaum, der emporspritzte, und Nafael inmitten des Funkenregens, der um ihn niederfiel. Merkwürdig war mir dabei, daß er seine Schwimmerkraft nicht aufbot, um zu meinem Fahrzeuge zu gelangen, sondern auf einer Stelle blieb. Bald errieth ich jedoch die Ursache seiner Unbeweglichkeit. In einiger Entfernung von ihm, etwa eine Klafter unter dem Wasser, glänzte ein phosphorischer Schein. Dieser Schein kam langsam auf Nafael zu. Errathen Sie, was es war?“

„Nein.“

„Eine tintorera war es von der schönsten Art,“ sagte Jose Juan.

„Und da sprangen Sie in das Wasser, um Ihrem Nebenbuhler beizustehen?“

„Ach nein, noch nicht,“ antwortete der Taucher mit einem Lächeln, „das wäre zu zeitig gewesen. Ein Ruder Schlag brachte mich ganz nahe an Nafael, er stieß einen Schrei aus als er mich erblickte, hatte aber nicht die Kraft zu sprechen; die Angst und die Ermattung erstickten seine Stimme. Mit einer verzweifelten Anstrengung ergriff er mit beiden Händen den Rand des Bootes, aber seine erschöpften Arme konnten die Last seines Körpers nicht heben. Seine Augen blickten mich in seiner Seelenangst so ausdrucksvoll an, daß ich seine beiden Hände erfaßte und sie mit Gewalt auf den Rand des Fahrzeuges drückte. Die tintorera kam immer näher. Einen Augenblick, einen ein-

zigen Augenblick blieben die Beine Rafael's unbeweglich; da stieß er einen entsetzlichen Schrei aus, seine Augen schlossen sich, seine Hände ließen los und die obere Hälfte seines Körpers sank wieder in das Wasser; der Hai hatte ihn in der Mitte durchgebissen."

„Ohne daß Sie ihm beistehen konnten?"

„Hm!" entgegnete der Taucher, „es ist möglich, daß ich ihm den Beistand nicht geleistet habe, welchen er in einem solchen Falle von jedem andern außer mir erwarten mußte."

„Die Hand auf's Herz!"

„Vielleicht habe ich ihm in meiner eigenen Angst die Hände zu stark gedrückt."

„Ohne böse Absicht?"

„Nun," entgegnete der Nestige mit einer Stimme, die ich kaum vernahm, „ich glaube, ich hinderte ihn in das Boot zu steigen."

„Und Sie haben nie Reue darüber empfunden?"

Der Taucher, welcher seit einigen Augenblicken sich eine Cigarre zusammengerollt hatte, schlug Feuer an und in dem Lichte der Funken, die umherflogen, erkannte ich, wie sehr er sich über meine Frage verwunderte.

„Caramba! Der Alcade hatte kein Recht auf meine Person; der Befehl spricht nicht von einer tintorera. Aber warten Sie nur," fuhr der Taucher fort, „ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende. In dem Augenblicke, als Rafael unter dem Wasser verschwand, stürzte ich mich selbst hinein."

Nun war die Reihe an mir, ihn bei dieser unerwarteten Wendung der Erzählung erstaunt anzusehen. Jose Juan bemerkte es.

„Ich hatte hundert Gründe," sprach er weiter, „so zu handeln. Zuerst mißfiel mir der Hai, ob er mich gleich von einem verhassten Nebenbuhler befreit, wegen der Nothheit, mit welcher er den armen Rafael zerstückt hatte. Er hatte dadurch die Ehre der Corporation der Taucher verletzt. Vergessen Sie nicht, daß ich einer ihrer capataz bin. Nachdem das Ungethüm einmal Menschenfleisch gekostet hatte, würde es uns später unfehlbar ferner angegriffen haben. Konnte endlich der Criminalrichter oder Alcade Rechenschaft wegen meines Freundes von mir verlangen, wenn ich den Hai getödtet, der ihn zerstückt hatte? Sie kennen wohl die Lebensweise der Haiische nicht?"

Ich gestand aufrichtig meine Unkenntniß ein.

„Nun sehen Sie, nichts reizt ihre Gefräßigkeit so sehr (ich spreche von der tintorera und nicht von dem gewöhnlichen Hai, vor dem sich Rafael, wie gesagt, gar nicht fürchtete), als eine solche Gewitternacht wie die, in welcher ich meinen Nebenbuhler sterben sah. Es verbreitet sich da ein klebriger Stoff, der aus den Löchern an dem Rachen der tintorera dringt, über ihre ganze Haut und macht

sie leuchtend wie Feuerfliegen, besonders wenn es bligt und donnert. An diesem Leuchten erkennt man sie in der Nacht und je dunkler die Nacht ist, um so heller glänzen sie. Zum Glück sehen sie nicht und ein stiller Schwimmer hat den Vorzug des Sehens vor diesen Ungethümen voraus. Dazu rechnen Sie, daß sie uns nicht anders fassen können, als indem sie sich auf den Rücken legen und Sie werden einsehen, daß ein muthiger Mann und guter Schwimmer einige Aussicht hat, sie zu besiegen.

„Ich tauchte, wie Sie sich denken können, nicht sehr tief, um den Athem nicht zu verlieren und auch um über, unter und um mich sehen zu können. Die Wogen donnerten über mir wie der Donner am Himmel, feurige Spitzen trieben umher wie der Staub im Sturmwinde, aber neben mir war alles ruhig. In der Tiefe stieß eine schwarze Masse an mich — das, was von Rafael übrig war. . . Ich sollte ihm bis zuletzt überall begegnen.

„Ich dachte, das Thier, welches ich suchte, könne nicht weit von mir entfernt sein und wirklich wurde ein Feuerstreifen immer größer und größer. Die tintorera und ich mußten uns in gleicher Tiefe befinden, aber der Hai stieg höher. . . Mir fing an der Athem auszugehen und ich wollte dem Hai den Vortheil nicht lassen über mir zu sein, denn in diesem Falle brauchte er sich nicht umzudrehen, um mir dasselbe Schicksal zu bereiten wie Rafael.

(Beschluß folgt.)

Mendelssohns Oper und Heines Ballet.

Der Director der italienischen Oper in London (Her Majesty's Theatre) „des ersten Theaters in Europa," wie es genannt wird, zeigt für den Beginn der jetzigen Saison unter andern wörtlich an: „Der berühmte Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy wird ebenfalls (wie Meyerbeer) England besuchen und eine Oper aufführen lassen, die er eigends für das Theater Ihr. Maj. componirt hat. Der Text ist von Scribe nach Shakespeares „Sturm" bearbeitet; die Miranda wird Fräulein Jenny Lind, den Ferdinand Herr Gardoni, den Caliban Herr Staudigl und den Prospero Herr Lablache singen. — Ebenso zeigen wir mit Vergnügen an, daß Verdi, der sich von seiner schweren Krankheit erholt hat, für das Theater Ihr. Maj. eigends eine neue Oper nach Schillers „Räubern" geschrieben hat. — Ferner wird ein neues großes Ballet zur Aufführung kommen, das eigends für dieses Theater von dem berühmten Dichter Heinrich Heine geschrieben wurde, der zu diesem Zweck eine der ältesten Sagen Deutschlands benutzt hat."



Jose Juan,
der Perlenfischer.
(Beschluß.)

„Ich dachte,“ fuhr Jose Juan fort, „um mein Vorhaben auszuführen, nur an die Zeit, die er brauchte, um das Mannöver durchzumachen. Die tintorera schwamm so geschwind auf mich zu, daß ich einen Augenblick so nahe an ihr war, um in dem Phosphorglänze ihres Körpers die Haut zu erkennen, welche ihre Augen halb bedeckte und ihre bräunlichen Flossen an meinem Körper zu fühlen. Noch hingen Fleischstücke an ihrem Rachen und sie kauete dieselben, wie es schien, mit großem Behagen. Das Ungethüm warf mir einen matten Blick zu. Mein Kopf befand sich eben in gleicher Höhe mit dem ihrigen. Ich athmete geräuschvoll ein, hob mich über den Hai empor und drehete mich um; es war die höchste Zeit. Der silberglänzende Bauch der tintorera blickte einen Augenblick und zugleich öffnete sie den Rachen, der wie eine Krepel von spitzen dicht neben einanderstehenden Zähnen starre. Mein Dolch, den ich für Rafael bestimmt hatte, bohrte sich in ihren Leib und riß, so weit mein Arm reichen konnte, eine tiefe blutige Furche. Die tödtlich verwundete tintorera machte einen furchtbaren Satz und schlug zweimal mit dem Schwanz auf das Wasser; zum Glück wurde ich davon nicht getroffen. Nur mußte ich mich eine Minute schütteln, denn es blendete mich ein Regen blutigen Schaumes, der mir ins Gesicht spritzte; als ich meinen Feind todt auf dem Wasser schwimmen sah, stieß ich einen Triumphschrei aus, den man trotz dem Sturme auf beiden Inseln hörte.

Der Morgen graute als ich erschöpft von den Anstrengungen, durch die immer ungestümer werdenden Wogen mich durchzuarbeiten, am Ufer ankam. Die Fischer sahen nach ihren Netzen und die Wellen warfen fast gleichzeitig mit meiner Ankunft die tintorera und die Ueberreste Rafael's an den Strand. Niemand zweifelte daran, daß ich meinen Freund dem Schicksale habe entreißen wollen, dessen Opfer er geworden war. Ich ließ die Schwäger meine Aufopferung preisen. Nur ein Weib ahnete die Wahrheit; Sie sahen sie erbleichen bei der Erinnerung an

jene Nacht; aus Bedauern und Trauer über Rafael? Wegen der Gefahr, der ich ausgesetzt war? Das vermag ich nicht zu errathen und diese Ungewißheit lastet mir schwer auf dem Herzen. — Sie allein,“ setzte der Laucher hinzu, „kennen die Einzelheiten meiner Geschichte und nach einigen Stunden werden Sie weiter reisen.“

Der Laucher schwieg und schien in tiefe Gedanken zu versinken. Nach einer Pause von einigen Minuten gedachte er aber an die Pflichten der Gastfreundschaft. Wir kehrten in die Hütte zurück. In dem entlegensten Gemach, in welches sich die junge Frau auf Befehl ihres Mannes begeben hatte, brannten zwei Lichter. In ihrem blassen Scheine erkannte man ein grobgemaltes Bild, welches die Seelen im Fegefeuer darstellte, zu deren Ehre und Erlösung die beiden Kerzen jeden Abend angezündet wurden. Von Müdigkeit übermannt war die junge Frau, die am Boden saß und den Kopf auf ein Fußbänkchen gestützt hatte, in friedlichen Schlummer gesunken. Die langen Flechten ihres Haares hatten sich aufgelöst und fielen bis zu ihren Füßen herunter. Im Anblicke der blendenden Schönheit Jesuitas erklärte man sich wohl leicht die Liebe Jose Juans, aber bei dem friedlichen Schlummer der Mexikanerin durfte er doch wohl nicht an Eifersucht denken. Nachdem der Nestige sie einige Augenblicke betrachtet hatte, rollte er eine chinesische Matte auf und breitete sie in dem Gemache am Eingange der Hütte aus; das war das kostbarste Bett, welches dieser Halbwilde seinem Gaste bieten konnte. Das ganze Hausgeräthe der Hütte bestand in zwei ähnlichen Matten und in einigen Rohrstühlen. Uebrigens war die Gastlichkeit des Capitains Don Ramon nicht kostbarer; warum aber sollte ich nicht gestehen, daß ich nach dieser blutigen Geschichte das Verdeck unserer kleinen Goelette dem Bette dieses Mannes vorgezogen hätte? Ich konnte die Augen nicht schließen bis zu dem Morgen, als die Stimme Jose Juans sich hören ließ.

„Der Coromuel wehet noch immer,“ sagte er zu mir, „und die Guadalupe wird den Anker lichten.“

Ich nahm Abschied von meinem Wirth, um ohne Zögern an Bord zurückzukehren.

„Nun,“ sagte der Capitain Don Ramon als er mich ankommen sah, „werden Sie sich noch wundern, wenn man

von Jose Juan spricht? Was halten Sie von diesem Manne?"

„Er ist ein aufopfernder Freund,“ antwortete ich.

Am andern Tage früh lagen wir vor Anker an Pichlin. Diesmal hatte sich der Capitain nicht getäuscht.

F a n c h o n .

(Nach dem Französischen.)

1.

Der Chevalier Dorat.

Wenn man heute die Feuilletons Geoffroys wiederliest, fragt man sich mit Verwunderung, wie dieser Schriftsteller seinen außerordentlich großen Ruf so lange hat behaupten können. Man kann sich eine solche Erscheinung nur durch die geringe Anzahl von Journalen erklären, welche damals erschienen und besonders durch die einflussreiche Stellung des Journal de l'Empire. Die Kritik Geoffroys hat in der That nichts Künstlerisches in sich. Sie ist roh, ungerecht, leidenschaftlich und besteht hauptsächlich darin: in ziemlich guter Sprache ohne Verechtigung zu schimpfen. Sie greift ohne Unterschied alles an, was mit Recht oder Unrecht Erfolg erlangte, kehrt unablässig zum Angriffe zurück, ermüdet niemals, verliert nie den Muth, rechnet die Niederlagen nicht und kümmert sich, wie Voltaire, nicht darum, nach Regeln zu verlegen, wenn nur stark und häufig verlegt wird. Er ist der Herostatus welcher eine Feder schwingt statt der Brandfackel und seine zerfressende Dinte auf alles spritzt, was glänzt oder sich erhebt. Er wollte in Brand stecken und bringt doch nur bald wieder schwindende Flecken hervor. Es ist wirklich nichts von allem dem untergegangen, was er angegriffen hat. Mademoiselle Duchesnois hat einen großen Künstlernamen hinterlassen trotz dem Haffe Geoffroys. Talma konnte als Zielpunkt so vieler Beleidigungen wie Titus mit der Hand über sein Gesicht streichen und sagen: es hat mir nicht weh gethan. Ein mittelmäßiges Vaudeville endlich, gegen welches Geoffroy zwölf bis funfzehn Male auf's Heftigste sich ereiferte, erhielt einen unerhörten Beifall. Es wurde über zweihundert Male aufgeführt und sein Titel allein weckt heute noch unter denen, welche in der ersten Zeit des Napoleonschen Kaiserthums lebten, angenehme Erinnerungen, wie gewiß jeder Leser einmal von „Fanchon dem Eiermädchen“ gehört hat. Und doch hat Geoffroy den erbittertsten Krieg gegen dies Vaudeville geführt. Napoleon, der damals einen Adel stiftete, hatte ein Stück getadelt, in welchem ein vornehmer Herr ein auf den Straßen singendes Mädchen heirathet. Sobald als diese kaiserliche Meinung bekannt wurde, ging Geoffroy ans

Werk und griff alles an, die Idee, den Styl, die Couplets und den philosophischen Gedanken des Stückes, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen. Dieser Zorn, dieses Geschrei schadeten nicht nur dem Stücke nicht, sondern lenkten die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe hin und nun tritt man sich um Plätze im Theater, um Fanchon zu applaudiren. Es fanden mehrere Duelle wegen des „Eiermädchens“ statt. Madame Belmont, welche die Hauptrolle spielte, gelangte zu der Zahl der beliebtesten Künstlerinnen. Carl Bernet endlich, dessen Galembourgs damals in ganz Frankreich nachgesprochen wurden, sagte, das neue Stück könne bei Verfassern wie Pain und Bouilly nie fin (faim) — ein Ende oder Hunger) haben. Und ein Galembourg von Carl Bernet drückte in jener Zeit einer Sache den letzten Stempel der Mode auf; der Scherz des berühmten Malers gab der „Fanchon“ von neuem solche Beliebtheit, daß sie noch hundert Vorstellungen erlebte.

Es versteht sich von selbst, daß unter den tausend Streitgegenständen, welche der unerhörte Erfolg der „Fanchon“ hervorrief, der über den höhern oder geringern Grad der Aechtheit und Wirklichkeit der Anekdote, auf welche das Stück gebaut war, voran steht. Es war eine Art unklarer Sage, über deren Entstehung man nichts Bestimmtes wußte und die in Folge der Revolution und deren schrecklichen Ereignissen auch nicht zu ermitteln war. Je schwieriger aber die Lösung des Räthfels war, um so eifriger beschäftigte man sich mit derselben.

Eines Abends dachte Brazier, der im Orchester des Vaudeville-Theater saß, an irgend etwas, nur nicht an das, was auf der Bühne vorging, als er durch den Ausruf seines Nachbarn in seinen Gedanken gestört wurde. Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dessen Benehmen einen vornehmen Stand verrieth. Er achtete mit der größten Aufmerksamkeit auf das Stück und schien an den Abenteuern des „Eiermädchens“ fast persönliches Interesse zu nehmen. Als der Vorhang nach dem Acte gefallen war, neigte sich der Unbekannte zu seinem Begleiter und sagte seufzend:

„Arme Fanchon!“

„Sie kennen Fanchon?“ fragte Brazier.

„Sie kennen Fanchon?“ wiederholten alle Personen, die sich in der Nähe befanden.

Der Unbekannte sah sich alsbald von einer neugierigen Menge umgeben und man stieg sogar auf die Bänke, um den Mann zu sehen und zu hören.

„Die Herren irren sich,“ sagte der Unbekannte, als er sah, daß er mit einem Male der Gegenstand allgemeiner Neugierde geworden war. „Ich weiß nichts von dem, was Sie zu wissen wünschen.“

„Fanchon! Erzählen Sie uns die Geschichte der Fanchon!“

(Fortsetzung folgt.)



Das
Montpensier-Theater
in Paris.

(Zu dem Holzschnitte.)

Von keinem Theater in der Welt ist vor seiner Eröffnung so viel Fabelhaftes geredet und geschrieben worden als von dem, dessen Frontseite unsere Abbildung zeigt und das nach einander „Theater des Herrn Alex. Dumas“, „Theater Monte-Christo“, „Montpensier-Theater“ und „Prinzen-Theater“ hieß, bis es definitiv den Namen „historisches Theater“ erhalten hat. Ueber seine Entstehung ist Folgendes bekannt. Hofstein war Regisseur am Theater Ambigu-Comique und leitete die Inszenesetzung und die Proben der „Mousquetaires“, wobei er in häufige Berührung mit Alexander Dumas kam, dem er denn auch bald erzählte, er habe die glänzendste Idee zu einem theatralischen Unternehmen und alles sei auch schon bereit, das Geld, der Platz und es fehle weiter nichts als die Concession. Dumas übernahm es diese Concession zu erlangen und es wurde ihm dies durch den Herzog von Montpensier möglich, der auch seinen Namen für das neue Theater herzugeben geneigt war. Die Concession lautet auf Hofstein, der zum Director ernannt ist und ein besonderer Vertrag sichert Herrn Dumas besondere Vortheile, wie er diesen verpflichtet, seine neuen Stücke ausschließlich diesem Theater zu übergeben.

Nun ging es mit Macht an das Niederreißen des alten Palastes Boulon und eines berüchtigten Wirthshauses, in welchem sich sonst Uebelthäter der gefährlichsten Art zu versammeln pflegten und aus den Trümmern erhob sich binnen fünf Monaten das großartige „historische Theater.“

Die Façade nach dem Boulevard zu ist sehr schmal. Vier Säulen in jonischer Ordnung an jeder Seite stehen neben dem weiten Eingange für das Publicum und zwischen diesen Säulen erheben sich zwei Caryatiden.

von denen die zur Linken das Drama, die zur Rechten das Lustspiel darstellt. Ueber diesen Säulen befindet sich eine hohe halbkreisförmige Oeffnung, welche als Terrasse des Foyer dient. Diese Halbkuppel enthält eine großartige Darstellung, in deren Mitte die Poesie über alle emporragt und die eine Hand dem Drama, die andere dem Lustspiele reicht. An dem einen Ende vertritt Nourrit die musikalische dramatische Kunst, während an dem andern Marivaux galant der Mademoiselle Mars die Hand küßt. Diese Composition endiget in einem Fries, welcher die bekanntesten Scenen der Dichter darstellt, die daneben erwähnt sind; auf der einen Seite: Corneille, Racine und Molière, auf der andern: Shakespeare, Schiller und Lope de Vega.

Da die Terrasse nicht geschlossen ist, so sieht man diese Malereien vom Boulevard aus.

Zwei Gruppen, rechts Hamlet und Ophelia, links der Sid und Chimene, scheinen den Fronton zu tragen, welcher die Fassade endiget und in dessen Mitte der Genius der neuern Kunst steht.

Eine Doppeltreppe führt in den Foyer hinauf, der groß, weit und geräumig und in Weiß und Gold decorirt ist. Divans von rothem Sammet stehen umher und er steht durch drei große Thüren mit der erwähnten Terrasse in Verbindung.

Die Form des Saales unterscheidet sich gänzlich von der, welche man bisher für die Theater wählte. Er ist nämlich statt eines Halbkreises eine Ellipse, deren große Ase quer liegt. Diese Neuerung hat denn auch den großen Vortheil, daß alle Zuschauer, wo sie sich auch befinden mögen, die Bühne ganz sehen können. Aber diese elliptische Form macht einen eigenthümlichen Eindruck; der Saal sieht nämlich sehr klein aus, ob er gleich über zwei Tausend Personen bequem aufnehmen kann.

Die Proscaeniumslogen sind äußerst reich verziert und eigentlich große Appartements, denn es gehören bedeutende Salons dazu, so daß man große Gesellschaften darin geben kann. Die schönste Loge ist die des Herzogs von Montpensier. Es führt eine besondere Treppe zu allen diesen Logen und vor der des Herzogs von Montpensier befindet sich ein im Style Ludwigs XV. decorirter Salon, der mit kirschrothem Sammet ausgeschlagen ist, während die Meubles mit ponceau Seide bezogen sind. Eine durch einen Thürvorhang von Sammet verdeckte Treppe von Palisanderholz führt zu der großen Loge hinunter, in welcher mehr als zehn Personen Raum haben.

Die Galerie-Logen sind in Weiß und Rosa decorirt und mit rothem Sammet beschlagen; zu ihnen gehört ein besonderer Foyer. Darüber ziehen sich zwei ungeheure

Amphitheater hin, die wenigstens 700 Personen fassen können.

Bei der erwähnten Einrichtung des Saales war es nicht möglich einen Kronleuchter in der Mitte des Plafond anzubringen. Man hat deshalb zwei gewählt und diese belästigen höchstens zwanzig Plätze.

Die „Reine Margot“ von Alexander Dumas wird das Stück sein, mit welchem man in den nächsten Tagen dieses prächtige Theater eröffnet.

Notizen.

Die Zeitungen haben erzählt, die Königin von Spanien habe dem Minister Guizot ein kostbares Gemälde von Murillo übersandt und die Pariser freuten sich ein Meisterwerk mehr zu besitzen; aber diese Freude währte nicht lange, denn der Marschall Soult, der bekanntlich 1809 nach der Eroberung Spaniens eine der kostbarsten Gemäldesammlungen von dort zurückbrachte, hat soeben einen Murillo von noch viel höhern Werthe aus seiner Galerie, „den Gelähmten“ für 160,000 Frs. an einen Engländer verkauft. — So theuer hatte ihn Soult nicht bezahlt.

Sehr gesucht sind jetzt die Bronzegegenstände und vor allen die, welche sich aus dem Alterthume erhalten haben. So kaufte Thiers vor kurzem eine sehr kleine antike Bronzefigur von vollendeter Schönheit für 9000 Frs. und der Bankier Delessert erwarb vor wenigen Wochen einen Selen in Bronze, einen Fuß hoch, für 6100 Frs.

Aber auch die neuen Bronzen sind sehr beliebt, weil in der letzten Zeit Gegenstände geliefert worden sind, die mit den alten Meisterwerken sich messen können. Einer der genialsten Künstler unserer Zeit, der Bildhauer Barye, beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Schaffen von Gegenständen, die in jedem Hause gebraucht werden und seine Leuchter, Vasen, Becher, Schreibzeuge, Uhren u. sind das Schönste was man in dieser Art sehen kann. Und wahre Künstler müssen solche Gegenstände liefern, wenn die Kunst allgemeinere Verbreitung finden soll. Aber bisher haben sie immer geglaubt, es wäre des Künstlers unwürdig, sich mit solchen alltäglichen Gegenständen zu beschäftigen, er müsse — Großes liefern, colossale Statuen u., um sein Genie zu zeigen.

Bilder-

der Allgemeinen

N^o 10.



Magazin

Modenzeitung.

1847.

Fanchon.

(Nach dem Französischen.)

I.

Der Chevalier Dorat.

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte setzte sich wieder nieder und das Geschrei, das Ausrufen, das Auffordern nahm einen fast feindseligen Charakter an. Der Nachbar Braziers bot dem Sturme Trotz, ohne, wie es schien, auf den Lärm zu achten, der um ihn her tobte. Unterdeß ging der Vorhang wieder in die Höhe und der Tumult dauerte noch einige Augenblicke fort; endlich erlangte man aber doch Ruhe und das Stück konnte weitergespielt werden.

„Mein Herr,“ sagte Brazier zu dem Manne, den er in eine so unangenehme Lage gebracht hatte, „ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen. Werden Sie mir meine Neugierde verzeihen?“

„Ich selbst trage die Schuld, da ich zu laut sprach,“ antwortete der Fremde artig; „doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich fürchte, nach Beendigung der Vorstellung noch einmal der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu werden und ich habe, abgesehen von einer solchen Unannehmlichkeit, andere Gründe hier keine öffentliche Rolle zu spielen.“

„Ich kann Ihnen die Unannehmlichkeit ersparen, welche Sie fürchten. Das Stück naht sich dem Ende. Folgen Sie mir mit der Person, die Sie begleitet; durch eine mir bekannte kleine Thüre können wir uns auf die Bühne flüchten. Von da entfernen Sie sich durch den Ausgang der Künstler und brauchen so von der Neugierde des Publikums nichts zu fürchten, die ich auf Sie gelenkt habe.“

Einige Minuten später hatte Brazier wirklich die zwei Männer gerettet, die er als Ariadne durch das Labyrinth der Coulißen führte.

„Mein Herr,“ sagte da der Ältere, „es bleibt mir nur ein Mittel übrig, Ihnen für die Gefälligkeit zu danken, die Sie mir so freundlich erwiesen haben, — indem ich Ihnen die Geschichte erzähle, welche das Publikum so lärmend von mir verlangte. Die Zeit und der Ort scheinen

freilich für eine solche Geschichte sich nicht zu eignen. Wenn Ihnen daran liegt das zu erfahren, was ich von Fanchon weiß, so kommen Sie morgen Vormittag gegen elf Uhr in das Café Foy; dort will ich Ihnen die Geschichte des Leiermädchens erzählen, aber nur unter der Bedingung, von welcher ich nicht abgehen kann, daß Sie mit mir frühstücken.“

„Ich nehme Ihre Bedingung an.“

„Also morgen!“

Am nächsten Tage fanden sich Beide pünktlich in dem Kaffeehause ein.

„Da wir Niemanden haben, der uns einander vorstellen kann,“ sagte der alte Mann, indem er auf Brazier zuging, „so erlauben Sie mir, daß ich selbst meinen Namen nenne. Ich bin der von Graf C... Während der Schreckensherrschaft trug man meinen Namen in die Liste der Ausgewanderten ein und verurtheilte mich zum Tode. Jetzt befinde ich mich in Paris, um das Ausstreichen meines Namens zu bewirken. Sie, Herr Brazier, sind ein junger Mann von Geist und Talent, dessen Namen das Publikum bereits mit Vergnügen nennt.“

Jetzt bleibt mir nichts übrig, als mir wegen des Zufalles Glück zu wünschen, der mir die Ehre verschafft, Sie kennen zu lernen und Ihnen die Geschichte Fanchons zu erzählen. Dabei muß ich freilich in eine Zeit zurückkehren, in welcher Sie noch nicht geboren waren, nämlich zu dem Jahre 1773. Ich war damals ungefähr so alt als Sie jetzt sind, war Mousquetaire und verbrachte wie meine Kameraden die ganze Zeit, welche uns der Dienst und die Galanterie freiließen, in dem „Cadran-Bleu,“ welcher Ort damals der Sammelplatz der jungen Elegants war. Man spielte da, frühstückte, gab kleine Soupers. Namentlich war es der Lieblingsplatz der Abbés und der Dichter und auch die Wucherer fanden sich gern da ein, denn vor einem Spieltische, vor einem reichen Souper und einem hübschen Mädchen kommt man schnell um sein Geld. Man unterschrieb, um nur die Börse wieder zu füllen, bereitwillig und ohne zu lesen die verderblichsten Wechsel.

Unter diesen Blutekeln, welche sich häufig in dem Cadran-Bleu einfanden, machte sich besonders ein gepudertes Männchen mit frischrothen Wangen bemerklich, den

man Blandin nannte. Man konnte die Leute unmöglich mit größerer Heiterkeit und Gemüthlichkeit ruiniren als es dieser seltsame Mann that. Es fehlte ihm nicht an Geist, er besaß Wit und ging in alle Thorheiten mit ein, die im Cadran-Bleu getrieben wurden; nur bezahlte er sie nicht; er ließ seine Kunden bezahlen, wie er sich ausdrückte. Bei jedem Darlehn, das er bewilligte, befand sich gewiß als Bedingung ein Souper. Sie werden den Mann aus meiner Erzählung noch besser kennen lernen.

Eines Abends saß Herr Blandin auf seinem Stuhle, spielte mit seinem Zahnstocher und verdauete als glücklicher Mann. Mit einem Male aber sah ich sein volles rothes Gesicht leichenblaß werden. Es hatte Jemand ihm gegenüber Platz genommen, der ihn in einer nicht eben freundlichen und beruhigenden Art ansah. Endlich lachte diese Person laut auf und drehte sich nach mir herum. Ich erkannte den Chevalier Dorat.

Dorat war 1773 nicht mehr jung. Die Jahre und der Kummer hatten sein Gesicht schlimm behandelt und obgleich der Dichter erst fünfundsierzig Jahre zählte, konnte man ihn für einen Sechziger halten. Wenn er mit seinem vergilbten Gesichte und zahnelosem Munde lachte, sah er aus wie eine lebendig gewordene Mumie.

„Ach, Herr Blandin,“ sagte er, „Sie erschrecken bei meinem Anblicke so sehr und müssen also in Ihrem Gewissen die Ueberzeugung tragen, die Prügel, die ich Ihnen versprochen, wohl verdient zu haben. Aber beruhigen Sie sich, ich grolle Ihnen nicht wegen der vierzehn Tage, die Sie mich im Schuldgefängnisse zubringen ließen. Mercier wollte den Gründer des Journal des Dames nicht in Ihren Klauen lassen; er hat den Wechsel bezahlt, den ich Ihnen gab und ich bin bereit, neue zu unterzeichnen.“

Während Dorat sprach, hatten die Wangen Blandins ihre natürliche Farbe wieder erhalten und in seinem Auge blitzte wie sonst die heiterste Lust.

„Sie werden es also nie bereuen, Herr Chevalier,“ sagte er leise, „ein so schönes Vermögen vergeudet zu haben?“

„Die Moral nimmt sich vortreflich in Deinem Munde aus, Glender, der Du mehr als die Hälfte durch Deinen Wucher an Dich gerissen hast! Aber ich klage nicht, ich brauchte Geld und Du verkauftest mir dasselbe theuer. Ich hätte im Nothfalle noch mehr dafür bezahlt.“

„Aber mit Sparsamkeit.“

„Stelle Deine guten Lehren ein, alter Filibustier! Jetzt da ich ruiniert bin, kann ich leben wie Du. Man braucht keine Reichthümer, um sich Entbehrungen aufzulegen. Du giebst ein schlechtes Beispiel.“

„Die Zukunft beachten, sich gegen das Unglück vorsehen.“

„Wenn man kein Filz ist wie Du, behält man das Gold nicht in der Hand und je mehr man ausgiebt, um so mehr will man ausgeben; der Aermste würde Verschwender werden, wenn er plötzlich reich würde.“

„Nein, er würde an seine frühere Armuth denken und sich vor der Rückkehr der Leiden zu schütten suchen, die er schon einmal erduldet hat.“

„Du bist so dumm als schlecht, Blandin. Sieh da das kleine Savoyardenmädchen von sechszehn oder siebenzehn Jahren, die wirklich recht hübsch sein würde, wenn man sie recht rein wüsche. Sie greift sich die Brust an, weil sie den ganzen Abend im Freien singt, um einige Sous zu verdienen. Ich wette, daß auch ihr das Gold schnell durch die Finger liefe, wenn sie reich würde.“

„Ach, Sie kennen die Savoyarden nicht. Ich stamme auch aus Savoyen, sehen Sie, Herr Chevalier. Sie sind alle sehr sparsam.“

„Wettest Du mit mir?“

„Um was könnten wir wetten?“

„Um hundert Louisd'or.“

„Sie haben ja kein Geld mehr.“

„Ich gebe Dir einen Wechsel; Du wirst mir doch wieder borgen?“

„Meinetwegen. Wie aber ist die Kleine reich zu machen?“

„Das übernimmt Einer von uns.“

„Einer von uns Beiden? Ich allein könnte es thun, fühle aber nicht die mindeste Neigung dazu. Warten Sie; ich kenne ein Mittel. Kleine, komm einmal her und höre mich an, ich will Dich reich machen.“

Das Mädchen trat hinzu; Blandin nahm sie an die Hand und führte sie zu allen Personen, welche im Cadran-Bleu versammelt waren.

„Einen Louisdor für meinen Schilling!“ sagte er. „Einen Louisdor! Wer nichts giebt, mag sich in Acht nehmen, denn der alte Blandin discountirt seine Unterschrift nicht wieder.“

Nach zehn Minuten kam Blandin mit dem Mädchen zu Dorat zurück und übergab der Kleinen den Betrag der Collecte, dreißig Goldstücke.

„Und das nennst Du die Kleine reich machen?“ fragte der Chevalier Dorat verächtlich. „Das ist viel zu wenig; das würde sie wohl für sich behalten; wenn Du wirklich einen Versuch machen willst, mußt Du sie vollständig reich werden lassen und mit Ueberfluß überschütten.“

„Ja, nicht wahr, hunderttausend Francs ausgeben, um hundert Louisdor zu verdienen? Ich danke. Unternehmen Sie die Sache, da Sie mit dem nicht zufrieden sind, was ich gethan habe.“

„Du glaubst mich zu höhnen, alter Filz; aber ich nehme Deine Herausforderung an. Ja ich, den Du um alles gebracht hast, werde dieses Kind reich machen. Komm morgen früh zu mir, Kleine. Hier hast Du meine Adresse.“

Nach acht Tagen sah Blandin im Cadran-Bleu eine sehr hübsche Sängerin ankommen, in welcher er nicht leicht die kleine Savoyardin erkannt haben würde. Ein reich in

Gold gestickter Spenzer von scharlachrothem Atlas hob ihre zierliche Taille hervor; ein Rock von schwarzem Taffet ließ ihre zierlichen Füßchen in netten Schuhen sehen; auf dem gepuderten Haare ruhte kokett ein Hüthen und ihre schönen mit Ringen geschmückten Hände hielten eine Mandoline von Palstranderholz und Gold. Sie sah aus, wie aus einem Gemälde Watteaus herausgestiegen.

„Meine Herren,“ sagte sie, indem sie zu einer Gruppe Mousquetaires trat, „soll ich Ihnen Lieder von dem Chevalier Dorat singen, welche Piccini in Musikk gesetzt hat?“

„Gewiß, niedliche Schöne!“ rief man von allen Seiten.

Sie ließ ihre großen schwarzen Augen über die Gesellschaft hinschweifen und sang nach einem kurzen Vorspiel sehr geistreiche Verse mit einer Stimme, der allerdings die Ausbildung fehlte, die aber rein und von großem Umfange war.

Als sie geendigt hatte, füllte sich der Becher von vergoldetem Silber, den sie den Zuhörern hinhielt, bis an den Rand. Mit dem kleinen weißen Finger schob sie alle kleinen Münzen bei Seite, ließ sie an den Boden fallen und rief einige Bettler, die an der Thüre standen.

„Das ist für Euch, ihr guten Leute,“ sagte sie. „Gebt auf. . . Ich behalte nur das Gold für mich.“

Sie entfernte sich darauf ohne mehr zu singen. Am andern Tage kam sie wieder, aber in einem noch reizendern Anzuge und wie am vorigen Tage warf sie das Silber unter ihrer Einnahme den Armen hin.

Nach acht Tagen sprach man in ganz Paris nur von der Sängerin im Cadran-Bleu, alle rühmten begeistert ihre Schönheit, wollten sie sehen, und sie bewundern. Man warf ihr wetteifernd Louisdors zu, um einen Blick oder ein Lächeln von ihr zu erhalten.

Die Entwicklung.

Kaum war ein Monat vergangen und Fanchon kam in prächtiger Equipage mit zwei Bedienten und einem Käufer in dem Cadran-Bleu an. Man drängte sich sie zu sehen und machte einander mit Gold und Degenstichen die kleinsten Plätze bei dem Restaurateur streitig. Manche Personen verbrachten die Nacht da, um sich einen guten Platz für den nächsten Abend zu sichern und Fanchon bequem sehen und hören zu können.

Ein ganzes Jahr lang verringerte sich der Ruf des Mädchens nicht; die reichsten und mächtigsten Herren suchten ihre Liebe zu gewinnen und keiner konnte sich rühmen Glück bei ihr gehabt zu haben, was die Bewunderung natürlich noch höher steigerte.

Ist das Glücksrad einmal in Bewegung gekommen, so läuft es oft rascher als es selbst die erwarteten, welche ihm den ersten Anstoß gaben. Der Zufall wollte, daß eines Abends der Abbé von Lattaignant, der oft im Siacre in das Kloster zurückkehrte, in die Wagenreihe kam, welche vor dem Cadran-Bleu hielt. Er konnte nicht

fort und blieb so lange Fanchon gegenüber, daß der bekehrte Lieberdichter, der gute Priester den Schwur vergaß, keine Lieder mehr zu schreiben. Am andern Tage ließ die hübsche Savoyardin anzeigen, daß sie ein Lied von dem Abbé Lattaignant singen würde. Diese Nachricht wurde mit Bewunderung und mit Jubel aufgenommen, denn der Abbé stand nicht bloß in großem Ruf, seine Rückkehr zur Poesie war auch ein Triumph des voltaireschen und philosophischen Geistes über die sogenannten bigotten Ansichten. Die Verse waren nicht gerade ausgezeichnet und doch kann ich nicht ohne tiefe Rührung daran zurückdenken. Es ist mir immer noch als sähe ich Fanchon sie singen mit ihrer unbeschreiblichen Anmuth. Das junge Mädchen legte in ihre geringsten Geberden einen natürlichen und unvergleichlichen Reiz und Niemand hörte ungestraft ihren ausdrucksvollen Gesang.

Dorat, den ein solcher Erfolg ermutigte, sann fortwährend nach, was er dem romanhaften Ruhme seines Schützlinges noch beifügen könne. Er verbreitete z. B. geschickt über die Geburt und die Familie Fanchons tausend widersprechende Gerüchte, welche das Publikum in vollem Ernst nahm und für die Einige sich blindlings begeisterten, während Andere sie heftig bekämpften. Daher schreiben sich die so verschiedenartigen Angaben über die Sängerin. Einige sahen in ihr ein Mädchen von vornehmer Herkunft, welche durch unvorhergesehene Unfälle zur Armut heruntergebracht und genöthigt worden sei, ihr Gesangstalent zu benutzen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; Andere machten Fanchon zur Tochter einer Wirthshausmagd, die vom Marschall von Michellieu verführt worden sei und gaben ihr so einen der größten Herren des Landes zum Vater. Die Wahrheit aber war folgende. Sie war wie viele Savoyardenkinder nach Paris geschickt worden, um da zu betteln und zu singen. Als das Glück ihr zu lächeln begann, hatte sie ihren Aeltern eine ansehnliche Summe Geldes zugeschickt, aber sie bekam dieselbe zurück, denn die Aeltern Fanchons waren seit einem halben Jahre todt.

Fanchon konnte nicht lesen, doch war sie nicht ohne Geist; namentlich gab ihr die Heiterkeit einen großen Reiz und ließ sie originell erscheinen. Sie begriff mit feinem Tacte ihre eigenthümliche Stellung und wußte ihrem Beschützer vielerlei Mittel anzugeben, die Neugierde des Publikums über sie noch mehr zu reizen. Kaum fing eine Anekdote an alt und vergessen zu werden, so weckte eine andere die Aufmerksamkeit und gab der Neugierde neue Nahrung.

Eines Abends z. B. bemerkte Fanchon, als sie nach Hause kam, an ihrer Thüre eine alte Savoyardin und das Mädchen hatte nichts Eiligeres zu thun als auszustiegen und ihrer Landsmännin die Mittel zu gewähren, die Nacht unter Dach und Fach in Wärme zuzubringen. Der Winter war damals außerordentlich streng und die Kälte hatte auf die Alte so gewirkt, daß sie kein Bewußtsein mehr

hatte. Fanchon hielt sie für todt, ließ die Arme aber in ihren Wagen legen und einen Arzt holen. Leider stellten sich bei der Armen aber bald heunruhigende Symptome ein und die Aerzte begannen das Schlimmste zu fürchten.

Das Gerücht von der Wohlthätigkeit Fanchons und von der Gefahr ihres Schüglings verbreitete sich am andern Tage in ganz Paris und ganz Paris beeiferte sich für die Alte, die es am Tage vorher beinahe hatte verhungern und erfrieren lassen. Von allen Seiten erkundigte man sich nach dem Befinden der alten Madelon. Man sandte ihr Geld und als man erfuhr, daß sie endlich der Gefahr entgangen sei, kam man in Schaaren herbei, um ihr Glück zu wünschen.

Abends, als Fanchon in dem Cadran-Bleu erschien, von dem sie sich während der Dauer der Krankheit Madelons fern gehalten hatte, wurde sie von den stürmischsten Beifallsäußerungen empfangen und ihre Einnahme belief sich auf beinahe zweitausend Louisd'or. Endlich als sie nach Hause zurückkehren wollte, spannte man die Pferde von ihrem Wagen und Leute aus dem Volke zogen sie unter dem Jubel von wohl zehntausend Menschen bis an ihre Wohnung.

Das Glück Fanchons allein hatte diesen kleinen Roman begonnen; der Chevalier Dorat übernahm es, demselben eine sinnreiche Entwicklung zu geben. Madelon hatte in ihrer Fieberhitze oft ihren Mann und ihre Kinder gerufen. Ein Bote, der insgeheim nach Savoyen geschickt worden war, hatte dem Dichter die Nachrichten gebracht, die er wissen mußte. An dem Tage, als Madelon aufstehen und ausgehen konnte, bot ihr der Dichter seinen Wagen an und er brachte sie in die Vorstadt St. Antoine. Hier hielt der Wagen vor einem Hause von bescheidenem Aussehen. Kaum war die Thüre desselben geöffnet worden, als Madelon einen Schrei ausstieß und ohnmächtig wurde. Sie hatte das Haus erkannt, das sie in Savoyen bewohnte. Der Garten war so eingerichtet, daß er sie an ihre Heimath erinnern mußte. Noch größer wurde die Gemüthsbewegung der Frau, als sie ihren Mann und ihre vier Kinder erscheinen sah, welche ihr weinend entgegeneilten. Diese Scene erregte große Rührung, denn zwei bis dreihundert Personen, welche die Erlaubniß erhalten hatten, dem Austritte beizuwohnen, standen hinter den Bäumen.

Die mit Geschenken überhäufte Madelon erhielt das Haus und den Garten, die man für sie gekauft hatte. Der Abbé von Lattaignant brachte ihre Geschichte in Verse, welche Fanchon im Cadran-Bleu sang, die Drehorgeln machten sie populair und brachten sie in die Provinzen, so daß ganz Frankreich von der Geschichte gerührt werden konnte.

Um das Aufsehen und die Beliebtheit einer solchen Comödie ganz zu begreifen, müssen Sie sich in die Zeit zurückversetzen, in welcher sie stattfand. Watteau und Boucher hatten die Schäferscenen in die Mode gebracht. Man wollte um jeden Preis gelockte und gepuderte Lämmchen mit rosa Bändchen um den Hals haben; Schäferinnen im Reifrock hüteten diese niedlichen Heerden und zeigten dabei die Füßchen in rosa Pantoffeln. Die Schäfer von der Oper verwirklichten die Vorstellung, welche sich die Pariser davon machten: sie spielten auf der Flöte, verbrachten ganze Tage zu den Füßen ihrer Schäferinnen, redeten nur von Liebe, trauerten über die Hartherzigkeit der Angebeteten und freueten sich der Zärtlichkeit derselben. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß Madelon, ihr Mann und ihre Kinder am Tage ihres romanhaften Zusammentreffens in Sammet und Seide gekleidet worden waren.

Genug, dieses Abenteuer brachte die Schäferwesen mehr als je in die Mode. Die Tochter Maria Theresias, Marie Antoinette, wollte eine Schweizer Sennhütte in Trianon haben. Ludwig XVI. bewilligte gern diese unschuldige Spielerei und erschien selbst als Amtmann in der Hütte der schönen Fürstin. Diese trat ihm in kurzem Schweizerrockchen knirend entgegen und bot ihm Milch, die sie mit eigenen königlichen Händen gemolken hatte. Die Frau von Polignac und die Fürstin von Lamballe vertraten die Stelle der Mägde.

So fand die Laune Fanchons selbst am Hofe Nachahmung.

Die schöne Savoyardin widerstand bei ihren Triumpfen und ihrem beispiellosen Glücke allen Verführungen, mit denen man sie umgab. Selbst der Graf von Artois fand keine Gnade vor ihr und die bösen Zungen sahen sich genöthiget, um nur etwas zu reden zu haben, ihr den Abbé von Lattaignant, der über 70 Jahre alt war und sich darauf beschränkte alle Tage bei Fanchon zu speisen und neue Verse für sie zu machen, zum Geliebten zu geben.

In der Zeit des höchsten Glückes führte mich der Chevalier Dorat zu Fanchon. Sie bewohnte ein kleines prächtig meublirtes Haus und die größten Herren vom Hofe wetteiferten um die schwer zu erlangende Gunst zum Souper der Sängerin gelassen zu werden, bei welchem sie nach der Rückkehr aus dem Cadran-Bleu mit aller Eleganz und Anmuth die Honneurs machte.

(Fortsetzung folgt.)



Fanchon.

(Nach dem Französischen.)

I.

Der Chevalier Dorat.

(Fortsetzung.)

Eines Abends sah ich Dorat recht traurig und sorgenvoll. Er erzählte mir von der Wette, die er mit dem Wucherer Blandin gemacht habe und setzte hinzu:

„Ach, meine Erwartungen waren nur zu wohl begründet. Das arme Kind überläßt sich rücksichtslos der zügellosen Vorliebe für Luxus und Verschwendung. Schon beginnen Schulden sie mit ihren verderblichen Reizen zu umziehen. Das Glück, das sie gefunden hat, berauschet sie und sie sieht nicht ein, daß die Laune, welche sie auf einen Altar erhoben hat, morgen sie wieder in die Armuth und die Vergessenheit stürzen kann. Sie erregt in mir Gedanken an Ordnung und Sparsamkeit, an die ich für mich selbst nie gedacht habe.“

Diese Worte Dorats betrübten mich nicht nur nicht, sondern verursachten mir eine gewisse Freude, denn ich war damals zwanzig Jahre alt und besaß ein großes Vermögen, über das ich nach Belieben verfügen konnte. Ich war leidenschaftlich in Fanchon verliebt, wie Alle, die sich ihr näherten, sah mich aber gleich den Uebrigen zurückgewiesen und nahm mir endlich vor, der schönen Savoyardin mein Vermögen, meinen Namen und meine Hand zu bieten, mit einem Worte, sie zu meiner Frau zu wählen.

Man hat solche Lagen in Theaterstücken gemißbraucht; sie sind in Folge davon unbedeutend und etwas Gewöhnliches geworden, aber glauben Sie mir, das Herz ist tief ergriffen, wenn uns ein armes Weib mit Thränen in den Augen die zitternde Hand reicht und sagt:

„Wenn Sie meinem Stande angehörten, würde ich mich glücklich schätzen, die Ihrige zu werden; Sie aber würden bald eine solche unpassende Heirath bereuen und ich will Ihren Edelmut nicht durch eine Neue strafen.“

Weder meine Thränen, noch meine Betheuerungen, noch meine Bitten vermochten ihren Entschluß zu erschüttern; in Verzweiflung reiste ich nach Amerika ab, um

im Kampfe für die Unabhängigkeit desselben den Tod zu suchen oder vielmehr, um Fanchon zu vergessen.

Die Abwesenheit, die Entfernung, das gefährliche und abenteuerreiche Wassenleben heilen schnell von Liebe. Die Erinnerung an Fanchon wurde für mich bald ein Gedanke ohne Bitterkeit; ich vergaß sie zwar nicht, sehnte mich aber auch nicht gewaltig nach ihr. Urtheilen Sie indeß nicht schlimmer über mich als ich es verdient habe; ich dachte an die Savoyardin nie ohne ein lebhaftes Gefühl des Dankes und der Bewunderung über ihre edelstnige Uneigennützigkeit.

Viele Jahre vergingen ehe ich nach Frankreich zurück kam und unterdeß war vielerlei geschehen. Der Chevalier Dorat, der Wucherer Blandin und der Abbé Lattaignant waren gestorben; Niemand dachte mehr an Fanchon, welche aus Paris verschwunden war und endlich begann die Revolution mit ihren Schrecken Frankreich umzustürzen und die Schaffotte von 93 vorzubereiten.

Ich kam mit freisinnigen, mit republikanischen Ideen aus Amerika zurück. Die französische Republik bedrohte gleichwohl meinen Kopf; ich mußte auswandern und Zuflucht in fremden Landen suchen. Ich flüchtete mich nach Deutschland.

Eines Abends ging ich, das Herz voll von der Trauer, die man nicht bannen kann, wenn man in fremdem Lande sein muß, in den Straßen Wiens umher. Denken Sie sich mein Staunen und meine Unruhe als ich plötzlich eines der beliebten Lieder Fanchons hörte. Eine fast klanglose Stimme sang die ersten Verse, die der Abbé Lattaignant für die geschrieben, welche ich so sehr geliebt hatte. Bis zu Thränen gerührt, trat ich zu der Gruppe, in welcher ich dieses Lied spielen und singen hörte und ich erblickte im Lichte zweier rauchender Lämpchen mit Lumpen bekleidete Hunde, welche tanzten.

Die Stimme und das Instrument setzten das Lied des Abbé Lattaignant noch immer fort. Eine Frau bildete allein das Orchester, das so gewaltige Erinnerungen in mir weckte. Ich trat zu ihr, Krankheit und Armuth waren in nur zu deutlichen Zügen auf ihrem verwelkten Gesichte und ihrer abgetragenen Kleidung zu lesen.

„Von wem haben Sie diese Lieder gelernt?“ fragte

ich, indem ich meine Gabe auf den Teller legte, den sie den Umstehenden hinhielt. Sie schlug die Augen auf, sah mich an, zitterte an allen Gliedern und entfernte sich ohne zu antworten.

Unbeschreiblich traurig kehrte ich in meine Wohnung zurück und die ganze Nacht hindurch bemühte ich mich, mich zu erinnern, wo ich jenes Weib wohl schon gesehen habe. Ich konnte nichts Bestimmtes und Sicheres finden, bis endlich eine schreckliche Helle in mir aufleuchtete.

„Fanchon!“ rief ich aus; „es ist Fanchon!“

Ich stand sogleich auf, lief vergebens in allen Wirthshäusern umher, besuchte alle öffentliche Plätze, .. sah aber die Sängerin nicht wieder. Das ist alles, was ich von Fanchon weiß. War sie es wirklich in so tiefer Armuth? Ich kann daran nicht denken ohne zu schaudern. Gebe Gott, daß ich mich getäuscht habe und doch ruft mir eine Stimme in mir zu, daß ich mich nicht irte. Ist es aber nicht schrecklich, sich vorstellen zu müssen, daß die Fanchon, die Paris vergötterte, jetzt vielleicht dem Hunger und Elende erliegt?“

Der Graf strich nach diesen Worten mit der Hand über die Augen und entfernte sich still von Brazier.

N a c h s c h r i f t.

Am Mittwoch Abend als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief vor, der mit einem mir unbekanntem Wappen besiegelt war.

Dieser Brief, der auf dem schönsten parfümirten Papier geschrieben war, hatte oben in der linken Ecke dasselbe Wappen, das ich bereits im Siegel gesehen hatte und enthielt Folgendes:

„Mein Herr, ich habe Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen. Anfangs wollte ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, zu mir zu kommen, ich überlegte mir aber, daß ein Zusammentreffen an einem öffentlichen Orte zweckmäßiger sein dürfte. Kommen Sie also heute Abend in die Oper und begeben Sie sich in die Loge der Dame, welche ein Bouquet rother und weißer Camilien in der Hand hat.“

Nach zwei Stunden suchte ich in allen Logen der Oper das geheimnißvolle Bouquet und nach langen sorgfältigen Nachforschungen war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich in keiner der Hände, welche sich auf die rothe Sammetlehne stützten, ein Bouquet dieser Art befände.

Eine einzige Loge war leer und auf diese wendeten sich ungeduldig meine Blicke; der zweite Act der „Königin von Cypern“ ging zu Ende, ohne daß Jemand in dieser Loge erschien.

Da ich überzeugt war, daß Jemand sich einen Scherz mit mir erlaubt habe, so entschloß ich mich, meine Aufmerksamkeit ganz der Oper zuzuwenden und dabei vergaß

ich denn wirklich ganz und gar den Aerger, welchen auch der geduldigste Mensch empfindet, wenn er sieht, daß er das Opfer einer Mystification geworden ist.

Als der Vorhang fiel, war die leere Loge noch immer unbefetzt.

Im vierten Acte, bei dem Ballet, hörte ich eine Logenthüre ziemlich geräuschvoll sich öffnen und wieder schließen. Ich drehte mich nicht um und wendete nicht einmal die Augen von der Bühne ab, denn ich hatte mein Rendezvous ganz und gar vergessen.

Nach dem Ballet stand ich mit der Absicht auf, das Theater zu verlassen, aber das Bouquet von rothen und weißen Camilien glänzte in der so lange leer gebliebenen Loge.

Ohne weiter an mein langes vergebliches Warten, an meine übele Laune und meinen Groll zu denken, eilte ich rasch die Stufen der Treppe hinauf und befand mich nach wenigen Augenblicken vor der Thür der geheimnißvollen Loge. Sie öffnete sich von selbst wie die Zaubergrotte in „tausend und eine Nacht.“ Eine Dame befand sich allein in dem kleinen mit Seide ausgeschlagenen Boudoir, dessen Fußboden mit einem kostbaren Teppiche belegt war. Sie deutete lächelnd auf einen Sessel, forderte mich auf, Platz zu nehmen und fragte:

„Sie erwarteten wohl eine jüngere Fee, nicht wahr? Aber diese Feen rufen die Dichter nicht zuerst zum Rendezvous. Werden Sie mir die kleine Täuschung verzeihen, die mein romanhaftes Benehmen vielleicht hervorgerufen hat?“

Es lag ein unbeschreiblicher Reiz und eine liebenswürdige Gemüthlichkeit in der lieblichen wohlklingenden Stimme der alten Frau; ihre Augen glänzten von Geist; ihr Benehmen verrieth ungewöhnliche Auszeichnung und sie konnte gewiß in meinen Blicken geringes Bedauern erkennen.

(Beschluß folgt.)

Das Chocoladenmädchen.

(Zu dem Holzschnitte.)

Eines der bewundernswürdigsten und reizendsten Gemälde in der so reichen Galerie zu Dresden befindet sich in dem Pastellcabinet daselbst, das ungefähr 150 Bilder enthält. Neben dem „Amor mit dem Pfeil“ von Rafael Mengs, der Perle dieser Sammlung, zieht die Augen aller Besuchenden „das Chocoladenmädchen“ von Viotard auf sich, das außerordentlich häufig in Kupfer-, Stahl- und Steinsteindruck vielfältig worden ist und allen Kunstfreunden bekannt ist. Das Bild soll das Portrait der Mutter eines berühmten ungarischen Fürsten sein.



Das Chocoladenmädchen.



Bilder-

der Allgemeinen

N^o 12.



Magazin

Modenzeitung.

1847.

Fanchon.

(Nach dem Französischen.)

(Schluß.)

„So ist es Recht, mein Herr. Sie fürchten sich vor meinen grauen Haaren, meinen fünfundsiebzig Jahren nicht — denn ich bin fünfundsiebzig Jahre alt. Zur Belohnung will ich Ihnen auch von einer Person erzählen, deren wirkliches Schicksal Sie nicht kannten, für die Sie aber doch Ihre Leser in hohem Grade zu interessiren vermochten. Ich habe — Fanchon gekannt; sie starb in meinen Armen und ich kann ein drittes Kapitel den beiden hinzufügen, welche Sie bereits veröffentlicht haben.

„Die Alte, welche der Graf von Forceville in Deutschland sah, war nicht Fanchon; seine Liebe zu ihr, die Macht der Erinnerungen, welche die Lieder Lattaignants, die Nacht und vielleicht auch eine gewisse Ähnlichkeit in ihm geweckt hatten, täuschten ihn. Während er glaubte, Fanchon ziehe arm, mit gelehrten Hunden in der Welt umher und verdiene sich so ihr Zammerbrod, bewohnte Fanchon unter dem Namen Mad. Laurent ein hübsches Haus in der Vorstadt St. Antoine in Paris und führte ein friedliches Leben trotz der Revolution, die in der Hauptstadt alles über den Haufen stürzte und die ganze gesellschaftliche Gestaltung Frankreichs unter Blut und Schmerzen umwendete. Ihres unbekanntens Namens und der reichlichen Almosen wegen, die sie unter die Armen in ihrem Stadttheile vertheilte, hatte sie von der Schreckensherrschaft nichts zu fürchten. Als es endlich den Herren Bouilly und Bain einfiel, ihre Geschichte auf die Bühne zu bringen, konnte sie ihrer eigenen Apotheose beiwohnen und unsichtbare Zeugin der Theilnahme sein, welche ihr Name und die Erinnerung an sie erregten. An dem Tage, an welchem der Graf von Forceville neben Herrn Brazier einer Vorstellung jenes Stückes beiwohnte, besand ich mich mit der Heldin desselben in einer Seitenloge. Ich war hier Zeuge der Nührung, welche die alte Frau (sie war damals fünfundsiebzig Jahre alt, wie ich jetzt) empfand, als sie es dem weisköpfigen Alten ansah,

daß ihr Name den noch immer tief ergreife, welchen sie so sehr geliebt hatte; es glänzte eine Thräne in ihren fast siebenzigjährigen Augen und ihre Hand drückte schweigend die meinige.

„Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich meiner alten Freundin eine fast jugendliche Thätigkeit; man hätte glauben können, sie sei wieder achtzehn Jahre alt geworden. Sie ging nicht nur zu verschiedenen Malen allein aus, was sie seit langer Zeit nicht gethan hatte, sie nahm auch ihr Instrument von der Wand, an welcher dasselbe so viele Jahre gehangen hatte und begann die Lieder zu singen, mit denen sie sonst die Gäste des Cadran-Bien so sehr begeistert hatte. Fragte man sie nach der Ursache dieses seltsamen Beginns, so wick sie den Fragen geschickt aus, lächelte und schien tief bewegt zu sein.

„Fanchon oder vielmehr Mad. Laurent, war nicht das unwissende Geschöpf geblieben, wie Sie sie geschildert haben. Als sie nicht mehr öffentlich sang, was bald nach der Abreise des Grafen nach America geschah, dachte sie ernstlich daran, sich die ihr fehlende Bildung zu erwerben; sie lernte lesen und schreiben und wurde endlich so unterrichtet als geistreich. Jeden Abend kam mein Vater, ein alter Ludwigsritter, den das Ansehen und die Beliebtheit der Mad. Laurent vor der Revolution geschützt hatten, zu ihr, um eine Partie Reversis mit ihr, einem Abbé Moreau und mir zu spielen.

„Eines Abends sagte mir Fanchon, ich würde bald von der Pein erlöst werden, lange an dem Spieltische sitzen zu müssen; ich hätte einen Nachfolger gefunden. Wirklich sah ich auch bald nach meiner Ankunft mit dem Abbé Moreau einen alten Herrn eintreten, welchen der Geistliche der Wirthin gravitatisch vorstellte. Er sah dabei Fanchon mit einem bedeutungsvollen Blicke an.

„Der Neuangekommene war der Graf von Forceville, den wir vor einigen Wochen im Theater gesehen hatten, wo der Name des „Leiermädchens“ einen so tiefen Eindruck auf ihn machte.

„Meine Freundin, die sehr ängstlich und unruhig war, schien zu fürchten und zu wünschen, daß der Graf sie erkenne. Leider weckten weder die Stimme, noch der Gang, noch die Züge Fanchons Erinnerungen in ihm; er

beschäftigte sich nur mit dem Spiele, in welchem er sich sehr auszeichnen schien. Als die Zeit des Souper kam, war sein Appetit so groß als seine Kunst im Spiele es gewesen war. Als er von Mad. Laurent Abschied nahm, bat er um die Erlaubniß, seinen Besuch bei der lebenswürdigen Nachbarin bisweilen wiederholen zu dürfen.

„Ich erwarte Sie von morgen Abend an jedem Tag,“ antwortete sie ihm lächelnd.

„Als der Graf sich entfernt hatte, führte sie mich in ihr Schlafzimmer und küßte mich weinend.

„Ich bin eine Thörin,“ sagte sie; „in meinem Alter sollte ich die Erinnerungen und Träume meiner Jugend vergessen haben. Aber ich gestehe Ihnen, mein Kind, daß ich recht betrübt, recht traurig bin, neben dem Manne, der mich so sehr geliebt hat, acht ganze Stunden gefessen zu haben, ohne daß er mich erkannte, ohne daß ein Klopfen seines Herzens oder eine Ahnung ihm sagte: da neben Dir sitzt jene Fanchon, um deretwillen Du in die Verbannung gingst, Fanchon, die Dir ihr Glück, ja selbst ihre Liebe geopfert hat.“

„Ein ganzes Jahr lang verbrachte der Graf von Forceville jeden Abend bei Mad. Laurent. Ob er gleich seine Armuth mit großer Sorgsamkeit verbarg und trotz der Aufmerksamkeit, die er auf seine Toilette wendete, gehörte doch kein eben scharfer Blick dazu, um einzusehen, daß er wie so viele sonst glückliche und reiche Personen in der Revolution alles verloren habe. Die Juwelen des Grafen verschwanden nach einander; die Ringe wurden immer seltener an seinen Fingern; eines Abends war seine goldene Dose durch eine Horndose ersetzt und seinem Stocke mit reich verziertem Goldknopfe, auf den er sich stützte, folgte ein werthloser Stab. Endlich sah man statt der feinen weißen Wäsche, die er offenbar sehr gern trug, Hemden von grober Leinwand an ihm, die minder oft gewechselt wurden. Seine Ruhe und Heiterkeit indes schienen sich nicht zu ändern; er behielt offenbar seine joviale Laune und verleugnete nie seinen edeln Stolz.“

„Eines Abends, als mein Vater und der Abbé Moreau nicht hatten kommen können, sagte Fanchon zu dem Grafen mit niedergeschlagenen Augen und nicht ohne Bittern:

„Das einsame Leben ist etwas Trauriges selbst für eine Frau von meinem Alter. . . Manchmal bekomme ich noch Lust mich zu verheirathen.“

„Der Graf erbebt, aber er schwieg.“

„Im siebenzigsten Jahre, lieber Graf, kann eine Frau wohl selbst eine Erklärung abgeben. Herr von Forceville, wollen Sie mich heirathen? Sie brauchen dann nicht mehr über die Straße zu gehen, um Abends Ihre Partie bei mir zu spielen.“

„Es rann eine Thräne über die Wangen des Grafen. Er ergriff die Hand der Mad. Laurent und sagte:

„Liebe Freundin, ich erkenne Ihre edeln, bewunderns-

würdigen Absichten und bin im höchsten Grade dafür dankbar; aber ich kann Ihren Antrag nicht annehmen.“

„Sie könnten mich also nicht lieb haben?“

„Im Gegentheil, ich empfinde die innigste Zuneigung für Sie und mache sie mir bisweilen sogar zum Vorwurfe.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte die glückliche Fanchon.

„Es liegt in meinem Herzen eine Erinnerung, die mein Lebensglück ist und der ich um keinen Preis in der Welt untreu werden möchte. Ich habe in meinem Leben nur einmal geliebt, Madame. Die, welche ich liebte und von der ich geliebt wurde, hat mir eine so edele Hingebung, eine so seltene Selbstverleugnung bewiesen, daß ich heute noch eine unverzeihliche Undankbarkeit begehen würde, wenn ich meinen Namen einer andern gäbe.“

„Madame Laurent nahm den Grafen an der Hand und führte ihn in ein kleines Zimmer, in welchem an der Wand ein Instrument, ein seidener Rock und ein goldgestickter Sammetspenfer hingen.

„Fanchon! der Anzug Fanchons!“ rief der Graf aus. „Läuschen Sie mich nicht. Wenn Sie Fanchon selbst sind, so sagen Sie mir es schnell, damit mein Herz und meine Erinnerungen sich nicht irren.“

„Er zitterte und weinte wie ein Jüngling von achtzehn Jahren, der zum ersten Male die Hand der Geliebten drückt. Fanchon war nicht minder bewegt. Das Glück und die Liebe hatten den beiden alten Leuten die beseligenden Gefühle der Jugend wieder gegeben.“

„Weigern Sie sich nun noch, mich zu heirathen?“ fragte Fanchon mit von Schluchzen unterbrochener Stimme.

„Er sank vor ihr auf die Knie und bedeckte die Hand, die sie ihm reichte, mit Küßen.“

„Drei Wochen später traute der Abbé Moreau Fanchon Laurent mit dem Grafen von Forceville. Mein Vater unterzeichnete den Contract und ich wohnte dem Hochzeitsmahle bei.“

„Noch zehn glückliche Jahre verlebten die alten Leute mit einander, welche ihrer Zärtlichkeit einen ehrwürdigen Charakter zu geben wußten, so daß Alle, die Zeugen davon waren, tief gerührt wurden. Der Graf starb zuerst, 1809. Die Freunde der Gräfin erkannten sogleich, daß die treue Fanchon dem, welchen sie auf der Erde beweint hatte, bald in den Himmel nachfolgen würde. Und wirklich wurde am 19. Mai 1810 ein Sarg neben dem Grabe des Grafen von Forceville eingesenkt.“

„Jetzt, da ich meine Erzählung beendigt habe,“ sagte die alte Dame, „werden Sie mich wohl wegen der Freiheit entschuldigen, die ich mir nahm, um Sie hier zu sprechen. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, in meinem Leben wenigstens einmal etwas zu haben, das einem Romane glühe.“

Sie sprach noch, als der Vorhang zum letzten Male fiel,

Ein Diener in Florée warf einen mit Hermelin gefütterten Sammetmantel über die Achseln der geistreichen Erzählerin, ich gab ihr den Arm, um sie an ihren Wagen zu begleiten und schätzte mich glücklich, nun das Ende der Geschichte Fanchons erzählen zu können.

Eine Geschichte meines Urgroßvaters.

Ich hatte einen Urgroßvater, Gott lasse ihn sanft ruhen, den ich sehr lieb hatte, sowie er mich und von dem ich viel erzählen konnte. Es war ein schöner alter Mann; sein Haar war weiß, wie frisch gefallener Schnee, aber seine Wangen kräftig braun wie eines Mannes und mit einem gesunden Roth gefärbt; sein blaues Auge strahlte noch so hell, nur milder vielleicht, als es in seinen Jünglingsjahren gestrahlt haben mochte; und wenn auch die Last von fast einem Jahrhundert seine kraftvolle Gestalt ein wenig gebeugt hatte, so schritt er doch noch kräftig und schnell genug an seinem Stabe durch's Dorf und durch die Felder und sein Herz war nicht gealtert mit seinen Gliedern. Er nahm lebhaften Antheil an den Geschichten der großen Welt außer seinem Thale und was ihm so gar anders werden zu wollen schien, als es zu den Zeiten war, wo er noch, als ein Jüngling, auch mit zu arbeiten glaubte an dem Schicksale der Welt, das entschuldigte und lobte er doch viel lieber, als er es verdamnte; und die Dinge um ihn her, und Gottes Himmel vor Allem und Gottes Erde bewegten ihn noch mächtig mit ihrem Glanz und ihrem Blühen, mit ihrem Dunkel und ihrem Vergehen zu Luft und Ernst. Und den Menschen allen, die er um sich sah, gönnte er von Herzen ihr Glück, milderte er gern ihre Noth; und sie kannten ihn auch Alle, Jung und Alt, und es blieb kein Kopf bedeckt, wenn er am Sonntag früh in seinem besten Kleide und mit dem goldgeränderten Gesangbuche zur Kirche ging; und wenn er an langen Reihen Leidtragender vorüber zum Sarge eines alten Jugendgefährten schritt, um ihm noch einmal die Hand zu drücken und ihn zum Grabe zu geleiten, da freuten sich Alle, daß er noch immer nicht zu Grabe getragen ward und ohne Heuchelei widersprachen sie ihm Alle, wenn er kopfschüttelnd sagte: es ist Zeit, fort mit mir, es stirbt immer Einer um den Andern von meinen Bekannten und ich habe nun bald Keinen mehr, mit dem ich von den alten Zeiten reden könnte. Aber besonders lieb war ihm von allem um ihn her das Blühen im Frühling, und wie seine alten Freunde ausstarben, waren dann Kinder sein liebster Umgang; und so hat er mich oft mit sich aufs Feld genommen im Frühjahr und hat mir gute Lehren gegeben und hat mir alte Geschichten erzählt.

Ich habe ihm sehr gern zugehört und habe mir seine Geschichten sehr gut gemerkt: ob sie Andern auch Theilnahme erwecken können, das weiß ich nicht, aber ich will es wagen und will eine erzählen.

Wir waren einmal zusammen spazieren gegangen und wohl ein Paar Stunden in den Feldern umhergestreift und saßen nun am Waldrande auf einer kleinen Höhe und ruhten aus und sahen uns die grünen Saaten an, die weithin vor uns lagen und die Häuser des Dorfes und die dunklen Berge in der Ferne, über denen schon die Abendröthe den Himmel golden zu färben anfing. Ich war damals noch ein Knabe und wenig über zehn Jahre alt und mein Großvater war über achtzig. Wir hatten eine Weile so still neben einander gesessen, da fragte mich mein Großvater: „Was denkst Du Dir denn, wenn Du so die jungen Saaten vor Dir siehst und die grünen Wiesen und die blühenden Bäume?“

„Ich denke mir,“ sagte ich, „wie es sein wird, wenn sie gelb geworden sind und in die Scheunen gefahren werden; und ich freue mich schon, wenn aus den Blüthen werden Birnen und Äpfel geworden sein.“

„Wenn nun aber aus den Blüthen keine Früchte werden,“ entgegnete mein Urgroßvater, „und wenn der Hagel die Saaten ganz und gar zerschlägt, ehe sie reif sein werden, wie wäre es denn da?“

Ich sah meinen Urgroßvater bedenklich an und mir wurde ganz unheimlich bei dem Gedanken, endlich aber sagte ich ihm: „Großvater, da müßten ja die armen Leute, die manchmal so kein Brod haben, gar verhungern; und das wird doch der liebe Gott nicht geschehen lassen.“

„Es ist mir lieb,“ sagte mein Urgroßvater, „daß Du so denkst und bleibe nur immer dabei. Wenn die Menschen noch Kinder sind, wie Du, da denken sie meistens so, weil es ihnen von den älteren Leuten gelehrt wird; wenn sie aber älter werden, da kommt ihnen vieles vor, daß sie denken möchten, wenn sich Gott um uns bekümmerte, da müßte es gar anders sein; bis sie hernach wieder so alt sind wie ich, da wissen sie aus Erfahrung, daß es doch einen lieben Gott giebt, der endlich Alles gut macht. Aber manchmal läßt er's den Menschen sehr übel gehen und manchmal haben sie gar erst im Sarge Ruhe. Mir sind manche alte Geschichten eingefallen, während wir da gesessen haben und ich habe Keinen, dem ich sie erzählen könnte als Dir. Aber sie sind freilich nicht für Kinder, wie Du bist, die wollen lieber etwas Fröhlicheres hören.“

„Immer erzählt, Großvater,“ erwiderte ich, „sie werden mir schon gefallen,“ und mein Großvater ließ sich erbitten und erzählte:

Es waren einmal drei Jahre karge Ernten gewesen und im dritten kam noch der Krieg und fremde Reiter fütterten ihre Pferde aus unsern Krippen und zehrten von

unsern Wenigen und erpressten unser Letztes als Contribution. Da wollte es nun den Winter durch gar nicht gehen und da das Frühjahr kam, war die Noth ungeheuer geworden. Die Bauern mußten ihr Vieh schlachten, wenn es nicht verhungern sollte und sie selber mit; die Reichsten mußten gar sehr sparsam leben und die Armen wußten gar nicht, wie sie auskommen sollten. Aber im vierten Jahre standen die Saaten herrlich, wie es lange Zeit her nicht gewesen war und manches Gute hatte die Noth doch auch. Viele Kräuter, die sonst zertreten wurden, lernten da die Leute gebrauchen und auch für künftige Zeiten hatten sie manche Erkenntniß gewonnen und ihren Hochmuth und Neid ließen sie und halfen einander getreulich aus; und frömmere wurden sie auch, die Kirche war übergelassen an allen Festtagen und wenn am Ende der Predigt auch für die Saaten gebetet ward, da beteten Alle mit angstvollem Herzen andächtig mit.

Aber es kam nicht, wie die Leute beteten und hofften; an einem Sonnabend Mittag umzog sich der Himmel mit weißlichen und grauen Wolken, die fast die Sonne gar verdunkelten und ein furchtbarer Hagel fiel, und da es wieder hell wurde gegen den Abend hin, und das Wetter vorüber war, und die Leute aus ihren Häusern gingen, da lagen die unreifen Früchte in Hügeln um die Bäume und die kleineren Aeste selber, und das Getreide war zusammengeschlagen und ganze Wasserströme stießen von den Bergen und zerrissen die Furchen, und der Dorfbach schwoll in ein Paar Stunden so, daß er viele Stege wegriß und große Uferstücke. Und die Leute waren ganz außer sich und Viele jammerten und weinten laut; aber noch viel mehr fluchten und führten Reden, die ich Dir nicht wieder sagen will; und wie die Sonne unterging und ein schönes Abendroth kam, da sagten Manche: Gott lacht vom Himmel herunter über das, was er angerichtet hat; und Viele zertreten, was der Hagel gelassen hatte.

Es ging ein wildes Leben an im Dorfe von dem Tage, denn die Noth lehrt wohl beten, aber wenn sie gar zu groß wird, lehrt sie auch fluchen und stehlen und mordeten. Wie den Morgen darauf der Pfarrer zur Kirche gehen wollte, da stand eine Schaar von wilden Menschen um die Thüren und schrien: wir brauchen keine Predigten, wir brauchen gar keinen Gott, wir brauchen nur Brod und Steine flogen gegen die Kirchenfenster und fast wäre der alte Mann selber gemißhandelt worden, da er dem Treiben steuern wollte.

Und nun zogen die Menschen in die Schenken und zu trinken war noch genug da, wenn auch nichts zum Essen; und manche traten auf die Tische und predigten und sagten: weil wir keinen Gott mehr haben und weil wir doch Alle verhungern müssen, so wollen wir die Paar Tage

noch das Leben genießen und nicht so dumm sein wie wir's lange gewesen sind. Und so ging's fort Tag für Tag und auch mit der Laus und dem Abendmahle ward schändlicher Hohn getrieben.

Von dem Leben und von dem Herzeleid sind viel Leute gestorben und Manche sind wirklich verhungert, und wie gar zu Viele starben, da ist ihnen nicht mehr zu Grabe gelauten worden und gesungen auch nicht, und kein Prediger hat über dem Grabe den Segen gesprochen, und da der Kirchhof nicht zu groß war und erst schon sehr voll, da wurde eine Strecke vom Dorfe auf einer Waldwiese eine weite Grube gegraben und in die wurden die Todten hineingelegt ohne Sarg in den Kleidern wie sie gestorben waren und es ist mehr gesucht worden bei ihrem Begräbnis, als gebetet.

Es ist nicht viel geredet worden von jener Zeit, wie sie vorüber war und der Platz ist geebnet worden und es ist Gras darauf gewachsen und in die Mitte haben sie eine Linde gepflanzt. Heute ist das Dorf hinangebaut worden bis an die Stelle und der Wald ist weg, und die Burschen und Mädchen tanzten auf dem Boden, unter dem ihre verhungerten Aeltern begraben liegen.

Meine Mutter starb auch in jenen Wochen; wir haben ihr im Garten ein Grab gegraben und ihr einen Sarg gemacht und gebetet und geweint an ihrem Grabe, und manche Andre haben's wohl auch noch so gehalten, aber nur heimlich und in der Nacht, denn die Leute wollten's nicht leiden.

Aber mit zwei Leichen ist's anders gegangen. Absichts vom Dorfe lebte ein sehr alter Bauer, dem die Leute immer nachsagten, daß er gar zu genau sei. Von dem ging die Rede, er hätte Getreide auf seinem Boden verschlossen und wollte es nur nicht herausgeben. Da thaten sich drei zusammen, des Bauers Knecht, der ein sehr roher Mensch war, und noch zwei aus dem Dorfe und gingen in die Schenke und tranken bis tief in die Nacht und dann überfielen sie den alten Mann und forderten die Schlüssel und er sollte sagen, wo sein Korn läge. Der schwur ihnen aber, er wolle nicht selig werden, wenn er mehr Korn habe, als für eine Woche oder zwei; da antwortete ihm sein Knecht, er wolle ewig zur Hölle verdammt sein und die Andern mit, wenn es nicht anders wäre und die drei erdroffelten den alten Mann und hingen seinen Leichnam ans Fenster, als hätte er sich selber ein Leid gethan.

(Beschluß folgt.)



Eine Geschichte meines Urgroßvaters.

(Fortsetzung.)

Aber diese That bekam dem Knecht und seinen beiden Begleitern schlecht, der alte Mann hatte die Wahrheit gesagt, und da sie Alles durchsucht und nicht gefunden hatten, was sie wollten, da that des Bauers Knecht einen großen Fluch und sprang aus einer Dachlücke und blieb todt und die andern beiden liefen weit weg, wenn sie gleich Niemand verfolgte und der Eine ist verschollen, der Andere ist aber wieder in die Gegend gekommen, wie die Sache verjährt war und ihn keiner mehr kannte; wie es aber mit ihm zum Sterben kam, da hat er einen ganzen Tag gerungen und nicht sterben können, und am andern Morgen hat er sich Leute aus unserm Dorfe holen lassen und Alles erzählt und hat das Abendmahl genommen und ist reuig verschieden. Von dem alten Manne aber war's ruckbar geworden, daß sie ihn erschlagen hätten, besonders weil die Dreie böse Reden geführt hatten, und da haben sie ihm neben seinem Hause unter einem alten Baume ein Grab gemacht und einen Stein darauf gesetzt und geschrieben, daß da ein alter Mann läge, der neunundachtzig Jahre unbescholten gelebt und viel Unglück überstanden hätte und wäre zuletzt noch unschuldig von bösen Menschen schändlich ermordet worden. Und von da an ist nicht mehr geraubt und gestohlen worden, was schon sehr eingerissen war.

Die andere Leiche war aber ein Mädchen. In einem kleinen Hause, das jetzt weggerissen ist, wohnte eine Witwe mit ihrer Tochter, die ein Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren war. Wie nun die Hungersnoth gekommen war, da theilte die Mutter immer früh die Nahrung mit ihrem Kinde, die sie den Tag zuvor erbettelt und den Abend nicht aufgezehrt hatten und dann gingen sie Beide wieder bitten durchs Dorf, die Eine nach der Seite und die Andere nach der andern, oder sie suchten sonst ihre Nahrung. Da brachte das Mädchen immer ihrer Mutter am Abend mehr als sie am Morgen von ihr erhalten hatte und wenn ihre Mutter sich darüber wunderte, weil sie selber alle Tage

weniger brachte, da sagte sie ihr, ein Bauer im Dorfe, den sie ihr mit Namen nannte, habe noch mehr als alle Andern und gebe ihr selber oft zu essen und noch für ihre Mutter. An einem Abende aber, da die Mutter nach Hause kam, standen Menschen um ihre Thüre und da lag auf einer Steinbank ihre Tochter todt und ein Körbchen mit Nahrungsmitteln stand neben ihr. Als nun die Mutter einen Tag und länger geweint und geklagt hatte, ging sie zu dem Bauer, von dem ihr ihre Tochter gesagt hatte und dankte ihm für das Gute, was man ihrem todtten Kinde gethan habe. Der wunderte sich aber und sagte, sie sei alle Tage zu ihm gekommen und habe ihm Lebensmittel gebracht, und andere ebensoviel dafür verlangt und habe wohl immer nicht gewußt, was das bedeuten solle, er habe ihr aber den Willen gethan und ihr manchmal etwas mehr gegeben. Und da kam es zu Tage, daß das arme Mädchen ihrer Mutter immer ihren Antheil wieder gegeben hatte, und daß sie gehungert hatte, damit sie satt werde, und daß sie sich zu viel zugemuthet hatte und war umgesunken auf der Straße und gestorben. Und die Rede lief durchs ganze Dorf und in ein Paar Stunden wußten es Alle, und da machten sich viele auf und es ward Raum gemacht auf dem Kirchhofe für sie und am dritten Tage, da sie begraben wurde, ging das ganze Dorf hinter ihrem Sarge und zu ihrem Grabe holten sie den Pfarrer und er mußte den Segen absingen vor dem Versenken und es war viel Schluchzen unter den Weibern zu hören und die Männer standen still in einem großen Kreise, Alle die Häupter entblößt und die Hände gefaltet, wie er sang: Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr erleuchte dein Angesicht über dir und sei dir gnädig; der Herr erhebe dein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden. Und ihre Mutter hat in der größten Noth nicht hungern dürfen."

Mein Urgroßvater schwieg, mir war's aber, als hätte er doch noch Etwas auf dem Herzen und nach einer Weile fragte ich ihn: „Aber Großvater, von Euch selber habt Ihr ja noch gar so wenig erzählt; wie ist es denn Euch gegangen in der großen Noth?“

Mein Urgroßvater holte tief Athem und sagte: „ich habe Dir gar nicht viel Gutes von mir zu erzählen und ich wollte eigentlich nichts sagen; aber Du magst Dir ein

abschreckendes Beispiel nehmen an Deinem eignen Großvater und mir soll's eine Strafe sein, daß ich nun nach sechzig Jahren noch vor meinem Urenkel mich schämen muß wegen meiner Thaten."

Mir wär's jetzt lieber gewesen, ich hätte meinen Urgroßvater nicht weiter befragt, aber es war einmal geschehen und er erzählte weiter:

„Ich war zu der Zeit zwanzig Jahre und etwas drüber und Deine Urgroßmutter, Gott habe sie selig, sie starb, wie Du eben kommen solltest, war damals noch nicht meine Frau, aber sie war schon meine Liebste. Die hatte aber keinen Vater und keine Mutter und ihrer Mutter Schwester, bei der sie wohnte, war eine geizige mürrische alte Frau und ließ sie mehr hungern, als es wäre nöthig gewesen. Ich war aber ein wilder Bursche und aufgebracht hatten mich Manche auch noch mit lästerlichen Reden und wie wir einmal Abends zusammensaßen auf einer Bank hinter ihrem Hause, da war ich erst lange Zeit still; denn ich traute mir nicht gleich zu sagen, was ich dachte, und da fragte mich Deine Urgroßmutter endlich: „warum bist Du denn so still heute, bist Du krank, oder hast Du mich satt und weißt nicht gleich, wie Du mir's sagen sollst?“

Ich antwortete darauf gar nicht, aber ich nahm sie bei der Hand und sagte: „Margarethe, denkst Du, es wäre ein Gott im Himmel, wie's uns unser Pfarrer immer gesagt hat? Wenn wir einen Gott hätten, der uns gemacht hätte und unser Vater wäre, der ließe uns nicht so fürchterlich leiden.“

„Es ist uns lange gut gegangen,“ sagte Deine Großmutter, „und wir können's immer noch ertragen, und wenn es uns auch noch so schlecht ginge, wir leben ja nur so kurze Zeit und sollen ewige Zeiten selig werden. Beleidige Gott nicht mit Lästerreden.“

„Wenn es einen Gott gäbe, Margarethe,“ sagte ich wieder, „der Himmel wär' zusammengebrochen über uns und die Berge hätten uns bedeckt, wie es im Psalm heißt. Es ist mehr gelästert und gesündigt worden diese Paar Wochen bei uns, als in Sodom und Gomorrah.“

„Man möchte es fast denken,“ erwiderte Deine Großmutter.

„Margarethe,“ fuhr ich fort, „wenn wir keinen Gott haben, brauchen wir auch keine Gebote zu halten. Bis wieder der Kirche gehalten wird und wir uns trauen lassen können, wären wir zehnmal verhungert. Ich habe mir's aber so ausgedacht: morgen Abend wollen wir zusammen in den Busch gehen, der um den großen Teich ist und da wollen wir beisammen bleiben die lange warme Nacht und das Letzte von unserm Leben genießen und wenn der Morgenfrost kommt, springen wir in's Wasser, daß uns nicht friert.“

„Ist das Dein voller wahrhafter Ernst?“ fragte mich

Deine Großmutter. „Das kann nicht sein, das kannst Du nicht wollen.“

„Margarethe, ich thu's,“ sagte ich darauf, „Dich mag ich zu nichts zwingen, aber übermorgen früh lieg ich im Buschsteiche.“

Da hat sie mir geantwortet: „Wenn Du sterben willst, mag ich nicht am Leben bleiben, ich gehe mit, hole mich morgen Abend, Du wirst mich finden.“

So gingen wir den Abend auseinander. Und den Abend drauf, wie mein Vater eingeschlafen war, nahm ich zwei Stricke und schnitt sie gleich lang, und knüpfte an das eine Ende eine Schlinge, und dann machte ich mich auf. Das Gewissen schlug mich wohl, daß ich meinen alten Vater verließ, aber ich dachte, wenn du todt bist, hat er für noch einmal so lange Zeit Brod und mit solchen Gedanken kam ich an's Haus der Margarethe. Ihre Ruhme war schlafen gegangen und ich sah sie durch's Fenster allein sitzen; sie mochte sehr blaß sein, und weil der Mond grade auf ihr Gesicht schien, sah sie aus, als wenn sie schon eine Leiche wäre. Wie ich an's Fenster pochte, fuhr sie zusammen; wie ich ihr aber zurief: „mach' hurtig, Margarethe, das ist ja unsre Hochzeitnacht,“ antwortete sie: „ich komme gleich,“ und stand schnell auf und kam aus dem Hause. Sie drehte aber von der Hausthüre die Klinke ab, daß ihre Ruhme nicht bestohlen würde, und drückte ein Fenster auf und warf sie in die Stube, und machte wieder zu und sagte: „Ich trage ihr's im Sterben nicht nach, daß sie mich lieber hat hungern lassen, als selber verhungern wollen.“

„Ich habe da ein Paar Halsbänder mitgebracht,“ sagte ich im Gehen, „damit Bräutigam und Braut doch einen Schmuck haben,“ und ich zeigte ihr die beiden Stricke. Sie sagte aber gar nichts drauf.

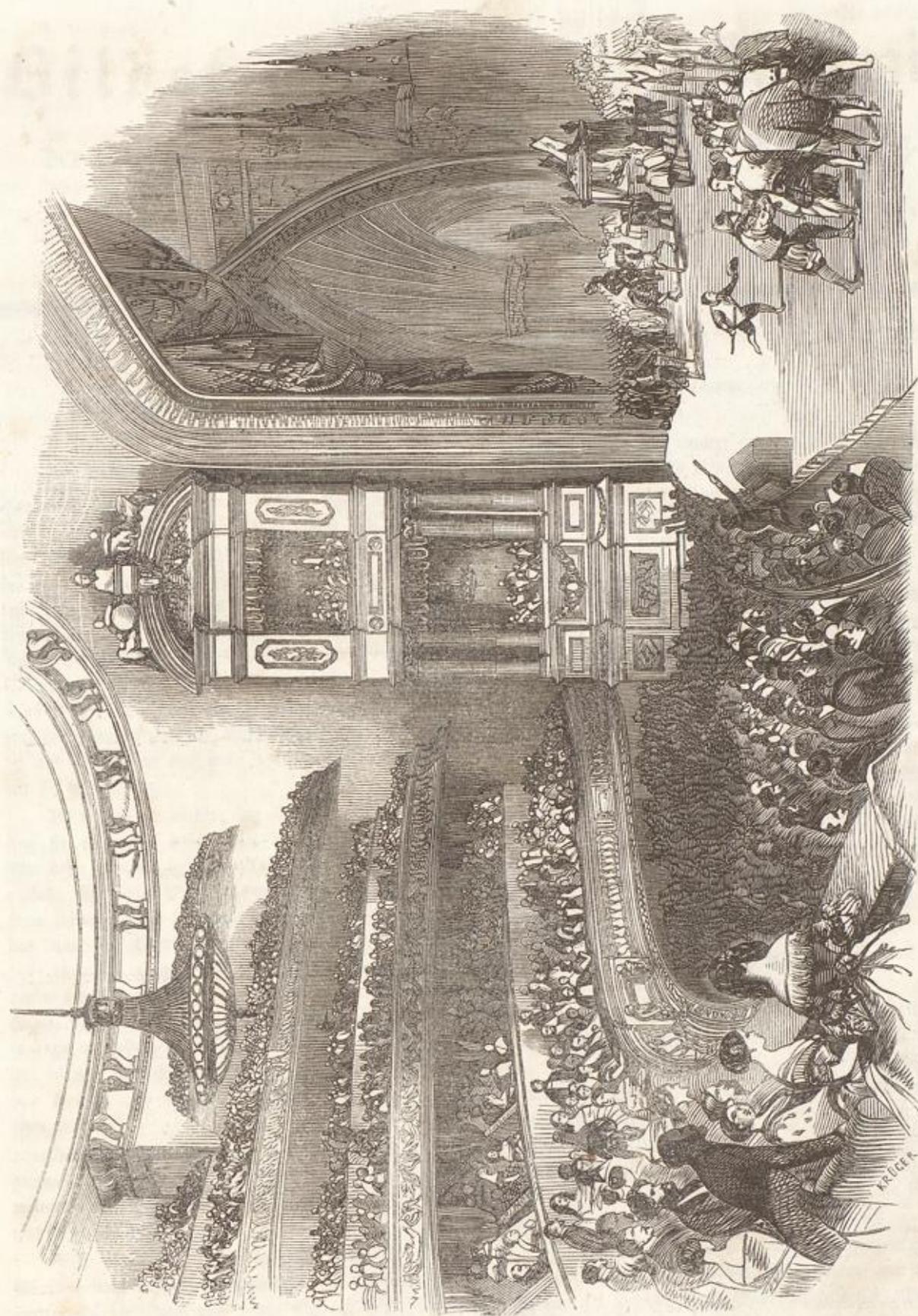
(Beschluß folgt.)

Das Innere des historischen Theaters in Paris.

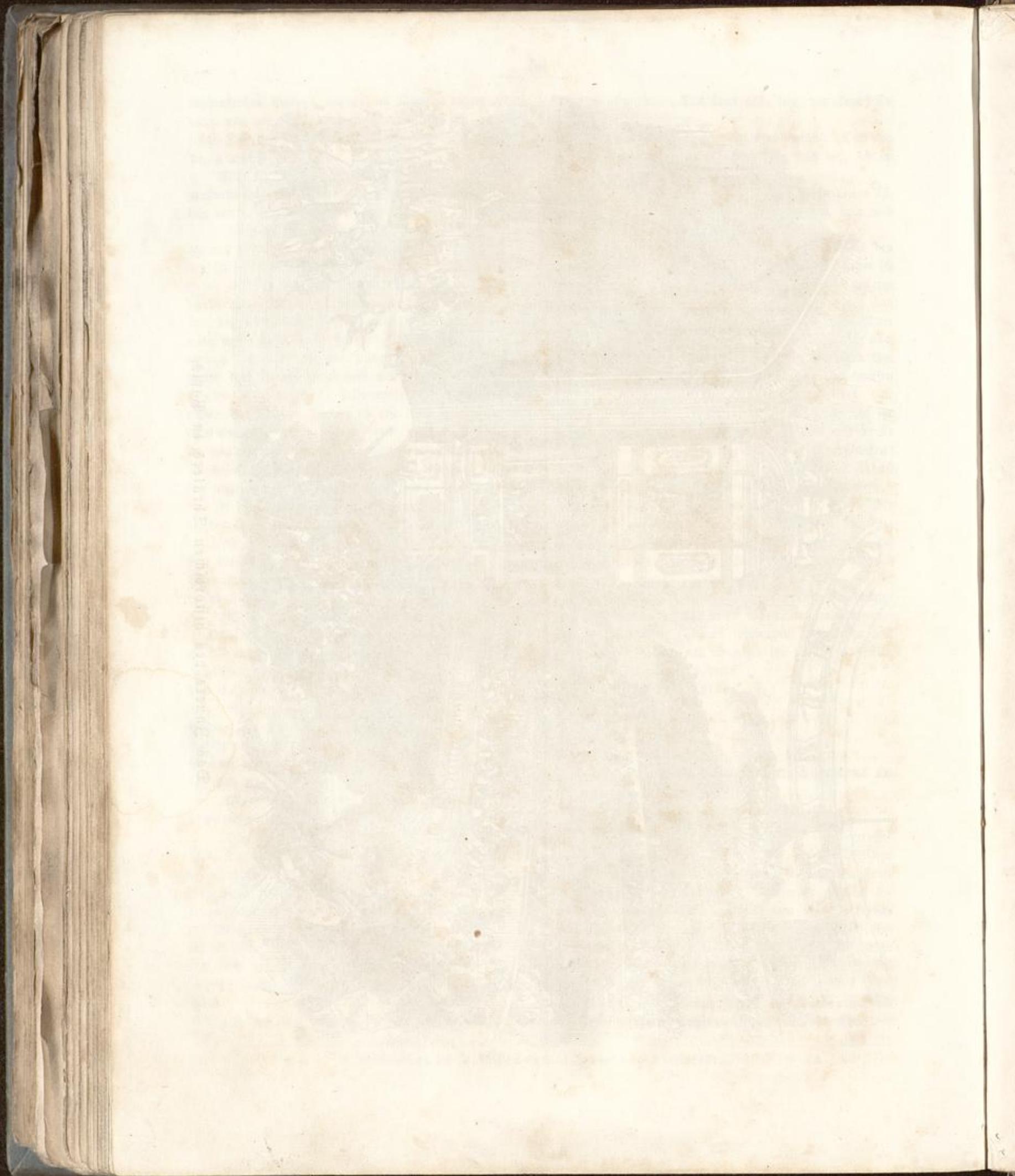
(Zu dem Holzschnitte.)

Wir fügen der äußern Ansicht des so viel besprochenen historischen Theaters in Paris und der ausführlichen Beschreibung dieses Hauses, welche wir in Nr. 9 gaben, heute eine Ansicht des Innern bei, um die Einrichtung noch anschaulicher zu machen, weil dieses Theater, wie wir bereits erwähnten, von den meisten andern sich unterscheidet, indem es in der Form einer Ellipse gebaut ist. Eine gleiche Einrichtung hat das berühmte Theater Palladios in Venedig.

Das historische Theater faßt 2000 Personen und die Kosten der Erbauung beliefen sich auf 220,000 Thlr.



Das Innere des historischen Theaters in Paris.





Eine Geschichte meines Urgroßvaters.

(Schluß.)

Ehe wir in den Wald kamen, war eine Schenke; das Haus steht jetzt noch, aber es ist kein Wirthshaus mehr; aus der sahen wir Licht und hörten Musik und an den Tischen saßen Burschen und Mädchen durch einander und tranken, und es sah ganz abscheulich aus, wie ihre abgemagerten Wangen von den hitzigen Getränken glühten, und Manche tanzten auch, aber sie wankten herum, als wollten sie jeden Augenblick umfallen. „Das wäre eine hübsche Hochzeitsgesellschaft,“ sagte ich, „wollen wir auch einen Tanz machen? Was meinst Du, Margarethe?“ „Gott mag ihnen und uns vergeben,“ antwortete mir Deine Großmutter, „komm weiter und freue dich nicht noch mehr,“ und mit zitternden Händen zog sie mich weiter.

Da wir aber wieder eine Strecke gegangen waren, fing sie an: „Ich habe einen Traum gehabt die Nacht. Wir beide standen auf dem Leichrande und wie ich mich umfah, stand ein langer Mann hinter uns und stieß seine Zähne heraus und lachte, und ich wußte gleich, daß das nur der Gottscheibeius selber sein könne, und ich habe dann die ganze Nacht nicht schlafen können, so daß mir's am Morgen selber meine Ruhme ansah und mich fragte, ob mir etwas fehle. Ich habe ihr gesagt, mir wär' so enge um's Herz und ich habe sie nicht belogen. Denkst Du nicht,“ fuhr sie fort, und blieb stehen und sah mir in's Gesicht, „es könnte Dich drüben gereuen, was Du thun willst?“

Ich war aber hart und sagte: „Es wird mich nicht gereuen; wenn Du aber willst zurückgehen, so kannst Du meinewegen heute Nacht wieder in Deinem Bette träumen was Du Lust hast.“

Wir waren nun schon im Busche und in ein Paar Minuten standen wir am Leichrande; da fiel Deine Großmutter auf die Kniee und betete still für mich; ich stand aber ruhig daneben und biß die Zähne zusammen, und dann band sie sich einen großen Stein an den Strick, den

ich ihr gegeben hatte, und machte sich bereit, die Schlinge um ihren Hals zu legen.

Da rief ich: „Margarethe, jetzt ist es noch nicht Zeit; erst leben, dann sterben.“

Aber Deine Großmutter kam auf mich zu und nahm mich um den Hals und küßte mich, wie sie vorher nie gethan hatte und weinte bittre Thränen und sagte: „Mit Dir sterben will ich, aber nicht mit Dir sündigen. Mag Gott uns Beiden vergeben.“

Mir ist gewesen, wie im Fieber, da sie mich losließ und mir wurde schwarz vor den Augen und ich taumelte; ich glaube, in dem Augenblicke hat der Satan einen ungeheueren Kampf um meine Seele gekämpft; aber da zogen grade die Wolken vom Monde und ich sah Deine Großmutter wieder auf den Knieen liegen und da ist mir auf einmal ganz anders geworden; ich war ihr immer von ganzen Herzen gut gewesen und alle Teufelsgedanken sind von mir gewichen und ich habe an Gott und an Alles geglaubt, wie ich sie beten sah und ich habe sie in die Arme genommen und habe ihr gesagt: „wenn Du nicht wärst, da wäre ich verdammt worden, aber wie Du den lieben Gott für mich gebeten hast, da hat er's nicht versagen können,“ und ich habe ihr gesagt, „ich wolle lieber tausendmal sterben, als ihr ein Haar krümmen lassen“ und wir sind heim gegangen und haben geweint wie die Kinder und haben gebetet bis an den Morgen.

Es ist dann bald Hilfe gekommen, denn die Erndte war an andern Orten sehr gut gewesen und dem Unwesen im Dorfe ist gesteuert worden und die Leute haben sich selber dann geschämt. Den nächsten Winter war wohl noch viel Noth, aber verhungert ist Niemand, und im nächsten Herbst wurden ich und Deine Großmutter Mann und Frau, und haben mehr als fünfzig Jahre viel Freude erlebt, und wenn es einmal schlecht ging, haben wir an die Nacht am Busche gedacht und haben's leicht ertragen.

So sagte mein Großvater und wir gingen zusammen still nach Hause und noch den Abend hat er mir ihr Bild gezeigt, wie sie war vierzig Jahr alt gewesen; sie war da noch schön, und in der Nacht habe ich sie zwanzig Jahre jünger gesehen, wie sie am Leiche kniete, den Strick und

den Stein neben ihr und das dunkle Wasser und über ihr den blauen Himmel und tausend Sterne dran, wie Augen Gottes.

Homo novus.

Der Proceßfichtige.

Ein Charakterbild.

* (Aus dem Tagebuche eines Advokaten.)

So eben war mir der Bescheid publicirt worden, welcher meinem Clienten den Sieg in einem Rechtsstreite über den Besitz eines nichts weniger als unbedeutenden Objectes zusprach. Es war der erste Proceß, den ich für den Mann führte und auch der alte wohlrenommirte Advocat hat über den Gewinn eines solchen eben die, ich möchte sagen handwerksmäßige Freude, welche etwa der alte Meister fühlt, wenn dem neuen Kunden die ersten Stiefeln gut passen. Ueberdies mußte ja auf das *possessorium* das *ordinarium* oder *petitorium* *) folgen, wie die Kaze dem Schwanze und die Sache schien recht interessant werden zu wollen, wie das nämlich bei den Juristen heißt, wenn Aussicht vorhanden ist, daß der gesunde Menschenverstand erst nach langen Kämpfen mit Recht und Gesetz in Einklang gebracht werden kann. Ich kehrte daher in recht heiterer Stimmung aus dem Gerichte nach Hause zurück und beeilte mich, den Ausgang der Sache meinem Auftraggeber schriftlich zu melden. Ich hatte meinen Mann noch nicht gesehen und kannte ihn nur aus den Schilderungen meiner Kollegen als einen reichen Bauergutsbesitzer, der ohne „ein Proceßfichten“ seines Lebens sich nicht recht freuen könne. Für letztere Eigenschaft schien auch sein mir ebenfalls brieflich ertheilter Auftrag zu sprechen, der, obschon ungewöhnlich klar und bestimmt seine Ansprüche auseinandersetzend, doch auch die seines Gegners scharf beleuchtend und nicht verachtend, zum Schluß die unbedingliche Weisung enthielt, irgend auf Vergleich mich nicht einzulassen, vielmehr alle diesfälligen Vorschläge ohne Weiteres von der Hand zu weisen. „Ja, ja, Proceße müssen sein,“ hatte auch ich mit dem alten Gellert gedacht und war dem Auftrage des Mannes pünktlich nachgekommen, obschon ein äußerst vortheilhaftes Abkommen zu treffen, bei der Bereitwilligkeit des Gegners, sehr leicht gewesen wäre. Aber, mein Client war offenbar im Besitz, hatte dies mir schriftlich auch so gut entwickelt, daß ich, im festen Vertrauen, er habe ebenso gute Gründe für das Recht des Besitzes, ohne mich um solche groß zu kümmern, der Anstellung des *ordinarii* entgegen sah. Ich war eben daran, meinen Mann um vorläufige Angabe der Gegenbeweismittel zu ersuchen, als mein Diener mir meldete, daß eben er mich um Vortritt bitten

*) In diesem handelt es sich um das Recht, in jenem um die Thatsache des Besitzes oder, wie die Juristen sagen, um den factischen Besitz.

lasse. Ich gab Befehl, ihn sogleich vorzulassen und war bei seinem Anblicke in der That überrascht. Statt einen Mann zu sehen, wie ich ihn mir nach seiner obengegebenen Eigenschaft vorgestellt hatte, von langer, ausgetrockneter Statur, von galliger Gesichtsfarbe, kleinen, tiefliegenden, stehenden und bligenden Augen, wie die Hadersüchtigen gemeinhin in der Welt herumzulaufen verurtheilt sind, erschien eine nicht viel über die Mittelgröße hinausgehende Gestalt, deren wohlhabiger Embonpoint aber wegen der verhältnißmäßigen Schulterbreite und starker, doch wohlgeformter, durch lederne enganliegende Reitbekleider noch mehr hervorgehobener Beine wenig auffällig erschien. Sein Gesicht, von jener gesunden Wetterröthe, die den alten Seemann und Soldaten auszeichnet, zeigte äußerste Gutmüthigkeit; sein Auge, groß und von heller Bläue, ließ neben geistiger Klarheit und ruhiger Ueberlegung doch auch sofort erkennen, daß dem Eigenthümer harmloser Witz und eine gewisse wohlwollende Schalkheit keinesweges fremd sei. Die ganze Erscheinung war die eines Mannes, dem, wenn auch über die Mittelhöhe des Lebens hinaus, doch gut geschonte Kraft und ein ruhiges heiteres Temperament gegründete Hoffnung auf noch viele Lebensjahre gewährte. Sein Benehmen, von Tölperei so weit entfernt, wie von höfischen Manieren, war sicher und anständig, seine Geberden bezeichnend, öfter rasch und fest, als zu langsam, seine Stimme ein kräftiger, reiner Bass, sein Ausdruck einfach und schmucklos, aber treffend; seine Kleidung war die seines Standes.

Wie ich ihn in späterer Zeit, während vieler Jahre, kennen zu lernen reichlich Gelegenheit hatte, so zeigte sich Meinhardt als ein verständiger, für seinen Stand sehr gebildeter, offener, gutmüthiger Mann voll Lebenskraft und Lebensmuth und dennoch nur bei größter Aufregung aus seiner sicheren Ruhe — dann aber um desto gewaltsamer — heraustretend, in allen Beziehungen achtungswerth. Allerdings entdeckte ich an ihm auch mancherlei verborgener liegende Eigenheiten. Die hervorstechendste davon — und die Meisten fürchteten und mieden ihn deshalb trotz aller seiner guten Eigenschaften — war eben seine — Proceßsucht. Die erste Probe davon, die ich kennen lernte und der die übrigen mehr oder minder ähnelten, war der gegenwärtige Proceß. Und diese Probe will ich dem Leser mittheilen. —

Als ich Meinhardten den Stand seiner Sache — nicht ohne inneres Behagen — eröffnet hatte und, im Begriffe auf den nun bevorstehenden Hauptproceß und die Art seiner Führung überzugehen, etwas nachsann, wie ich seinem Laienverstande das *punctum concernens* recht anschaulich machen könne, nahm er, augenscheinlich und wider alle meine Erwartung von der Mittheilung unangenehm berührt, das Wort: „Gut, schon gut, Herr Doctor, weiß das schon, was nun folgt. Das Vorpostengefecht ist zu unserem Vortheile ausgefallen.“ Sie erwarten nun den

Hauptangriff des Feindes und ich soll nun die Infanteriemassen und die Artillerie ebenfalls in's Gefecht führen, damit eine ordentliche Schlacht geliefert und der Feind aus dem Lande gejagt werden kann. Alles gut, ganz gut bis jetzt. Aber ich habe keine Infanterie. Ich habe keine Artillerie. Mein Bißchen Pulver haben eben meine Plänkler verschossen und diese sind außer Kampf gesetzt; sie können der feindlichen Hauptmacht nicht die Stirne bieten; sie fielen auf den ersten Hock über den Haufen. Nicht wahr, Herr Doctor, das würden sie?"

„Aber, bester Freund,“ erwiderte ich erstaunt, „das habe ich keineswegs erwartet. Wenn Sie Ihr Recht des Besitzes nicht erweisen zu können glaubten, dann war ja —“

„Ein Vergleich besser,“ vervollständigte er meinen Satz und fuhr fort: „Sie haben ganz Recht, nach Ihrer Weise nämlich, ich aber nach der meinigen. Ich will keinen Vergleich. Ein Vergleich so wenig, als ein Waffenstillstand ist nach meinem Geschmack. Ich war Soldat, Herr Doctor, Wachtmeister beim Fünften. Mein Soldatenmuth hat mich noch nicht verlassen. Meine Soldatenehre geht mir über Alles und noch immer hasse ich den feigen Ausreißer, wie die Pest. Sich vergleichen heißt bei mir: nicht den Muth haben, zu fechten und Furcht haben, daß der Gegner uns auf der Flucht in den Rücken icht. Ein Vergleich ist Feigheit. Ich mag keinen Vergleich! Wenn ich Unrecht habe, so soll es das Gesetz aussprechen; dann weiß ich es; wenn ich Recht habe: es gleichen. Was ich habe, will ich ganz haben. Ein Vergleich aber ist ein Mittel ding, aus Recht und Unrecht zusammenraut. Ein Vergleich läßt immer einen Stachel zurück. Nehmen Sie den Fall: ich besitze eine Wiese, weil ich sie, ich habe das Recht dazu. Mein Nachbar auch. Wir gleichen uns und weiden einen Tag um den andern. So lange ich und mein Nachbar dies thun, so lange ist es am Ende: wir sind gute Freunde und gute Freunde sind einander gefällig. Nun ist der Vergleich aber recht unebenfest gemacht und bindet auch den Besitznachfolger. Mein Nachbar aber verkauft an einen Gelbichnabel, den ich nicht leiden kann und der mich nicht leiden kann. Es wurmt mich, daß ich mir das Recht vergeben habe, ihn sammt seinem Vieh von der Wiese jagen zu können. Der Vergleich hat mir die Hände gebunden. Ich kann mein ursprünglich gutes Recht nicht ausüben und das macht mich zänkisch. Auch der Andere ärgert sich, daß er die gute Gelegenheit, mich zu packen, aus den Händen gegeben hat: und wir thun uns im Uebrigen soviel Schaden, als wir können. Durch Vergleich werden die Prozesse verringert! Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß! So sagten unsere Großväter und so beten's die Enkel nach. Es ist nicht wahr! Ein Proceß mag todt geschlagen sein, aber aus dem Vergleiche entstehen in den meisten Fällen so viel andere Prozesse, welche die Betheiligten zu vergleichen nicht gemeint sind, wie Maden aus einem schim-

melligen Käse, den man nicht bei Zeiten verspeist hat, aus Geiz oder aus sonst einem anderen, nicht stichhaltigen Grunde nicht weggeworfen hat, als es noch möglich war, die anderen vor den Maden zu retten.“ —

„Hierin mögen Sie nicht ganz Unrecht haben, wenigstens in vielen Fällen,“ pflichtete ich ihm bei, „und es ist eben die schönste Sache von der Welt, ein klar ausgesprochenes, anerkanntes Recht auf seiner Seite zu haben. Aber, lieber Freund, im Leben muß ja so manches Mal auch die Klugheit das Recht und die Gerechtigkeit vertreten und deshalb ist ein Vergleich dann doch das Rätlichste für den, der sein — nach seiner Ansicht wenigstens — ganz gutes Recht nicht beweisen, das materielle zum formellen nicht erheben kann.“

„Herr Doctor!“ antwortete hierauf der würdige Mann, „das ist nun eben auch bloß so eine Redensart mit dem Recht haben und es nicht beweisen können. Nach meiner Ansicht hat derjenige, der es nicht auch beweisen und sich darin durch das Gesetz schützen lassen kann, eben gar kein Recht. Daß ich das Recht nicht meine, das jedem angeboren ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Das Recht, von dem ich hier spreche, ist doch nur eine Befugniß, die das Gesetz, das eben bei uns gilt, uns zuspricht. Die Rechtsgründe allein aber können das Gesetz nicht günstig für uns stimmen, wenn wir nicht Thatfachen für uns anführen können und nöthigenfalls zu beweisen wissen, auf denen diese Gründe ruhen. — Ich habe eine Kuh gehandelt. Der Besitzer der Kuh will sie mir nicht geben; er weiß von meinem Handel nichts. Ich verklage ihn. Kann ich die Thatfache des Handels nicht erweisen, was hilft mir das Gesetz, das dem Eigenthümer auch den Besitz zuspricht. Ich kann sie aber nicht beweisen und habe daher Unrecht. Der sich geweigert hat, hat Recht. Sollte er mir die Kuh ohne Weiteres geben oder vergleichsweise die Hälfte? Ei, da könnte er viele Los werden!“

„Sonach also,“ wendete ich ein, „sind Sie in gegenwärtigem Prozesse überzeugt davon, daß Sie kein Recht haben, da Sie es nicht beweisen können! Desto mehr aber muß ich Ihnen nunmehr, meiner Pflicht gemäß und von meinem Interesse ganz absehend, rathen, das Recht Ihres Gegners anzuerkennen und dadurch den Weitläufigkeiten und Kosten eines unbilligen, ja ungerechten Processes sich zu entziehen.“

Meinhardt unterbrach mich mit sichtlicher Ungebuld:

„Herr Doctor,“ bei jeder neuen Rede verfehlte er nie, mir diesen Titel zu ertheilen, „Kosten mag der Proceß soviel er will, zu seiner Beschleunigung aber bitte ich Sie alles Mögliche zu thun. Ich möchte wirklich, daß — nun ja, es liegt mir recht sehr viel daran, daß er recht bald sein Ende erreichte.“

„In diesem Falle aber, mein guter Mann,“ sagte ich nicht ohne Ironie, „kann und werde ich für diese Sache gar nichts thun; denn meine Ehre sowohl, als die Rück-

sicht auf meinen Ruf als Rechtsgelehrter verbieten mir, eine Sache zu übernehmen, die einer bloßen Chicane —“

„Halt, Herr Doctor!“ fiel mir Meinhardt in das Wort und legte mit Nachdruck seine Hand auf meinen Arm, indem sein Gesicht und sein Auge besonders einen fast finstern Ernst annahm, deren ich sie kaum für fähig gehalten hätte, „halt! haben Sie irgend einen Grund, mich für einen Schuft zu halten, der aus bloßer Streitsucht seinen Nebenmenschen das Leben sauer, oder für einen Dieb, der ihnen denbeutel leichter macht?“ Und als ich dies verneinte, fuhr er gemessen, doch ohne sich große Mühe zu geben, den aus seinen etwas zusammengedrückten Augen herausblitzenden Schalk zu verbergen, fort: „nun wohl; mancher Kranke hält sich für verloren, und nimmt er seine Zuflucht zu einem geschickten Arzte, so disputirt ihm dieser seine Krankheit nicht weg, aber er heilt sie. Hören Sie mich daher noch ein Weilchen an und es gelingt Ihnen am Ende doch, ausfindig zu machen, daß ich nicht so sehr Unrecht habe, als mein Gegner nicht Recht hat.“

Und nun setzte er mir die ganze Sache so einfach und, trotz aller Kürze, so klar und zusammenhängend auseinander, daß ich bald, ohne Verletzung meines Advocateneides, die Führung seiner Sache übernehmen zu können glaubte.

Meinhardt schloß seinen Vortrag mit den Worten:

„Sehen Sie, Herr Doctor, wollte ich auf Andere hören, so könnte ich glauben, ich habe Recht; meiner Ansichtswiese nach habe ich Unrecht, denn ich kann mein Recht nicht beweisen. Ich behaupte nun aber eben nicht, daß ich Recht habe; das behauptet aber mein Gegner und ich läugne dies nur, weil ich es nicht weiß, daß er Recht hat, da er es nicht bewiesen hat. Das soll er aber müssen, ja er soll es müssen beweisen, so wahr ich Wachtmeister beim fünften bin oder — verbesserte er sich mit einem Seufzer — gewesen bin. Darum, Herr Doctor, läugnen Sie nur frisch weg! Kann der's beweisen: ei nun, so hat er eben Recht, mir eben so lieb. Läugnen Sie daher, Herr Doctor, läugnen Sie und vor allen Dingen: kein feiger Vergleich, nein, einen Vergleich in aller Welt nicht!“

Das war meine erste Unterredung mit dem Manne und ob ich auch seine Ansichten in manchen Stücken nicht ganz verwerfen mochte, so schien mir doch auch so viel Gezwungenes und Spitzfindiges darin zu liegen, das mit dem sich im Uebrigen so einfach und offen darlegenden Charakter Meinhardts sich nicht recht vereinigen ließ, daß ich ihn ohne Bedenken zu der Zahl derer rechnete, denen eben „ein Proceßchen“ mit seinem anziehenden und aufregenden Schwanken eben so an's Herz gewachsen ist, wie dem Kleinstädter „sein Partichen.“

Ich that nunmehr das, was meines Amtes war.

Die Zeit verging und der Proceß stand für meinen

Clienten gar nicht so übel. Wenn auch nicht zu verkennen war, daß dem Gegner mehr Beweismittel zu Gebote standen, als diesem Gegenbeweismittel, so wollte das eben nicht viel sagen, denn der Wachtmeister vom fünften hatte eben gar keine; erstere waren aber auch nicht von Bedeutung, da insbesondere die Zeugen sämmtlich mit dem Gegner, dessen weitverzweigte Familie schon seit Jahrhunderten im Dorfe ansässig war, mehr oder weniger verwandt oder verschwägert waren und im Uebrigen auch sich um das Treiben und Wirthschaften des theuern Betters nicht viel bekümmert hatten. Der Grund zu Letzterem ward mir bei einer vom Gericht unter Zuziehung der Parteien abgehaltenen Besichtigung bald klar genug. Ich fand nämlich in dem Gegner einen sehr derben, polternden, jähzornigen Alten, der mir gar nicht ausschaute, als ob er irgend jeman dem erlauben würde, sich ungestraft um ihn, insbesondere um sein Haus- und Wirthschaftsregiment auch nur einigermaßen zu bekümmern.

Zeigte er sich doch gegen seinen eigenen, einzigen Sohn und Erben so, den er in energischen Ausdrücken zu Besichtigung aus dem Gute herbeirufen ließ. Es war dies wirklich ein schöner junger Mann von hohem, kräftigen Wuchse, dessen ausdrucksvollem Gesichte ein mit seinen Jahren nicht wohl vereinbarer Ernst eben so gut stand als der kraus hinaufgedrehte Schnurbart ihm etwas Keck und Herausforderndes verlieh. Als nun an einer Stelle wo nach der Behauptung des Alten ein Rainstein stehen sollte, weiter nichts gefunden ward, als ein harmloses Loch da gerieth derselbe in heftigsten Zorn über den Mangel dieses wichtigen Beweismittels und fluchte alle Donnerwörter des Himmels auf das Haupt seines Eingeborenen hin ab. Still, ohne eine Sylbe zur Entgegnung zu sagen, beugte die Athletengestalt sich unter dem väterlichen Grim und fast gleich sein kindlicher Gehorsam einer lächerlich Furcht, als er dem väterlichen Gebote, sich zu allen Teufeln zu scheeren, mit fast übereilter Schnelligkeit nachsa-

„Verd—tes Soldatenvolk! Ist mit eisernen Pföden an einander genietet; ist's doch, als ob die infame Corporalsfuchtel allen Respect, alle Bande der kindlichen Furcht auseinander hiebe!“ murrte der Alte und hieb grollend und in sich hineinbrummend mit seinem Häkchen den nächst Jaun kurz und klein.

„Dem ist's gerade recht, daß ihn der Alte fortgeschickt hat,“ flüsterte mir ein Gerichtsschöppe zu, „sehen Sie, der alte Hegrimm denkt, sein Sohn hält's mit dem Wachtmeister, nicht etwa, weil er auch Corporal gewesen ist, sondern weil er Wachtmeisters Rösschen nicht vergessen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder -

der Allgemeinen

N^o 15.



Magazin

Modenzeitung.

1847.



G o l a M o n t e z .

Lola Montez.

(Zu dem Holzschnitte.)

In allen Städten, in denen die Tänzerin Lola Montez in den letzten Jahren erschien, hat sie durch ihre Schönheit, mehr aber noch durch ihr eigenthümliches Benehmen und namentlich durch ihre Reitzeitschenabenteuer mit Gendarmen u. A. Aufsehen erregt, wie in Berlin, in Warschau, in Dresden u. A., dann in Paris durch ihre Rolle in dem Dujarrierschen Prozeß und endlich durch ihr folgenschweres Erscheinen in München. Sie soll die Tochter des berühmtesten spanischen Stierkämpfers Montez sein, der sie aber

nicht anerkennen will. Ein anderes Gerücht nennt sie eine Irländerin. Ihrer Hefigkeit und Streitlust nach möchten wir fast dem letzteren Glauben schenken. Gewiß ist, daß sie sehr schön ist und vielfache Talente besitzt. Sie hat einen andalusisch kleinen Fuß, die Hand einer Herzogin, das schönste schwarze Haar, außerordentlich feine Züge und bezaubernde bald sanfte, bald schreckliche Augen, die sich so leicht mit Thränen füllen als Bornesblitze schleudern. Diese Schönheit, ihre Leidenschaftlichkeit, ihr Talent und ihr Stolz machen sie zu einer der Frauen, vor denen sich alles beugen muß. Wäre sie vor einem Jahrhunderte erschienen, so hätte sie vielleicht Fürsten und



Völker tyrannisiert. So viel wir wissen, trat sie als Tänzerin zuerst in London auf, ohne großen Beifall zu finden. In Paris gerieth sie mit dem Director der großen Oper in Streit, weil sie ohne gewisse Theile des Costüms tanzen wollte, die nun einmal nach den bestehenden Vorschriften erforderlich sind; sie tanzte aber zweimal auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin, und das erste Mal prügelte sie eine Balletnymphen, das zweite Mal wollte sie eine andere mit dem Dolche erstechen, den sie nach der spanischen Sitte immer bei sich trägt.

Die Gerüchte, welche sich an ihren jetzigen Aufenthalt in München knüpfen, sind bekannt, wie auch, daß sie dort zur Gräfin von Sternheim erhoben worden sein soll.

Der Proceßsüchtige.

Ein Charakterbild.

(Aus dem Tagebuche eines Advokaten.)

(Fortsetzung.)

Der Gerichtsmann aber hatte sehr Recht. Ob auch der Born des Alten, wie immer, blind war, so wüthete er diesmal doch nicht gegen sein eigen Fleisch und Blut. Denn als ich mit meinem Klienten in dessen Hof zurückkehrte, da stand an dem Grenzzaune hinter dem großen Hollunderbusche der längst aus unserm Gesichte „verlorene Sohn,“ den rechten Arm eng um die schlanke Taille eines zärtlich sich an ihn schmiegenden Mädchens von prächtigen Formen gelegt, mit der linken Hand ihr niedliches Lockenköpfchen am Grübchenkinn etwas zurückbeugend und schon zog der Schnurbart über den sich spitzenden Lippen sich krauser, augenscheinlich im Begriff, das Mädchen des nicht abwehrenden Liebchens zu kugeln, als —

„Corporal, links abgeschwenkt!“ mein Wachtmeister commandirte. Im prächtigen Saal flog der Corporal über den Baun, das Mädchen aber, ohne sich nach uns nur um zusehen, saß eiliger, als es ihr der Tanzmeister gestattet haben dürfte, durch die dichten Laubgänge in's Haus.

Auch wir folgten sogleich dahin nach. Mein Alter sagte mir nichts; er sah nur mit schlaudem Lächeln vor sich hin. Ich fragte ihn auch nicht. War es mir doch klar genug, daß auch hier die unglückselige Proceßsucht das Lebens- und Liebesglück zweier für einander schlagenden Herzen rauh und schonungslos vernichtete.

Und daß der Vater für das tiefe Weh der einzigen Tochter, das so rührend aus ihren von Thränen umflorten Augen, aus der tiefen Blässe ihres vorhin so selig erglüheten Angesichts, aus dem ganzen Wesen des lieben still duldenden Kindes sprach, ja, daß der Vater für all das weder Auge, noch Herz hatte, das ward mir bald klar während der Mittagsmahlzeit, an der auch sie mit ihrer Mutter Theil nahm. Er war wider Gewohnheit und Er-

warten sehr schweigsam und finster und wenn er sprach, zeigten seine Worte sehr deutlich innern Aerger. Er trank sehr viel, augenscheinlich, um seinen Verdruß hinunterzuspülen und ich mußte mir gestehen, daß ich noch nie einen Mann gesehen hatte, auf den die so günstige Aussicht zum Gewinn eines bedeutenden Proceßes so wenig Eindruck machte. Ich machte ihm dies auch durch einige Worte bemerklich, bekam darauf aber nur einen scharfen, räthselhaften Blick und ein kurzes „Hm!“ zur Antwort. Er hatte nicht Auge für manche verstohlen abgewischte Thräne, nicht Auge für manchen Wink der besorgten Mutter und legte sich endlich, mit Müdigkeit sich entschuldigend, zum behaglichen Mittagsschlaf nieder. Das Töchterchen verschwand, gewiß, um im stillen Kämmerchen recht ungestört aus Herzensgrunde sich auszuweinen. Ich aber ging mit der Mutter, einer noch ganz hübschen und stattlichen Frau, mit einem, wie ich bald gewahr wurde, dem Gatten und dem Kinde gleich zärtlich ergebene Herzen, im Garten ein Stündchen auf und nieder. Bald hatte ich ihr Vertrauen gewonnen und sie schüttete ihr gedrängtes Herz gegen mich aus.

Ihr Rösschen und des Nachbars Stör, des langjährigen Freundes, Fritz waren mit einander aufgewachsen und von den beiderseitigen Eltern von jeher als ein künftiges Ehepaar betrachtet worden. Sobald die jungen Leute etwas mehr Verstand erhielten, als um nur für Aepfel und Birnen, Puppen und bleierne Soldaten Sinn zu haben, waren sie sich auch gegenseitig herzlich gut geworden und als im vorigen Jahre Fritz seinen ehrenvollen Abschied als Corporal erhalten — denn gedient mußte des alten Wachtmeisters Schwiegersohn haben — da war ihrer Seligkeit gar kein Ende. Das Pärchen war bereits dreimal „von der Kanzel gesprungen,“ der Hochzeitstag schon festgesetzt und die ganze Familie in der großen Unterstube beim Brautvater versammelt, um die heute von den beiden Vätern zu treffenden Bestimmungen über die Mitgift, der Sitte nach, mitgetheilt zu bekommen und die darüber ausgefertigte Schrift als Zeugen mit zu unterschreiben, dann aber den lustigen Polterabend wacker zu feiern. Beide Väter, reich, voller Liebe zu ihren Kindern und, wie überhaupt nicht geizig, so in der Freude über das endliche Zustandekommen ihres beiderseitigen Lieblingsplanes besonders in freigebigter Laune, hatten zum Stolze der Sippschaft ganz ansehnliche Summen an Geld und bedeutende Ländereien als künftiges Eigenthum der baldigen Gatten festgesetzt; schon hatte der Wachtmeister die Feder eingetaucht, um unter den fertigen Aufsatz seinen Namen zu schreiben und so die ganze Sache unwiderruflich zu machen, als der alte Stör in der Freude seines Herzens die Worte sagte:

„Es ist doch recht gut, daß nun auch der alte Zantapfel glücklich mit verschluckt ist!“

„Welcher denn?“ fragte stehend Meinhardt.

„Nun, Michael, das achte Gewende, das Du Rösschen mitgiebst,“ antwortete jener, „weist Du, um das mein

Vater seliger und Dein Schwiegervater sich nimmer gut waren."

„Ich hab's aber doch mit dem Gute überkommen und bis jetzt noch nicht gehört, daß Du oder sonst wer ein Recht daran hätte," entgegnete Meinhardt und legte bedächtig die Feder hin.

Alles Winken und Blinken und Hüfeln der beiden Mütter half nichts; denn dem alten Stör fuhr es doch heraus: „Ja, freilich hast Du's, Michael, auch Dein Schwieger hatte es lange schon, ehe Du noch herkamst; aber eigentlich gehörte es doch meinem Vater und nur aus Liebe zum Frieden —"

Da aber hatte der ehemalige Wachtmeister beim fünften ein Gesicht gemacht, wie er es nur je gemacht hatte, wenn's zum Einhauen gegangen, so grimmig und doch auch so froh, hatte das Papier genommen, mit einem Ruck es entzwei gerissen und ganz langsam und bedächtig, wie er es immer gepflegt, wenn er einem Recruten die Leviten gelesen, gesprochen: „Also blos ein Waffenstillstand ist's zeitlicher gewesen zwischen uns beiden, alter Stör? Dächte aber doch, Du kenntest mich, daß ich das nicht ausstehen kann. Entweder Streit oder Friede und zwar Friede, unterschrieben und verpactirt. Klage, alter Stör, und beweis Dein Recht oder beweis es nicht, aber klagen mußt Du." —

Und nun war dem alten Stör auch die Geduld ausgegriffen und harte Worte hatte er herausgesprudelt und viel gepoltert von Streitteufel und Proceßmichel und so, und alles Zureden und alle Vorstellungen der Mütter und der anwesenden Vettern und Mähmen und alle guten Worte und Bitten des bestürzten Bräutigams und alles Flehen und alle Thränen und aller Jammer der aus ihrem Himmel verjagten Braut, Alles war vergeblich gewesen. Der alte Stör war ergrimmt und hatte Alles abgesetzt und der Meinhardt gab auf Alles nur die Antwort: „Er muß klagen, klagen muß er." Ja, als einige Wochen verfloßen und er vergeblich tagtäglich auf die Citation gelauert, da hatte er zur Frau, die nun nichts mehr zum Alten sagte und nur die ihrem Schmerz fast erliegende Tochter zu trösten genugsam zu thun hatte, gesagt: „Der alte Störenfried hat kein Herz, anzubinden im Ernste, braucht's Maul nur, um Stänkereien zu machen. Weiß aber schon, wo ich ihn fasse. Will schon plänkeln und scharmüzeln, daß er endlich es doch nicht mehr aushält und herausfährt, wenn's mit der Courage auch nicht gar zu wichtig." — Und nicht abhalten hatte er sich lassen von den Seufzern seiner betrübten Frau und den blässer und blässer werdenden Wangen und den verweinten Augen und dem stillen Herzweh der geduldig leidenden Tochter und hatte sich hingesezt und geschrieben an mich und mir Auftrag er-

theilt zur Anstellung der Bestandsklage gegen den Vater des Bräutigams und vergeblich gedienten Reitercorporals.

Das waren die Thatsachen, welche die gute Frau mir mittheilte. Die fast allzureich ausgestatteten Schilderungen von dem Liebesweh des durch die Proceßsucht des Vaters um Glück und Bräutigam gekommenen armen Töchterleins habe ich billig weggelassen. Das Mutterherz strömte davon über, doch ohne Anklage des Gatten. „Mein Michael," sagte die Gute, „ist so herzensbrav, Herr Doctor, und mir und unserem einzigen Kinde immer ein solcher Segen gewesen, daß wir ihm seinen einzigen Fehler, die unüberwindliche Neigung zum Proceßiren, von Herzen vergeben; aber geglaubt hätte ich es doch nimmer, daß er auch das Lebensglück seines einzigen Kindes, das er, ich weiß es, über Alles liebt, dennoch minder hoch achten würde, als Citationen, Termine und Bescheide. Und die Kösel," schluchzte sie und konnte die Thränen nicht länger halten, „wenn sie der liebe Gott nicht tröstet in ihrem Leid, ich vermag es nicht und dem Fritz will's nicht einmal gelingen, ob schon das arme Kind seinen Bitten, hinter Vaters Rücken ihm manchmal einen der früheren seligen Augenblicke zu gönnen, nicht immer widersteht."

Köselchen aber ließ sich den ganzen Tag nicht wieder blicken. Köhl war mein Abschied von dem starkköpfigen Alten und sehr verstimmt durch die gemachte Erfahrung fuhr ich nach Hause.

So interessant der Proceß war, so widerwärtige Empfindungen regte doch der Endbescheid in mir auf. Die Losprechung meines Klienten von der Klage und mithin der Sieg war nur noch abhängig gemacht von einem ihm auferlegten Eide, den er, wie die Sache stand und so viel ich wußte, unbedenklich schwören konnte. Wahrlich, ich hätte es dem rücksichtslosen Streitkopfe von ganzem Herzen gegönnt, wenn er verloren hätte. Und ob schon, nach der gemeinen Meinung, wir gerade kein sehr zartes Gewissen haben sollen, ob schon es uns oft geradezu in Analogie mit dem alten Volksprüchwort abgespröchen wird, so sind solche Wünsche bei uns Advocaten doch häufiger, als man glauben möchte.

Der Schwörungstermin war herangekommen. Ich verreiste an dem Tage mit dem Frühesten. Ich wollte den Mann, der mit diesem Eide auch das Vaterherz abschwören sollte, gar nicht sehen und ordnete daher bei meiner Abreise an, daß Meinhardten bei seinem zu erwartenden Besuche sofort meine Privatacten ausgehändigt werden sollten. Wider alles Erwarten lagen sie, als ich acht Tage darauf wieder heimkehrte, noch immer auf meinem Schreibtische. Er war gar nicht bei mir gewesen. Ich ließ sie eiligst zusammenpacken und sie ihm zusenden. Die Sache war mir im Innersten zuwider geworden.

(Beschluss folgt.)



Der Proceßsüchtige.

Ein Charakterbild.

(Aus dem Tagebuche eines Advokaten.)

(Beschluß.)

Ich mochte davon nichts mehr hören und sehen und ärgerte mich, daß sie, nachdem ich mich acht Tage bereits bemühet hatte, sie zu vergessen, mir wieder in das Gedächtniß zurückgerufen worden war. Es sollte dies aber bald nochmals geschehen. Den zweiten Tag darauf schon erhielt ich einen Brief von Meinhardt, der, nebst dem Betrage meiner, mit seinem Herzen an Härte wetteifernden Liquidation, mir eine Einladung auf den andern Tag brachte — zur Hochzeit von Fritz Stör und Nöschen Meinhardt.

Aha, dachte ich, ist der alte Eisenkopf in der Freude über seinen Sieg doch so weichherzig und großmüthig geworden, daß er mit dem Proceße auch einen schmucken und reichen Schwiegersonn zu gewinnen sich herbeiläßt, ohne für das eroberte achte Gewende ein anderes herausrücken zu müssen. Pfui über den Eigennuz, der einige armselige Garben höher achtet, als die Blüthen und Blumen der Seligkeit im Herzen des einzigen Kindes, die er zwei lange Jahre schonungslos mit Füßen getreten hat! Nein, genieße deinen Triumph allein und danke Gott, daß der alte Polterer Stör nicht so hartnäckig ist, wie du. Die vergräunte Gestalt der Tochter möchte dir das letzte Stündlein dereinst nicht verlüßt haben.

Ich beschloß, die Einladung auf sich beruhen zu lassen. Eine Nachricht jedoch, die ich noch am nämlichen Tage auf dem Gerichte erhielt, bestimmte mich anders. Meinhardt war im Schwörungstermine erschienen, hatte zu Protocoll erklärt, daß er den ihm zuerkannten Eid nicht schwören könne und sich alsbald wieder entfernte. Die — ursprünglich denkender Mensch — verrostete Schreibmaschine, Actuarius genannt, versicherte mir, „daß ihm der Mann gar seltsam und absonderlich vorgekommen, maßen er doch dadurch den Proceß verloren und wäre er doch gar lustig und guter Dinge gewesen, anerwogen sein Lachen aus Herzensgrunde, als er ansehnliche liquidationem judicalem sofort berichtet.“

Sollte der Mann doch gleich im Anfange sein wah-

res und wirkliches Glaubensbekenntniß abgelegt haben? Mancherlei Bedenken gingen mir aber wieder dagegen bei. Ich ward mit mir nicht so ganz einig darüber und — voyons, zur Hochzeit! war das Endresultat meines Grübelns. Und ich fuhr zur Hochzeit.

Gab es aber je eine solche, wo die Braut, ein holdverklärter Engel, dem Bräutigam nicht nur die Hand und einige zeitliche Glücksgüter, sondern auch das ganze Herz und mit und in ihm den reichsten Quell des schönsten Lebensglückes zu eigen gab, eine Hochzeit, wo der Bräutigam, ein seliger, wenn auch nur — Sterblicher in seiner gediegenen Männlichkeit ein lebendiges Unterpand darbot für starken Schutz seines Weibes, seiner künftigen Kinder, seines Heerdes; wo die Väter und Mütter, Zufriedenheit im Herzen und selige Erinnerung, mit frohem Blicke den geschlossenen Bund segneten; wo die Gäste — den Herrn Pfarrer gar nicht ausgeschlossen — der Freude huldigten in stiller Heiterkeit und in lauter Lust und Alles dies inmitten von feierlichen Orgel- und Glockenklangen und salbungsvollen Reden und Gläserklingen und feck springenden Witzwörtern und Musik und Spiel und Tanz, ja, gab es je eine Hochzeit, eine rechte Hoch- und Festzeit, ein Freudentag „für Gott und alle Welt“, so war es die des Fritz Stör und Nöschen Meinhardt.

Als aber die Lust auf das Höchste gestiegen war und in lautjubelndem Triumphzuge das Brautpaar von den Hochzeitgästen in das Kammerlein geleitet wurde, da zog mich der alte Wachtmeister bei Seite und, meine Hand ergreifend und fest mir in's Auge sehend, sprach er zu mir:

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Doctor, und Ihnen will ich sagen, was ich dem alten Stör und meiner lieben Alten, am Wenigsten aber den jungen, seligen Leuten wissen oder auch nur ahnen lassen möchte. Meine Alte, ich weiß es, hat Ihnen erzählt, wie wir schon einmal dem heutigen Tage ganz nahe standen; sie und die Anderen sollen's in alle Ewigkeit nicht erfahren, warum ich processirt mit dem Stör; die sind mir auch nicht böse darüber, da es doch ein gut Ende genommen. Sie aber, Herr Doctor, sollen meine Gedanken wissen und warum ich's gethan und, wenn Sie auch meine Gründe nicht billigen, wissen sollen Sie sie doch. Sie meinen vielleicht, ich

hätte dazumal das Glück meiner Kinder gefördert, wenn ich das unterlassen hätte, was ich gethan habe? Ich glaube es nicht. — Die Wittgilt ist auch unter vornehmen Leuten keineswegs eine Nebensache, hauptsächlich wenn der Ehebund nicht aus bloßer Zuneigung geschlossen wird. Bei uns schlichten Landleuten, die wir die Ehe gleich nach, oft schon auch vor dem Hochzeitstage mit viel ernstern Augen ansehen und ansehen müssen, da die beiden Eheleute viel mehr auf gegenseitigen ernsthaften Beistand angewiesen sind und darauf rechnen, als bei euch, ist sie es auch in diesem Falle. Weitere Gründe liegen nicht zu tief. Nach meiner festen Ueberzeugung aber ist das Eheglück am Sichersten gegründet, wenn — bei herzlicher Liebe — auch die Vermögensverhältnisse der Gatten einander gleich sind. Und bei unsern Kindern — auch das hinzurechnet, was sie dereinst von uns Alten noch dazu erhalten — sind sie's nun fast ganz, nachdem ich den Proceß verloren. Das war schon ein Grund warum ich das achte Gewende gern los sein wollte. Aber dann, Herr Doctor! hätte ich es meiner Tochter mitgegeben als ihr Eigenthum und hätte der alte Stör und am Ende auch sein Sohn geglaubt, es sei das ihrige, wäre denn dieser Zustand ein ehrlicher Friede gewesen? Wären die Gatten gleich von Anfang an und — wie wir einmal die Sache ansahen — in einem Hauptpunkte so Eins in ihrem Herzen gewesen, wie sie es sein sollten? War nicht zu fürchten, war es nicht wenigstens leicht denkbar, daß doch meine Tochter einmal, wenn auch vielleicht nach Jahren, hierüber ein kränkendes Wort vernehmen mußte? Und wäre denn ein solcher Vorwurf ihr weniger bitter gewesen, weil er zugleich auch gegen ihren Vater, gegen ihre Mutter, die Anklage der Unredlichkeit enthalten hätte? War es also nicht etwa meine Pflicht, sie, mein einziges, liebes Kind, dagegen zu schützen, da ich es vermochte? Aber auch dem guten Fritz mußte ich es zu Liebe thun. Meine Tochter — wir stehen Alle in Gottes Hand — kann sterben. Ihr Erbe, darunter das achte Gewende, wäre leichtlich den Kindern zugetheilt worden. Fritz heirathet wieder. Könnte nicht, ja würde nicht die zweite Frau mit scheelen Augen auf jenes blicken, das ihr und ihren Kindern, wie sie ja Alle meinen, eigentlich mit angehören sollte? Wie sollte ich das Alles nun verhüten? Sollte ich das Gewende dem alten Stör schenken? Er denkt ja, es gehört mit Rechten sein und würde es nimmermehr als ein Geschenk angesehen haben. Nein, ich habe ihn gezwungen, sein vermeintliches Recht zu erweisen. Und er hat es gethan, wie er es sollte, obschon — er lächelte ganz behaglich — Sie mir die ganze Sache bald verdorben d. h. den Proceß gewonnen hätten. Ja, Herr Doctor, hätte ich gewonnen, Stör hätte es nicht verwunden und mein Kind hätte ihr Leben vertrauern oder, was Gott verhüte, auf Eines Tod lauern müssen. Der Sieg aber macht das Herz fröhlich und zur Gnade geneigt gegen den Besiegten. Des-

halb war ich auch meiner Sache gewiß, als ich noch warm von dem Heimritt aus dem Schwörungstermine zu ihm ging und sagte: Alter Stör, ich sollte schwören und ich kann's nicht; darum ist die Sache nun aus und Du hast gewonnen. Wollen wir deshalb nun länger Feinde sein, da Alles richtig ist zwischen uns? Ich gebe der Kösel statt des achten nun das fünfzehnte und wird's deshalb ein schlechteres Pärchen geben? Der alte Stör schlug sehr gnädig und mit einem gar pfliffigen Lächeln ein, denn er hat die Kinder von Herzen lieb und gönnte auch mir in seinem Innersten die Freude, die ich, nach seinem Glauben, an den Proceß gehabt hatte, obschon ich dabei manchen Streitteufel und manchen Proceßhans mit hinunterschlucken mußte. Das aber war mir das Mal eine wahre innerliche Freude. Hatte ich doch das mürrische und verächtliche Ausweichen meiner Nachbarn, die Sticheleien meiner Kameraden, die sauren Blicke und Seufzer meiner Alten und auch meines armen Nöschens bittere Thränen hinabgewürgt, ohne zu mucken und ohne zu wanzen von dem, was recht war, obgleich mir's, bei Gott, manches Mal schwer genug angekommen ist. — Sind Sie nun noch böse auf mich, wie auch Sie doch zeither ein Bischen gewesen? Nun, so trinken Sie mit mir ein Glas, Herr Doctor, auf den verlorenen Proceß!"

Und ich trank ein volles Glas mit ihm und mit der Brautmutter, die eben zurückkam und ihrem „Vater“ einen zärtlichen Erinnerungskuß mit um so achtungswertherem Erröthen gab, als es auf vierzigjährigen Wangen erglühete, ein bis zum Rande volles dergleichen:

„auf den Proceßsüchtigen!“

Alter, ehrlicher Wachtmeister, der du nun schon lange den ewigen Frieden hast, eine deiner Befürchtungen wenigstens, der Thatsache nach, zum Mindesten, war ungegründet. Lange Jahre sind seitdem verfloßen, meine damals noch schwarzen Haare sind weiß geworden, aber noch blühet dein Nöschen inmitten von vielen Köseleins und auch manches Fritzchen, seitdem zum stämmigen Fritzgen geworden, hat ihr, wenn auch die feinsten Blätter, so doch nicht den Glanz und den süßen Duft zu rauben vermocht, den jedes fromme und pflichtgetreue Weib, trotz Herbst- und Winterstürmen, zum Segen der Ihrigen eigen behält. Hoch in Ehren hält sie der nun auch ergraucte, doch immer noch rüstige Excorporal und fern wäre ihm, fern, wie jedes unfreundliche Wort seiner Ehe geblieben, gewiß der Gedanke an „eine Zweite,“ wenn sein Nöschen berufen würde, im Paradiese zu blühen.

Daß aber diese Ehe so geworden, wie sie gewesen und wohl bleiben wird, daß die Gatten noch jetzt immerdar Eins sind, hat hierzu die Sorge Michaels, von allem Anbeginn jeden Keim zur Trennung oder auch nur Auflockerung des heiligsten Bandes auf Erden auszurotten,

hat diese treue Sorge etwas dazu beigetragen oder nicht? Hast du Recht gehabt, alter Vater? Du siehst es klar! Ich maße mir hienieden eine Entscheidung nicht an.

Erzählung eines Arztes.

Nach dem Französischen*).

„Mein Gott! was giebt es?“ riefen gleichzeitig mehrere Personen aus, die sich in dem Speisesaale des Schlosses Burey befanden.

Die Gräfin von Moncar hatte nach dem Tode eines weit entfernten und nicht sehr beweinten Verwandten ein altes Schloß geerbt, das sie nicht kannte, ob es gleich nur funfzehn Stunden von dem Landgute lag, welches sie im Sommer bewohnte. Sie war eine der elegantesten, fast eine der schönsten Frauen von Paris und liebte das Landleben nicht eben sehr. Wenn sie im Mai Paris verließ, nach dem sie im Anfange des Octobers zurückkehrte, nahm sie nach Morvan einige Gefährtinnen ihrer Winterfreunden und einige junge Herren mit, die zu ihren eifrigsten Tänzern gehört hatten. Die Frau von Moncar war an einen weit ältern Mann verheirathet und wenn sie auch die große Freiheit nicht gerade mißbrauchte, welche er ihr ließ, so war sie doch grazios kokett, erfreute sich an geringfügigen Dingen, wie an einem Complimente, an einem Schmeichelworte, an einem kleinen Siege, liebte den Tanz um des Vergnügens willen, sich schön zu machen und liebte die Liebe, die sie in den Herzen der jungen Herren weckte, weil sie gern die Blumen aufheben sah, die sie aus ihrem Bouquet verlor. Wenn ihr ernste Verwandte Vorstellungen dagegen machten, pflegte sie zu antworten: „Mein Gott, so laßt mich doch lachen und das Leben von der heitern Seite fassen; das ist weit minder gefährlich, als wenn man in seiner Einsamkeit bleibt und die Schläge seines Herzens zählt. Ich weiß nicht einmal, ob ich ein Herz habe.“ — Die Gräfin von Moncar wußte wirklich nicht, wie sie damit daran war und sie hielt es für wichtig, diesen Punkt ihr ganzes Leben hindurch zweifelhaft zu lassen; deshalb nahm sie sich auch keine Zeit darüber nachzudenken.

Eines Morgens nun, an einem schönen Septembertage, brach sie mit ihren Gästen auf, um das unbekanntes Schloß zu besuchen und einen Tag dort zu verbringen. Ein Seitenweg, der gut fahrbar sein sollte, konnte die Entfernung auf zwölf Stunden verringern. Aber der Weg war in dem entseghlichsten Zustande; in dem Walde verirrete man sich; ein Wagen zerbrach, und erst Nachmittags kamen die Reisenden ermüdet und von den malerischen Schönhei-

ten der Landschaft nicht eben entzückt, in dem Schlosse Burey an, dessen Aussehen sie auch nicht über die langweilige Fahrt trösten sollte.

Es war eine große schwarze Gebäudemasse. Vor den Treppenstufen stieg ein völlig vernachlässigter Küchengarten in Terrassen abwärts, denn das Schloß lag an einem bewaldeten Berge und hatte keinen ebenen Boden um sich her; Berge engten es von allen Seiten ein und die Bäume, welche unter den Felsen wuchsen, hatten ein düstres Grün, welches das Auge nicht erfreute. Die Vernachlässigung steigerte die rauhe Natur noch und die Frau von Moncar blieb in höchst unangenehmer Ueberraschung an der Schwelle des alten Schlosses stehen.

„Das sieht gar nicht wie eine Lustpartie aus,“ sagte sie, „und der Anblick des schauerlichen Ortes könnte Einem Thränen entlocken. Gleichwohl sind da hohe Bäume, gewaltige Felsenmassen, ein brausender Wildbach; es liegt vielleicht eine gewisse Schönheit darin, aber es ist Alles ernster als ich,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Wir wollen indes hineingehen und sehen wie es drinnen ausfieht.“

„Ja,“ antworteten die hungerigen Gäste, „wir wollen zusehen, ob der Koch, der gestern vorausreiste, glücklicher angelangt ist als wir.“

Man erhielt auch bald die tröstliche Gewißheit, daß sehr bald ein reichliches Frühstück aufgetragen werden würde und bis dies geschah, durchwanderte man das Schloß. Die alten Meubles, die mit abgenutzten Zeugen überzogen waren, die Stühle, welche nur drei Beine hatten, die wackelnden Tische und die Misttöne eines seit zwanzig Jahren vernachlässigten Pianos gaben Veranlassung zu tausend Scherzen und die Heiterkeit kehrte zurück. Man kam überein, über die Unannehmlichkeiten des sehr uncomfortablen Aufenthaltes zu lachen. Uebrigens war ja auch für die junge und müßige Gesellschaft dieser Vorfall ein Ereigniß, eine fast gefährliche Reise und das Ungewöhnliche fing an der Phantastie zu schmeicheln. Man hatte in dem großen Kamine des Salons Feuer anmachen lassen, da aber der Rauch eigensinnig den Schornstein mied und sich in dem Zimmer verbreitete, so flohen Alle in den Garten hinaus. Das Aussehen desselben war seltsam genug; auf den Steinbänken wuchs Moos und zwischen den Steinen der zum größten Theile eingestürzten Terrassenmauern hatte sich allerlei Unkraut angeseidet, das bald kerkengerade emporstand, bald wie biegsame Ranken hinunterhing; die Wege waren überraset; auf den Beeten hatten sich die wilden Blumen eingefunden, die überall da wuchsen, wo der Himmel einen Tropfen Regen und einen Sonnenblick fallen läßt; die weiße Binde umschlang und erstickte die Rosensträucher; die wilde Maulbeere mischte sich unter die rothen Johannisbeeren; Farnkraut, Münze und Disteln wuchsen neben einigen ver-gessenen Lilien. Als die Reisenden in den Garten traten, entflohen tausend kleine Thiere, erschreckt durch dieses ungewöhnliche Geräusch, unter das Gras und die Vögel flat-

*) Von der Verf. der reizenden Erzählung „Ergebung“, die wir im Juni 1843 mittheilten. D.

terten ängstlich von Zweig zu Zweig. Der Haushofmeister, der lange vergebens an allen Wänden des Schlosses gesucht hatte, um eine Glocke zu finden, die weit hin schalle, mußte sich endlich entschließen, von der Vortreppe herab laut auszurufen, daß das Frühstück bereit sei. Man begab sich lustig zur Tafel und vergaß da das alte Schloß wie die Einöde, in welcher es sich befand und die Traurigkeit, die da herrschte. Alle sprachen zu gleicher Zeit und man trank auf das Wohl der Frau vom Hause oder vielmehr der Fee, deren Gegenwart allein hingereicht habe, aus dem alten verfallenen Gebäude einen Zauberpalast zu machen. Plötzlich wendeten sich aller Augen nach den Fenstern des Speisesaales und man rief:

„Mein Gott, was giebt es?“

Vor den Fenstern des Schlosses sah man einen kleinen Korbwagen mit sehr hohen Rädern vorbeifahren und anhalten. Es zog ihn ein kleiner Schimmel, dessen Augen von der Gabelbeißel bedroht zu werden schienen, da diese immer nach dem Himmel empor wies. Das Verdeck des Wagens reichte so weit vor, daß man nur zwei Arme in blauen Blousenärmeln und eine Peitsche sah.

„Meine Damen,“ sagte endlich die Frau von Moncar, „ich habe vergessen Ihnen mitzutheilen, daß ich den Arzt des Dorfes, einen alten Mann, welcher der Familie meines Oheims Dienste geleistet hat und den ich einige Male sah, zum Frühstück einladen mußte. Erschrecken Sie vor diesem neuen Gaste nicht; er ist sehr schweigsam. Nach einigen artigen Worten können wir seine Anwesenheit völlig unbeachtet lassen und überdies bleibt er wahrscheinlich nicht lange.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Zimmers geöffnet und der Doctor Barnabé trat ein, ein sehr hagerer kleiner alter Mann mit ruhigen milden Zügen. Sein weißes Haar war hinten am Kopfe zusammengebunden und bildete einen Bopf nach der sonstigen Mode. Auf seinen Schläfen und seiner runzeligen Stirn lag ein wenig Puder. Er trug einen schwarzen Frack und kurze Beinkleider mit stählernen Schnallen. Auf einem Arme lag ein mit flohbraunem Taffet gefütterter Rock und in der andern Hand hielt er einen großen Stock und den Hut. Man sah es ihm an, daß er an diesem Tage besondere Sorgfalt auf seine Toilette gewendet hatte, aber die schwarzen Strümpfe und der Frack des Doctors waren sehr beschmutzt, als wenn der arme alte Mann in einen Graben gefallen wäre. Er blieb in der Thüre stehen und schien sich zu wundern, eine so zahlreiche Gesellschaft zu finden. Es zeigte sich in seinem Gesicht einige Verlegenheit, dann sammelte er sich aber und grüßte stumm. Die Anwesenden hatten große Lust zu lachen und es gelang mit Mühe einen lauten Ausbruch zu verhindern. Nur die Frau vom Hause, welche gegen die Artigkeit nicht verstoßen durfte, blieb ganz ernst.

„Aber, mein Gott, Doctor, sind Sie umgeworfen worden?“ fragte sie.

Ehe der Doctor Barnabé antwortete, betrachtete er die jungen Leute umher, denn die Lachlust, die auf allen Gesichtern lag, konnte ihm nicht entgehen, wie er auch errathen mußte, daß er sie hervorgerufen habe. Gleichwohl antwortete er vollkommen gelassen:

„Ich bin nicht umgeworfen worden. Ein armer Fuhrmann war unter die Räder seines Wagens gekommen; ich hob ihn auf.“

Dann trat der Doctor zu dem Stuhle an der Tafel, welcher leer geblieben war. Er nahm die Serviette, schlug sie auseinander, steckte den einen Zipfel durch ein Knopfloch seines Fracks und breitete das Uebrige auf seiner Brust und auf seinen Knien aus. Die Anwesenden fühlten sich von neuem zum Lachen gereizt und einiges Bisseln unterbrach die Stille. Der Doctor aber schlug die Augen nicht auf und vielleicht sah er nichts.

„Giebt es viele Kranke im Dorfe?“ fragte Frau von Moncar, während man dem neuen Gaste Speisen reichte.

„Ach ja, gnädige Frau, viele.“

„Die Gegend ist also ungesund?“

„Ach nein, gnädige Frau.“

„Woher dann die vielen Krankheiten?“

„Von der Sonnenglut in der Erntezeit und von der Kälte und Nässe im Winter.“

Einer der Gäste, der sich sehr ernst stellte, mischte sich in das Gespräch und sagte:

„In diesem Falle ist man in dieser gesunden Gegend das ganze Jahr über krank?“

Der Doctor schlug seine kleinen grauen Augen zu dem Fragenden auf, zögerte und schien eine Antwort zu suchen oder zurückzuhalten. Frau von Moncar fiel freundlich ein:

„Ich weiß, Herr Doctor, daß Sie hier die Vorsehung aller Leidenden sind.“

„Sie sind zu gütig!“ antwortete der alte Arzt und schien sich ganz mit seinem Tellerinhalte zu beschäftigen.

Man ließ den Doctor in Frieden und die Unterhaltung nahm ungestört ihren weiteren Verlauf.

(Fortsetzung folgt.)



Erzählung eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Blicke zufällig auf den ruhigen alten Mann fielen, mischte man einen leichten Spott über ihn mit ein, der, wie man meinte, unter den andern Worten von dem nicht bemerkt werden würde, welchen er betraf. Damit soll nicht gesagt sein, daß die jungen Herren und Damen nicht immer artig und gutmüthig gewesen wären, aber an diesem Tage hatte die Reise, das Frühstück, ihr Beisammensein, das Lachen, in welches man einmal hineingekommen war, eine rücksichtslose Heiterkeit und eine ansteckende Neckerei herbeigeführt, welche sie unbarmherzig gegen das Opfer machte, das ihnen der Zufall entgegengebracht hatte. Der Doctor schien ganz ruhig zu essen, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne aufzuhören, ohne ein Wort zu sagen; man hielt ihn deshalb für taub und stumm.

Als man vom Frühstück aufstand, trat der Doctor Barnabé einige Schritte zurück und ließ jeden Herrn die Dame wählen, welche er in den Salon zurückzuführen wünschte. Eine Freundin der Frau von Moncar blieb allein zurück und ihr bot der Doctor schüchtern den Arm. Die Finger der jungen Dame wurden von denen des alten Mannes kaum berührt, der gemessenen Schrittes nach dem Salon zu ging. Dieses Eintreten erregte neues Lächeln, aber es zeigte sich auf der Stirn des Dorfdoctors kein Wölkchen und so erklärte man ihn endlich auch für blind. Nachdem Barnabé von seiner Dame sich entfernt hatte, suchte er den kleinsten und bescheidensten Stuhl auf, schob ihn bei Seite, weit weg von allen übrigen, setzte sich darauf, nahm seinen Stock zwischen die Kniee, legte die Hände auf dessen Knöpfe über einander und stützte das Kinn auf die Hände. In dieser nachdenklichen Stellung saß er schweigend da und von Zeit zu Zeit schlossen sich sogar seine Augen, als wenn ein süßer Schummer sich seiner bemächtigte, den er weder rufe noch zurückweise.

„Frau von Moncar,“ sagte Einer aus der Gesellschaft, „Sie haben doch hoffentlich nicht die Absicht, diese Schloßtrümmer in dieser Wildniß zu bewohnen?“

„Nein, wahrhaftig nicht, das ist nicht meine Absicht; aber es giebt da viel Hochwild und mein Mann könnte wohl versucht werden zur Jagdzeit daher zu kommen und einige Wochen im Herbst da zuzubringen.“

„Sie müssen dann niederreißen, wieder bauen, aufräumen, ausroden.“

„Wir wollen gleich einen Plan entwerfen,“ rief die junge Gräfin aus; „kommen Sie hinaus; wir wollen zusehen, wie sich der Garten am schönsten anlegen ließe.“

Das Schicksal schien es aber beschlossen zu haben, daß diese Lustpartie in allen Theilen verunglücke, denn in demselben Augenblicke begann eine dicke Wolke sich zu entleeren und goß einen Strom von Regen herab. Die Gesellschaft konnte also das Zimmer nicht verlassen.

„Mein Gott, was fangen wir an?“ fragte die Frau von Moncar. „Die Pferde müssen noch mehrere Stunden ausruhen und allem Anscheine nach regnet es lange. Das Gras ist so naß, daß wir vor zwei Tagen keinen Tritt hinaus werden gehen können und alle Saiten des Piano sind zersprungen. In einem Umkreise von zehn Stunden ist kein Buch aufzutreiben. Hier im Saale ist es kalt und schauerlich, was wird aus uns werden?“

Die Gesellschaft verlor wirklich immer mehr und mehr von ihrer Heiterkeit. An die Stelle des Lachens und Zischelns trat die Stille. Man stellte sich an die Fenster und sah nach dem Himmel, aber der Himmel blieb dunkel und bewölkt. Jede Hoffnung auf einen Spaziergang schwand. Man setzte sich so gut es gehen wollte auf die alten Stühle und versuchte die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, aber die Gedanken bedürfen, wie die Blumen, etwas Sonne um sich zu entfalten und bleiben verschlossen, wenn der Himmel trübe ist. Alle die jugendlichen Häupter schienen sich im Sturme zu neigen wie die Pappeln im Garten, die sich im Winde hin und her wiegten. So verging trübseelig eine Stunde.

Die Frau vom Hause, welche das Nichtgelingen ihrer Lustpartie ziemlich verstimmt hatte, stützte sich auf eine Fensterbrüstung und blickte auf die Landschaft hinaus.

„Dort auf dem Hügel steht ein kleines weißes Haus; das werde ich niederreißen lassen, denn es hemmt die Aussicht.“

„Das weiße Haus?“ fiel der Doctor alsbald ein, der eine ganze Stunde lang schweigend und fast unbeweglich auf seinem Stuhle gesessen hatte. Er wäre deshalb auch beinahe vergessen worden und es wendeten sich jetzt alle Blicke auf ihn.

„Welchen Antheil nehmen Sie an diesem Hause, Doctor?“ fragte die Gräfin.

„Vergessen Sie was ich gesagt habe,“ entgegnete er. „Es wird doch niedergerissen, wenn Sie es wünschen.“

„Aber warum würden Sie dies nicht gern sehen?“

„Weil es von Personen bewohnt wurde, die ich liebe und . . .“

„Die wieder daher kommen wollen, Doctor?“

„Sie sind lange schon todt, todt als ich noch jung war.“

Und der Alte blickte traurig nach dem weißen Häuschen hin, das am Hügel unter Wald stand wie ein Schilderhäuschen im Grase.

Es trat eine kurze Pause ein.

„Gnädige Frau,“ sagte Einer der Gäste leise zu der Gräfin von Moncar, „darin liegt etwas Geheimnißvolles. Sehen Sie nur, wie betrübt unser Aesculap geworden ist. Es hat sich dort ein Drama entwickelt, vielleicht ein Liebesabentheuer. Fordern Sie doch den Doctor auf, uns die Sache zu erzählen.“

„Ja, ja,“ flüsterte man von allen Seiten, „eine Geschichte, eine Geschichte! Und wenn es ihr an Interesse mangelt, können wir uns doch gewiß über die Beredsamkeit des Doctors freuen.“

„Das nicht, meine Herren,“ entgegnete die Gräfin von Moncar; „wenn ich den Doctor Barnabé bitte, uns die Geschichte des weißen Häuschens zu erzählen, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Niemand lacht.“

Nachdem alle versprochen hatten, ernsthaft und artig zu sein, trat die Frau von Moncar zu dem Doctor Barnabé und sagte:

„Ich sehe, es knüpft sich an dieses Haus irgend eine Erinnerung, die Ihnen werthvoll geblieben ist. Wollen Sie uns dieselbe mittheilen? Es würde mir leid thun, Ihnen einen Schmerz zu bereiten, wenn ich Ihnen denselben ersparen könnte. Ich werde Ihnen das Häuschen lassen, wenn Sie mir sagen, warum Sie es lieben.“

Der Doctor Barnabé schien verlegen zu werden und schwieg; die Gräfin aber fuhr fort:

„Lieber Doctor, Sie sehen, welches schlechte Wetter wir haben und wie traurig und trübselig alles ist. Sie sind der Älteste von uns, erzählen Sie uns eine Geschichte, damit wir den Regen, den Nebel und die Kälte vergessen.“

Barnabé sah die Gräfin verwundert an.

„Es ist das keine Geschichte,“ sagte er; „was in dem weißen Hause geschah, ist ganz einfach und hat nur für mich Interesse, da ich die jungen Leute liebe; Fremde können dies nicht eine Geschichte nennen. Und dann kann ich auch weder erzählen noch lange sprechen, wenn man mir zuhört. Auch ist das, was ich zu sagen hätte, recht traurig und Sie haben eine Geschichte gewünscht, um sich angenehm zu unterhalten.“

Der Doctor stützte von neuem sein Kinn auf den Stock.

„Lieber Doctor,“ entgegnete die Frau von Moncar, „das weiße Haus bleibt stehen, wenn Sie mir sagen, warum Sie es lieben.“

Der Alte schien bewegt zu sein; er legte bald das rechte Bein über das linke, bald das linke über das rechte, suchte seine Tabaksdose, steckte sie dann, ohne sie geöffnet zu haben, wieder ein, sah die Gräfin an und sagte:

„Sie werden es wirklich nicht niederreißen lassen?“

(Fortsetzung folgt.)

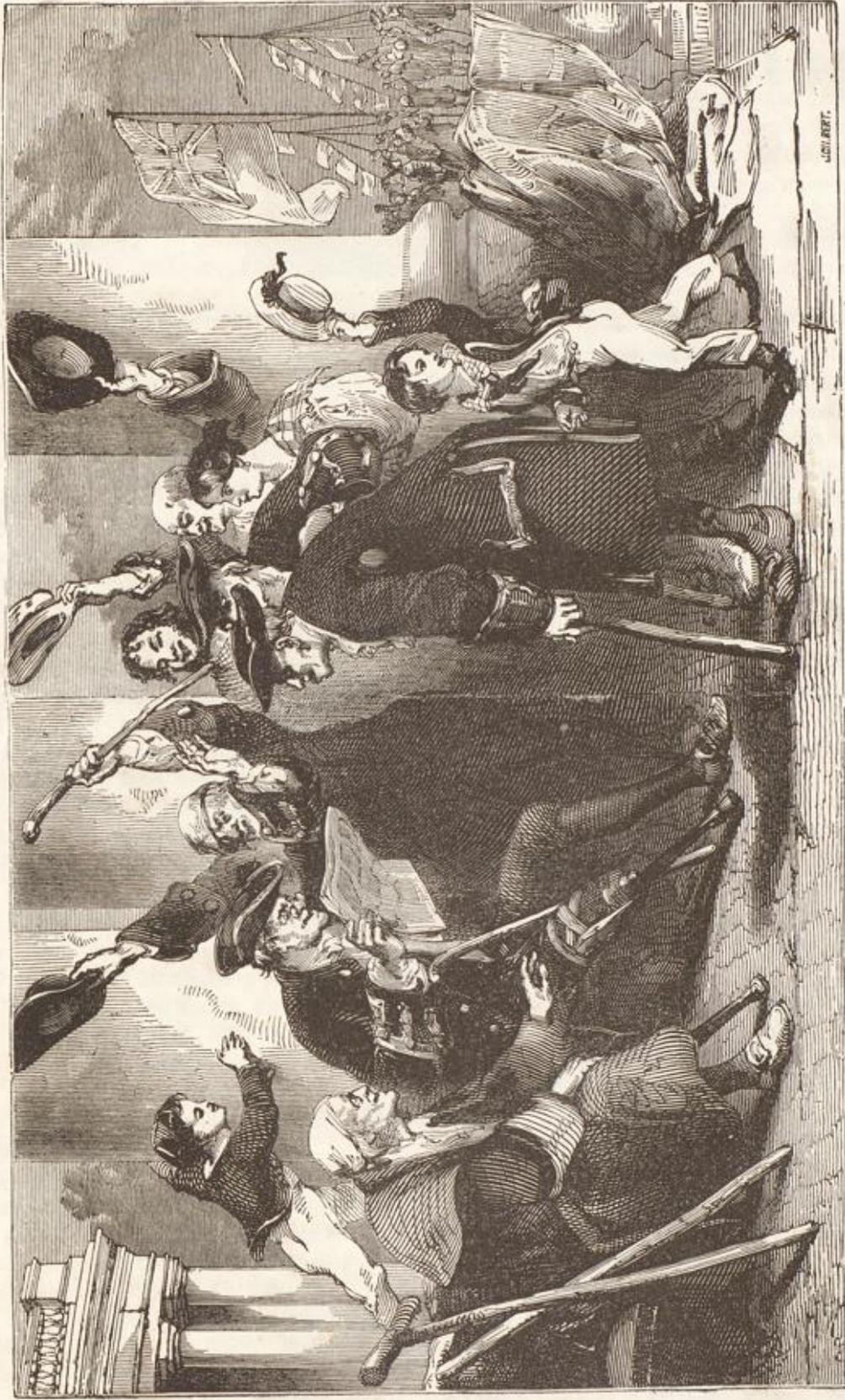
Invaliden in Greenwich lesen die Nachricht von der Schlacht bei Trafalgar.

(Zu dem Holzschnitte.)

„Still, Ihr alle!“ rief Einer unter den Invaliden in dem prächtigen Hospitale für alte und verstümmelte englische Seeleute aus, als er in der Zeitung, welche er seinen Kameraden vorlas, an den ersten Bericht über die gewaltige Seeschlacht gelangte, in welcher der Held Nelson die französische Flotte bei Trafalgar vollständig geschlagen hatte. „Still, da folgt der Brief Lord Collingwoods über die Schlacht!“ Und die tiefste Stille trat ein; alle hörten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Vorleser an, während die Augen der alten Kämpfer unter Thränen funkelten. Der Vorlesende mußte oftmals innehalten, denn die Thränen der Freude und des Schmerzes verdunkelten sein Augenlicht, so daß er die Buchstaben vor sich nicht erkennen konnte. Er hatte selbst in mancher hitzigen Schlacht unter Nelson gedient, der nun bei Trafalgar den Heldentod gestorben war. „Er hat einen schönen Tod gefunden,“ sagte er, „ich möchte aber doch wünschen, er hätte noch länger gelebt, damit der Lord Ober-Admiral geworden wäre.“

„Er wird Lord Ober-Admiral unter den himmlischen Heerschaaren werden,“ fiel ein Anderer ein, „so gewiß er in den Himmel gekommen ist!“

Und die Alten jubelten von neuem wie die Kinder über den glänzenden Sieg, den die britische Tapferkeit erfochten.



Die Invaliden in Greenwich-Hospital lesen den ersten Bericht über die Schlacht von Trafalgar.





Erzählung

eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

„Ich verspreche es Ihnen.“

„So sei es; ich will es um der Armen willen thun; ich rette damit das Haus, wo sie glücklich gewesen sind.“

„Meine Damen,“ fuhr der alte Mann dann fort, „ich kann nicht schön sprechen, glaube aber, daß auch der Ungeübteste sich verständlich zu machen vermag, wenn er erzählt was er gesehen hat. Die Geschichte ist nicht heiter, das muß ich Ihnen voraus sagen. Man ruft einen Musiker, wenn man singen und tanzen will, den Arzt aber ruft man, wenn man leidet und dem Tode nahe ist.“

Es bildete sich ein Kreis um den Doctor Barnabé, welcher beide Hände auf den Stockknopf legte und ruhig die nachstehende Erzählung mitten unter den Zuhörern begann, die über ihn zu lächeln sich vornahmen:

Es ist schon lange her, denn es geschah als ich noch jung war. Auch ich bin einmal jung gewesen; die Jugend ist ein Reichthum, der Jedermann gehört, den Glücklichen und den Unglücklichen, den Reichen und den Armen, aber er bleibt in Niemandes Hand. Ich hatte mein Examen bestanden, war Doctor geworden und kehrte in der Ueberzeugung, daß nun durch meine Vermittelung weit weniger Menschen sterben würden, in mein Heimathsdorf zurück, um da mein Talent zu üben.

Das Dorf liegt nicht weit von hier. Von dem Fensterchen meiner Stube aus sah ich das weiße Haus dort von der andern Seite. Sie freilich würden mein Dörfchen nicht für schön halten; für mich aber war es prächtig; ich war da geboren worden und ich liebte es. Jedermann steht die Dinge, welche er liebt, nach seiner Art an und richtet sich ein, sie immer zu lieben. Gott gestattet, daß man bisweilen etwas blind ist, denn er weiß wohl, daß es nicht immer viel nützt, wenn man hienieden überall hell sieht. Die Gegend kam mir also lachend und belebt vor und ich konnte da glücklich leben. Nur das weiße Haus fiel mir unangenehm in die Augen so oft ich dahin blickte,

denn es war immer verschlossen, still, traurig, wie verlassen. Ich hatte seine Fenster nie sich öffnen und schließen und nie Jemanden in den Garten hineintreten sehen. Ihr Herr Oheim, der mit einem Häuschen neben seinem Schlosse nichts anzufangen wußte, suchte es zu vermieten, aber der Preis, den er dafür verlangte, war etwas hoch und unter uns war Niemand reich genug, ihn bezahlen und so das Häuschen bewohnen zu können. Es blieb deshalb leer, während man im Dorfe an jedem Fenster zwei oder drei Kinder erblickte, die auf die Straße herausfahen, sobald die Hunde bei dem geringsten Geräusche zu bellen anfingen. Eines Morgens jedoch, als ich erwachte, wunderte ich mich nicht wenig, eine große Leiter an der Mauer des weißen Häuschens zu erblicken. Ein Mann strich die Fensterladen grün an, eine Magd scheuerte die Zimmer und ein Gärtner arbeitete in dem Garten.

Desto besser! dachte ich bei mir; ein gutes Dach, wie dies, das Niemanden birgt, ist ein verlorenes Gut.

Ich sah von Tage zu Tage das Haus ein anderes Ansehen erhalten. Seine kahlen Wände verschwanden hinter Blumen, die man sorgsam und zierlich aufstellte; vor dem Eingange wurde ein Blumenbeet angelegt; die Gänge im Garten, die das Unkraut überwuchert hatte, wurden mit frischem Sande überschüttet und schneeweißer Muslin glänzte in der Sonne, wenn sie auf die Fenster schien. An einem Tage endlich fuhr ein Reisewagen durch das Dorf und hielt an dem kleinen Hause an. Wer waren die Fremden? Das wußte Niemand, aber Jedermann im Dorfe wünschte es zu wissen. Lange erfuhr man nichts von dem, was in jener Wohnung vorging; man sah nur die Rosen da blühen und den Rasen grünen. Wie viel wurde über dieses Geheimniß gesprochen! Bald sollten Abenteuerer sich da verbergen, bald sollte es ein junger Mann mit seiner Geliebten bewohnen, kurz man errieth Alles, nur die Wahrheit nicht. Die Wahrheit ist ja so einfach, daß man meist nicht an sie denkt und hat sich der Geist einmal geregt, so sucht er rechts und links, sieht aber nie gerade vor sich. Ich bekümmerte mich wenig darum. Was liegt mir daran? dachte ich, es sind Menschen, folglich werden sie der Krankheit nicht lange entgehen und dann wird man mich rufen. Ich wartete also geduldig.

Eines Morgens sagte man mir denn auch wirklich, Herr William Meredith lasse mich ersuchen zu ihm zu kommen. Ich zog meine beste damalige Kleidung an, suchte mein Gesicht in die für meinen Stand passenden ernstesten Falten zu legen und schritt, nicht wenig stolz auf meine Wichtigkeit, durch das ganze Dorf. Wie viele beneideten mich an diesem Tage! Man trat vor die Thüren, um mich vorübergehen zu sehen. „Er geht in's weiße Haus!“ flüsterete man und ich ging langsam, damit man nicht glaube, auch mich treibe gemeine Neugierde; ich grüßte meine Nachbarn und Bekannten und sagte: „jetzt kann ich nicht mit Euch plaudern; ich habe Geschäfte.“ So kam ich endlich oben auf dem Hügel an.

Als ich in das geheimnißvolle Häuschen eintrat, erfreute mich der Anblick dessen, was ich sah; alles war einfach und elegant. Der schönste Schmuck des Zimmers, in welches ich geführt worden, waren Blumen, die man so künstlich aufgestellt und geordnet hatte, daß selbst Gold das Gemach nicht mehr hätte schmücken können. Das Licht wurde durch die Vorhänge an den Fenstern gemildert; die Luft war erfüllt von dem Dufte der Blumen und ein Mädchen oder eine junge Frau, die auf dem Sofa saß, weiß und frisch wie alles umher, empfing mich mit Lächeln. Ein schöner junger Mann, der neben ihr auf einem Sessel gesessen hatte, stand auf, als ich eintrat.

„Herr Doctor,“ sagte er mit auffallend fremdem Accente, „man spricht hier soviel von Ihrer Kunst und Wissenschaft, daß ich einen hochbefahrten Mann eintreten zu sehen erwartete.“

„Ich bin von der Verantwortlichkeit und Wichtigkeit meines Standes durchdrungen,“ antwortete ich, „und Sie können mir wohl Vertrauen schenken.“

„Ich empfehle Ihnen meine Frau, deren jetziger Zustand Rath und Vorsicht erfordert. Sie ist sehr weit von hier geboren und hat ihre Familie und Freunde verlassen, um mir zu folgen. Ich habe sie zu pflegen nur meine Liebe, aber gar keine Erfahrung. Deshalb rechne ich auf Sie, Herr Doctor. Bewahren Sie die Frau vor allem Schmerz, wenn es möglich ist.“

Bei diesen Worten richtete der junge Mann auf seine Frau einen so liebevollen Blick, daß die blauen Augen der Fremden von Thränen der Dankbarkeit glänzten. Sie ließ das kleine Kindermädchen fallen, das sie stützte und ihre beiden Hände drückten die Hand ihres Gatten.

Ich sah Beide an und hätte wohl ihr Schicksal beneidenswerth halten sollen; aber ich weiß nicht, es beschlich mich ein Gefühl der Traurigkeit, ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte, warum. Ich habe freilich oftmals Leute weinen sehen, von denen ich sagte: wie glücklich sind sie! Jetzt sah ich William Meredith und seine Frau lächeln und ich dachte bei mir, sie möchten wohl Kummer haben. Ich setzte mich neben meiner schönen Leidenden nieder. Nie-

habe ich etwas so Reizendes gesehen, als ihr liebliches Gesicht mit den langen blonden Locken.

„Wie alt sind Sie, Madame?“

„Siebzehn Jahre.“

„Hat das ferne Land, in dem Sie geboren wurden, ein von dem unserigen sehr verschiedenes Klima?“

„Ich bin in America, in Neu-Orleans geboren. Ach die Sonne ist dort weit schöner als hier!“

Ohne Zweifel fürchtete sie, Sehnsucht ausgedrückt zu haben, denn sie setzte hinzu:

„Aber jedes Land ist schön, wenn man in dem Hause seines geliebten Mannes und bei ihm ist und sein Kind erwartet.“

Ihr Blick suchte das Auge William Merediths und dann sagte sie in einer Sprache, die ich nicht verstand, ihm so sanfte liebe Worte, daß es nur Liebesworte sein konnten.

Nach einem kurzen Besuche entfernte ich mich und versprach bald wieder zu kommen.

Ich kam wieder und nach zwei Monaten war ich fast ein Freund des jungen Paares. Herr und Mad. Meredith waren in ihrem Glücke nicht selbstüchtig geworden, sondern hatten auch Zeit an Andere zu denken. Sie sahen ein, daß der arme Arzt vom Dorfe, der keine andere Gesellschaft hat, als die der Bauern, die Stunde, in welcher er die gebildete Gesellschaftsprache reden hörte, für eine gesegnete halten mußte. So zogen sie mich an sich, erzählten mir ihre Reise und theilten mir endlich mit dem schnellen Vertrauen, das der Jugend eigenthümlich ist, auch ihre Geschichte mit. Die junge Frau nahm das Wort und sagte:

„Herr Doctor, da drüben über dem Meere habe ich einen Vater, Schwestern, eine Familie, Freunde, die ich lange liebte bis zu dem Tage, da ich William lieben lernte; von der Zeit an verschloß ich mein Herz denen, welche meinen Freund zurückwiesen. Der Vater Williams verbot ihm mich zu heirathen, weil er von zu gutem Adel für die Tochter eines amerikanischen Pflanzers sei und mein Vater verbot mir William zu lieben, weil er zu stolz war, seine Tochter einem Manne zu geben, dessen Familie sie nicht liebend aufgenommen haben würde. Man wollte uns trennen, aber wir liebten einander. Wir haben lange gebetet, geweint und die, welchen wir Gehorsam schuldig waren, um Gnade angefleht; sie blieben unbeugsam und wir liebten einander. — Doctor, haben Sie jemals geliebt? Ich wünsche, Sie hätten geliebt, damit Sie nachsichtig gegen uns wären. Wir haben uns im Geheimen trauen lassen und sind nach Frankreich geflohen. Ach, wie schön erschien mir das Meer in den ersten Tagen unserer Liebe! Es nahm ja die beiden Flüchtlinge gastfreundlich auf. Wir haben im Schatten der großen Segel des Schiffes glückliche, selige Tage verlebt, in denen wir von der Verzeihung unserer Familien träumten und uns eine glückliche Zukunft ausmalten. Aber es kam anders. Man wollte uns ver-

folgen und die ehrgeizige Familie Williams benutzte ich weiß nicht welchen Formfehler bei unserer geheimen Trauung, um uns womöglich wieder zu trennen. Wir verbargen uns deshalb in diesen Wäldern und Bergen. Hier leben wir unter einem Namen, der nicht der unsrige ist, unbekannt und unbeachtet. Mein Vater hat nie verziehen, er hat mir — gestuht! Deshalb, Doctor, kann ich nicht immer lächeln, selbst an der Seite meines theuern William.“

Ah und wie liebten sie einander! Ich habe nie eine Seele sich so ganz an eine andere hingeben sehen, als die der Eva Meredith sich an die ihres Mannes hingab. Womit sie sich auch beschäftigen mochte, sie stellte oder setzte sich immer so, daß sie, wenn sie die Augen aufschlug, ihren William sehen konnte. Sie las kein anderes Buch als das, welches er las. Ihr Kopf neigte sich dann auf die Achsel ihres Mannes und ihre Augen folgten den Zeilen, auf denen die Augen Williams ruheten; sie wünschte, daß gleiche Gedanken gleichzeitig in ihnen angeregt würden und wenn ich durch den Garten ging, um zu ihrem Hause zu gelangen, mußte ich unwillkürlich lächeln, so oft ich im Sande die kleinen Fußstapfen Evas neben denen ihres Mannes sah. Ah, meine Damen, wie verschieden ist das einsame alte Haus, das Sie da unten sehen, von der schönen Wohnung meiner jungen Freunde! Welche Blumen bedeckten die Wände! Welche Bouquets standen überall und welche schöne Bücher gab es da mit Geschichten von Liebe, die der ihrigen gleichen! Wie lustig die Vögel um sie sangen! Und wie wohlthuend war es, da zu leben und von denen ein wenig geliebt zu werden, die einander so sehr liebten! Aber man hat auch Recht, wenn man sagt, die glücklichen Tage dauerten auf dieser Erde nicht lange und der liebe Gott gebe immer nur wenig Seligkeit auf einmal.

Eines Morgens kam mir Eva Meredith recht leidend vor. Ich fragte mit der ganzen Theilnahme, die ich für sie fühlte, sie aber sagte plötzlich zu mir:

„Doctor, suchen Sie die Ursache meines Leidens nicht zu weit; befühlen Sie nicht meinen Puls, denn mein Herz schlägt zu stark. Sagen Sie, was Sie wollen, Doctor, meinethwegen, daß ich ein Kind sei, aber ich habe diesen Morgen Kummer. William will mich verlassen; er reiset nach der andern Seite des Gebirges, in die nächste Stadt, um das Geld in Empfang zu nehmen, das man uns gesandt hat.“

„Und wann wird er wieder zurückkommen?“ fragte ich sanft.

Sie lächelte, sie erröthete fast und dann antwortete sie mit einem Blicke, der zu sagen schien, „lachen Sie mich nicht aus: heute Abend.“

Ich mußte trotz des bittenden Blickes lächeln.

In diesem Augenblicke führte ein Diener das Pferd, welches Herr Meredith reiten sollte, an dem Hause vor. Eva stand auf, ging in den Garten hinunter, trat an das

Pferd, streichelte es und legte ihren Kopf an seinen Hals, vielleicht um nicht sehen zu lassen, daß ihr Thränen aus den Augen quollen. William kam dann, schwang sich in den Sattel, richtete sanft den Kopf seiner Frau empor, sah sie liebend an, küßte sie auf die Stirn und sagte zu ihr: „Du bist ein Kind.“

„William,“ entgegnete sie, „wir sind auch noch nie so viele Stunden getrennt gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Künstlerleben.

Die Pariser schwärmen jetzt für einen Harfenspieler fast so fanatisch wie die Berliner vor einigen Jahren für List und selbst ruhige, ernste Kritiker erklären den Virtuosen, Felix Godofroid, für den ersten seines Faches; er soll für die Harfe sein, was Paganini für die Geige war, was Thalberg für das Pianoforte und Servais für das Violoncell ist. Auch hat er sein Instrument vielfach verbessert, namentlich viel stärkere Saiten auf dasselbe gezogen, wodurch der Klang seiner Harfe um das Vierfache verstärkt worden ist.

Das Leben dieses Künstlers war bewegter und abenteuerlicher als das eines Romanhelden von Dumas. Sein Vater, ein ehrlicher Kaufmann in Namur, der alles, bis auf die Ehre, verloren hatte, tröstete sich durch die Musik. Ohne je Unterricht gehabt zu haben, sang und componirte er und spielte fast alle Instrumente. Nach wenigen Jahren hatte er sich wieder ein ansehnliches Vermögen erworben, aber „was ich bei Tage mit der Leier verdient, geht Abends dahin in den Wind, Wind, Wind!“ Er konnte seinen Kindern nichts hinterlassen, machte sie aber wenigstens zu Musikern.

Jules, der Ältere, der vor kurzem gestorben ist, wurde ein bewunderter Harfenvirtuos und machte sich einen geachteten Namen als Componist. Ein Bruder von ihm wurde Tenorist und eine Schwester erste Sängerin an dem Theater zu Douai, wohin ihr der kleine Felix folgte, der mit seinem siebenten Jahre ebenfalls die Bühne betrat. Nachdem er seine Sopranstimme verloren hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück und lernte da in wenigen Monaten das Piano, die Geige, die Harfe und den Bass spielen. Das ermunterte seinen Vater, den Knaben nach Paris zu schicken. Dort fand er ohne Schwierigkeit Aufnahme in dem Conservatorium und erfreute sich des Unterrichtes der ausgezeichnetsten Harfenspieler, wie Nadermanns, Hochs, seines Bruders etc. In seinem funfzehnten Jahre, als er nichts mehr zu lernen hatte, mußte er die Anstalt verlassen und stand nun allein in dem großen Paris. Er besaß ein bewundernswürdiges Talent, verhungerte aber fast, denn seine Familie, die nach allen Weltgegenden zerstreut

war, konnte ihn nicht unterstützen. Er versank so allmählig in grauenhafte Armuth, in das Elend der Chatterton und Gilbert, aller der Dichter und Künstler, die zu stolz sind, um zu betteln, aber auch nicht Geschick oder Glück genug besitzen, sich empor zu arbeiten. Er wollte Lieder componiren, Noten abschreiben, in den Kirchen singen, auf öffentlichen Bällen spielen, — nichts gelang ihm. Er wendete sich an den Portier des Hauses, in welchem er wohnte, und bat denselben, ihm Schüler zuzuführen, denen er für 4 bis 5 Neugroschen die Stunde Unterricht geben wolle.

Der Portier, sonst ein ganz braver Mann, hatte eine Tochter, welche Unterricht im Pianofortspiel erhielt, aber sie hatte bereits ihren Lehrer und weder ihr Vater noch die Tochter trauten Godefroid großes Talent zu. Sie wiesen demnach seine Dienstleistungen ab, doch nahm ihn der Alte, um ihn einigermaßen zu entschädigen, an seinen Tisch. Die Leute lebten in einer Art Wohlstand und der Portier beschäftigte sich in seiner freien Zeit mit Schlosserarbeit. Da Godefroid als Künstler sich nicht nützlich machen konnte, so wollte er seinen Wirth wenigstens bei der Schlosserarbeit unterstützen. Wie oft hat seine Hand, die jetzt der Harfe entzückende Töne entlockt, das Eisen auf dem Ambose geschlagen oder den Blasebalg gezogen! Die Klingeln an dem Hôtel de l'Univers in Paris hat Godefroid angemacht!

Wie sehr er sich aber auch anstrengte, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, ein tiefer Kummer nagte an seinem Herzen und untergrub seine Gesundheit. In dieser Zeit starb überdies sein Bruder und ob er gleich recht wohl fühlte, daß er den Verstorbenen vollkommen würde ersetzen können, so wollte doch Niemand an ihn glauben. Erard, die Vorsehung der Künstler in Paris, glaubte auch an das gewöhnliche Vorurtheil, nach welchem zwei große Talente in einer Familie nicht möglich sein sollen, willigte indeß ein, den jungen Godefroid bei sich zu sehen. Leider schoben Hindernisse anderer Art diesen Besuch hinaus und gefährdeten die Zukunft des Künstlers beinahe für immer; Godefroid besaß nämlich keinen anständigen Anzug, in dem er hätte zu seinem Gönner gehen können.

Mit Gottes und seines Portiers Hülfe ließ er sich endlich einen Anzug und machte sich auf den Weg zu Erard. Man nahm ihn da auf, wie Jedermann in dem gastfreundlichen Hause aufgenommen wird, dann brachte ihm ein Diener eine Harfe und man ersuchte ihn das Instrument zu versuchen. Was damals in der Seele Godefroids vorgegangen sein mag, können nur die begreifen, welche ihr Leben einmal auf einen Würfel gesetzt haben. Er präluirte ziemlich muthig, aber bald begannen seine Hände zu zittern, die Thränen traten ihm in die Augen und er wußte nicht mehr was er that. Die Zuhörer hörten ihm anfangs mit Interesse zu, diesem folgte aber bald Gleich-

giltigkeit und dieser Zerstreung; man fing an leise zu sprechen und kümmerte sich nicht weiter um den Spielenden als daß man von Zeit zu Zeit nach ihm hinsah, ob er nicht bald aufhöre.

In diesem Augenblicke trat Liszt, ein Freund des Hauses, geräuschvoll wie gewöhnlich ein, begrüßte Madame Erard, reichte dem Hausherrn die Hand und sprach vom Regen und schönen Wetter als wenn Godefroid und dessen Harfe gar nicht in der Welt wären.

Der arme Harfenspieler spielte immer weiter und wagte (so schüchtern macht das Unglück) weder aufzuhören, noch um Ruhe zu bitten.

Mit einem Male unterbrach sich Liszt mitten in einem Redefuge, horchte einige Augenblicke aufmerksam zu, sprang auf als schnellte ihn eine Feder empor und rief aus:

„Sie haben da einen wunderbaren Harfenspieler.“

Dann trat er zu Godefroid mit der raschen Vertraulichkeit, die ihm eigen ist und sagte zu ihm: „Lieber Freund, was thun Sie in Paris? Womit beschäftigen Sie sich?“

„Ich arbeite bei einem Schlosser,“ antwortete Godefroid ruhig.

Die Anwesenden sahen einander erstaunt an und glaubten, der arme junge Mann habe den Verstand verloren. Nur Liszt hatte ihn verstanden.

„Wollen Sie mit mir nach London gehen?“ fragte er weiter.

Godefroid wußte nicht was er antworten sollte und sah verlegen von seiner Harfe auf Liszt, von Liszt auf seine Harfe.

„Schlagen Sie ein,“ sagte da Erard; „das Instrument, das Sie so trefflich zu handhaben verstehen, ist Ihr Eigenthum.“

Am andern Tage reiseten Liszt und Godefroid nach London ab. Als man dort die ersten Zettel zum Concerte anschlug, war — aus Zufall oder auf Anordnung von Liszt — der Name Godefroids mit so riesengroßen Buchstaben gedruckt als der des Pianisten. Die Engländer, welche häufig das Talent eines Künstlers nach der Größe der Buchstaben seines Namens messen, strömten herbei und es war dies erste Concert für den armen Harfenvirtuosen eine unbeschreibliche Prüfung, aber auch ein unermesslicher Triumph. Sein Talent blieb hinter der Größe seiner Namensbuchstaben nicht zurück.

Jetzt ist der arme und bescheidene junge Mann, der beinahe Schlosser geworden wäre, unbestritten der größte Harfenvirtuos und er wird von den Parisern, wie bereits erwähnt, fast fanatisch verehrt. Wir werden uns auch gar nicht wundern, wenn die Klingeln im Hôtel de l'Univers, die er anmachte, nächstens von einer reichen Engländerin gekauft und mit Gold aufgewogen werden.



Erzählung eines Arztes.

Nach dem Französischen.
(Fortsetzung.)

Meredith bückte sich zu ihr und küßte nochmals ihr schönes blondes Haar, dann gab er dem Pferde die Sporen und ritt im Galopp davon. Er war gewiß auch etwas bewegt. Nichts steckt ja so leicht an als die Schwäche derer, welche man liebt; Thränen rufen andere Thränen hervor und ich kann es nicht Muth, ich kann es kein edles Herz nennen, wenn Jemand mit trockenen Augen neben einem weinenden Freunde steht.

Ich entfernte mich auch und dachte als ich in meinem Stübchen war, welche Seligkeit doch die Liebe gewähre. Ich fragte mich, ob wohl auch jemals eine Eva meine bescheidene Wohnung theilen würde und dachte gar nicht daran, ob ich auch würdig sei, geliebt zu werden. Wenn man die Leute sieht, die sich einander ganz hingeben, erkennt man ja leicht, daß sie einander nicht um guter Gründe willen und wegen tausenderlei Dinge lieben; sie lieben, weil es für sie ein unabweisliches Bedürfnis ist; sie lieben wegen ihres Herzens, nicht wegen des Herzens eines Andern. Ich wollte also auch eine Seele suchen und finden, welche sich nach Liebe sehnte, wie ich etwa auf meinen Morgengängen eine duftige Blume finden konnte.

So träumte und sann ich, ob es gleich ein recht tadelnswerthes Gefühl ist, wenn man bei dem Anblicke des Glückes Anderer mit Sehnsucht nach dem blickt, das wir selbst nicht haben. Liegt darin nicht etwas Neid? Und wenn man die Freude, das Glück stehlen könnte, wie man Gold stiehlt, würden wir nicht an einen solchen Raub denken?

Der Tag verging und ich hatte mein bescheidenes Abendessen zu mir genommen, als mich Mad. Meredith ersuchen ließ zu ihr zu kommen. Nach fünf Minuten war ich an der Thür des weißen Hauses. Eva war noch allein und saß ohne Arbeit, ohne ein Buch, bleich und zitternd auf einem Sofa. „Kommen Sie, Doctor,“ sagte sie mit ihrer weichen sanften Stimme zu mir; „ich kann nicht

allein bleiben. Sehen Sie nur, wie spät es schon ist! Schon seit zwei Stunden sollte er zurück sein und er bleibt noch immer aus.“

Ich wunderte mich allerdings auch über das lange Ausbleiben des Herrn Meredith, antwortete aber gelassen, um seine Frau zu beruhigen: „Wir können doch nicht wissen, welche Zeit er zu seinen Geschäften in der Stadt braucht. Er hat vielleicht warten müssen; der Notar war vielleicht abwesend. Es sind wohl Actenstücke abzufassen, zu unterzeichnen gewesen.“

„Ich wußte es wohl, Doctor, daß Sie mir einige Trostesworte sagen würden und ich zögerte deshalb auch nicht Sie rufen zu lassen; ich fühlte das Bedürfnis von Jemandem zu hören, daß es unverständlich sei, so zu zittern. Ach Gott, wie lang ist der Tag gewesen! Doctor, giebt es denn Menschen, die allein leben können? Stirbt man nicht sogleich, als wenn man uns die Hälfte der Luft nähme, die wir zum Leben brauchen? — Acht Uhr schlägt es bereits!“ — Es schlug wirklich acht Uhr und ich konnte mir nicht erklären, warum William noch nicht zurück sei. Ich sagte gleichwohl zu seiner Frau: „die Sonne geht ja erst unter; es ist noch hell und wir bekommen einen herrlichen Abend. Kommen Sie heraus und erfreuen Sie sich an Ihren Blumen. Wir wollen nach der Seite hingehen, von wo wir ihn kommen sehen können, so daß Ihr Mann Sie unterwegs findet.“

Sie nahm meinen Arm und ging mit mir nach der Thüre zu, welche den kleinen Garten schloß. Ich bemühte mich ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenstände umher zu richten. Anfangs antwortete sie mir wie ein folgemes Kind, aber ich fühlte wohl, daß ihre Gedanken nicht bei ihren Worten waren. Ihr unruhiger Blick haßete auf dem grünen Thore, das noch halb offen stand wie nach der Abreise Williams. Sie stützte sich auf das Stacket, ließ mich sprechen und lächelte bisweilen, wie um mir zu danken, denn je mehr die Zeit verging, um so mehr verlor sie den Muth mir zu antworten. Ihre Augen folgten der untergehenden Sonne. Alles versank um uns her allmählig in Dunkel und der Weg durch den Wald, dem wir bis dahin deutlich hatten folgen können, verschwand unter dem Schatten der großen Bäume. Im Dorfe schlug es

neun Uhr. Eva zuckte zusammen und auch ich fühlte jeden Schlag schmerzlich im Herzen nachklingen. Die arme Frau dauerte mich.

„Bedenken Sie, Madame,“ antwortete ich (sie hatte nichts gesagt, aber ich antwortete der Angst, die aus allen ihren Zügen sprach), „bedenken Sie, daß Herr Meredith nur im Schritt zurückkommen kann; es liegen auf den Waldwegen überall große Steine und so kann er nicht rasch vorwärts kommen.“ — Ich sagte dies, weil ich sie beruhigen wollte, aber ich wußte selbst nicht mehr wie ich das Ausbleiben Merediths erklären sollte. Ich kannte die Entfernung sehr genau und wußte, daß er zweimal hätte in die Stadt reiten und zurückkommen können seit er seine Frau verlassen hatte. Der Thau begann stark zu fallen und er benetzte unsere Kleider, namentlich den Muslin, in welchen die junge Frau gekleidet war. Ich nahm deshalb wieder ihren Arm und führte sie nach dem Hause zurück. Sie folgte mir ohne Widerstreben. Sie ging langsam, gesenkten Hauptes, die Augen auf die Spuren der Pferdehufe gerichtet. Vergebens lauschten wir; es herrschte in der Natur die tiefe Stille, welche nichts auf dem Lande stört, wenn die Nacht eingetreten ist. Aber wie steigert sich dann jedes Gefühl der Besorgniß! Die Erde steht im Dunkel so traurig aus und scheint daran zu erinnern, daß auch im Leben Alles endlich dem Dunkel verfällt.

Wir traten wieder in das Haus hinein. Eva setzte sich auf das Sofa, legte die Hände gefaltet auf die Knie, ließ den Kopf auf die Brust sinken und rührte sich nicht. Man hatte eine Lampe auf den Kamin gestellt und ihr Licht fiel voll auf das Gesicht der jungen Frau. Niemals werde ich den schmerzlichen Ausdruck desselben vergessen; es war blaß, ganz blaß; in der Feuchtigkeit hatten sich die Locken gedehnt, welche nun unordentlich auf ihre Schultern hingen. Unter den Augenlidern hervor quollen Thränen und an dem Zittern der bleichen Lippen erkannte man, wie sehr sie sich anstrengte, die Thränen zurückzuhalten. Sie war so jung, daß sie ausah wie ein Kind, dem man das Weinen verbietet.

Ich selbst fing an unruhig zu werden und wußte nicht mehr, wie ich mich der Frau gegenüber benehmen sollte. Plötzlich fiel mir ein (es war dies ganz ein Arztgedanke), daß Eva in ihrer Unruhe und Besorgniß seit dem Vormittag nichts gegessen habe und daß ihr Zustand dieses lange Fasten nicht rätlich mache. Bei dem ersten Worte, daß ich darüber sagte, schlug sie die Augen mit einem Ausdruck des Vorwurfs zu mir auf und dabei rannten zwei Thränen über ihre Wangen.

„Für Ihr Kind, Madame,“ sagte ich zu ihr.

„Ach, Sie haben Recht,“ entgegnete sie leise, worauf sie aufstand, um in das Speisezimmer zu gehen; aber da war an einem kleinen Tische für zwei Personen gedeckt und

das kam mir in diesem Augenblicke so traurig vor, daß ich kein Wort sagen konnte. Die Klugheit und Besorgniß, die auch mich ergriffen hatte, machte mich ganz linksch und ungeschickt, zumal ich es überhaupt nie in meinem Leben verstanden habe, das zu sagen, was ich nicht denke. Die Stille dauerte so eine ziemlich lange Zeit ununterbrochen fort. Und ich bin doch da, um sie zu trösten, dachte ich bei mir; sie hat mich bloß deshalb rufen lassen. Das Ausbleiben ihres Mannes läßt sich gewiß durch tausend Gründe erklären; ich muß einen aufzufinden suchen... Ich suchte und suchte, blieb aber immer stumm und erwünschte tausendmal in einer Minute die Geistlosigkeit eines armen Arztes vom Lande.

Eva, welche den Kopf auf die Hand gestützt hatte, aß nicht. Mit einem Male aber wendete sie sich nach mir um, fing an zu schluchzen und sagte:

„Ach Doctor, ich sehe es wohl, Sie sind auch besorgt.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht, Madame,“ antwortete ich, um nur etwas zu sagen. „Warum sollte ich besorgt sein? Er wird bei dem Notar gegessen haben. In der Gegend ist es vollkommen sicher und überdies weiß ja Niemand, daß er Geld bei sich hat, wenn er zurückkommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahl des Brautkleides.

(Zu dem Holzschnitte.)

Der vorliegende Holzschnitt ist nach einem Gemälde von William Mulready gemacht, welches nicht bloß für die Perle der Londoner Kunstausstellung im vorigen Jahre, sondern überhaupt für das beste oder doch für eines der besten gehalten wurde, das die englische Schule seit langer Zeit hervorgebracht hat. Der Künstler malte es für Herrn Sheepsheads, einen der reichsten und gebildetsten Kunstfreunde und der Besitzer stellt es den Gemälden von Merris an die Seite. Es entstand nach einer hübschen Zeichnung, die Mulready für eine illustrierte Ausgabe des *Vicar of Wakefield* geliefert hatte und die zu der Stelle des bekannten Buches gehört, wo der Geistliche sagt: „ich wählte mein Weib, wie sie ihr Brautkleid wählte, nicht nach einem feinen glänzenden Neußern, sondern nach Eigenschaften, die Dauer versprechen.“ — Auf dem Gemälde ist der Künstler absichtlich von der Charakteristik abgewichen, welche im Buche von dem Geistlichen und dessen Braut gegeben ist.

Neben der vortrefflichen Zeichnung, Gruppierung u. wird die vollendete Ausführung aller Details gerühmt, wie namentlich an dem Stücke Brocat, das vorn auf der Bank liegt.



Erzählung eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Ich hatte so einen meiner Gedanken unwillkürlich ausgesprochen. Ich wußte nämlich, daß eine ziemlich große Anzahl fremder Arbeiter früh durch das Dorf gegangen war, um in einem angrenzenden Departement Arbeit zu suchen.

Eva stieß einen Schrei aus.

„Räuber! Räuber!“ sagte sie... „An diese Gefahr hatte ich nicht einmal gedacht.“

„Aber, Madame, ich sage ja, es giebt hier keine Räuber.“

„Doctor, Sie sind auf diesen Gedanken gekommen, weil Sie ein solches Unglück für möglich hielten. Mein William, warum hast Du mich verlassen!“ jammerte sie weinend.

Ich stand trostlos über meine Ungeschicklichkeit da, scheuete mich irgend einen andern Gedanken auszusprechen, stammelte einige Worte ohne Zusammenhang hervor und fühlte, um das Unglück voll zu machen, daß sich meine Augen mit Thränen füllten. „Das fehlte noch!“ dachte ich, aber endlich kam ich doch auf einen guten Gedanken.

„Madame Meredith,“ sagte ich zu der jungen Frau, „ich kann es nicht mit ansehen, daß Sie sich so ängstigen und so bei Ihnen sein, ohne Ihnen etwas Tröstliches sagen zu können. Ich werde Ihrem Manne entgegen gehen; auf geradewohl werde ich irgend einen Weg im Walde einschlagen, da mich nach allen Seiten umsehen und rufen, und im Nothfalle gehe ich bis in die Stadt.“

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Freund,“ entgegnete Eva Meredith. „Nehmen Sie den Gärtner, den Diener mit und durchsuchen Sie alles.“

Wir traten schnell wieder in das Wohnzimmer und Eva klingelte rasch mehrmals. Alle Bewohner des Häuschens kamen herbei.

„Gehen Sie mit dem Doctor Barnabé,“ sagte Madame Meredith.

In diesem Augenblicke hörte man deutlich den Galopp eines Pferdes auf dem Sande der Allee und Eva schrie vor Freude laut auf. Ich werde in meinem Leben nie den Ausdruck himmlischen Entzückens vergessen, der sich da auf ihrem noch von Thränen überströmten Gesichte zeigte.

Wir eilten auf die Vortreppe am Hause. Der Mond, welcher in diesem Augenblicke hinter den Wolken hervortrat, beschien hell ein mit Schaum bedecktes Pferd, dessen Zaum auf der Erde schleifte und dessen leere Steigbügel an die keuchenden Weichen schlugen. Ein zweiter, diesmal grauenhafter Schrei wand sich aus Evas Brust und dann wendete sie sich mit stieren Augen, mit halb offenem Munde, mit mattherabhängenden Armen zu mir.

„Lieben Leute,“ sagte ich zu den bestürzten Dienern, „folgt mir schnell! Madame, wir werden hoffentlich recht bald mit Ihrem Manne zurückkommen, der sich jedenfalls nur leicht verletzt hat. Verlieren Sie den Muth nicht; wir sehen einander bald wieder.“

„Ich gehe mit Ihnen,“ antwortete Eva Meredith mit halberloschener Stimme.

„Das ist nicht möglich,“ fiel ich ein; „wir müssen sehr rasch gehen, vielleicht weit und... in Ihrem Zustande würden Sie Ihr Leben und das Leben Ihres Kindes auf das Spiel setzen.“

„Ich gehe mit Ihnen,“ wiederholte sie.

Ah, da fühlte ich, wie schmerzlich das Alleinsein für die arme Frau war. Wäre ein Vater, eine Mutter da gewesen, so würde man ihr zu bleiben befohlen, sie im Nothfalle mit Gewalt zurückgehalten haben; aber sie war allein, ganz allein und auf alle meine dringenden Bitten antwortete sie: „ich gehe mit Ihnen.“

Wir brachen auf. Die Wolken umhüllten von neuem den Mond und es war kein Licht am Himmel und auf der Erde. Wir konnten kaum den Weg erkennen. Ein Diener ging voraus und hielt das einzige Windlicht, das wir hatten, bald rechts bald links, um in die Gräben und Büsche an der Seite zu leuchten. Hinter ihm gingen wir, Madame Meredith, der Gärtner und ich, und blickten in den Lichtschein, ob wir irgend einen Gegenstand entdecken könnten. Von Zeit zu Zeit riefen wir auch Herrn Mere-

dith und neben uns flüsterie ein ersticker Seufzer den Namen William, als rechne ein Herz auf den Instinct der Liebe, um die Thränen eher zu vernehmen als unser Nusen.

Wir kamen in dem Walde an. Da fing es an zu regnen und die Tropfen, welche auf die Blätter der Bäume fielen, machten ein so trauriges Geräusch, als weine alles um uns her.

Die leichten Kleider, welche Eva trug, waren bald völlig durchnäßt. Das Wasser troff von ihrem Haare. Sie stieß mit den Füßen an die Steine auf dem Wege und oftmals war sie nahe daran, auf die Knie zu sinken; aber immer richtete sie sich mit der Kraft der Verzweiflung wieder auf und schritt weiter. Es war ein herzzerreißender Anblick. Der helle Schein unseres Lichtes beleuchtete jeden Baumstamm, jedes Felsenstück. Oft war es nahe daran zu erlöschen und wir blieben in völligem Dunkel stehen. Unsere Stimmen, welche den Vermissten riefen, waren so zitternd geworden, daß wir selbst darüber erschrafen. Ich wagte es gar nicht Eva anzusehen, denn ich fürchtete jeden Augenblick, sie todt vor mir niedersinken zu sehen.

Endlich trat ein Zeitpunkt ein, in welchem wir alle, ermüdet und muthlos wie wir waren, schweigend hinter einander hergingen. Da stieß Madame Meredith uns plötzlich zurück, eilte vorwärts und durch das Gebüsch. Wir folgten ihr erschrocken. Und als wir das Licht empor halten konnten, um die Gegenstände zu betrachten, sahen wir sie — neben dem Körper Williams knien. Er lag bewegungslos, mit matten Augen da und aus einer Wunde an der linken Seite des Kopfes quoll das Blut.

„Doctor?“ sprach Eva.

Dieses einzige Wort fragte: „lebt William noch?“

Ich hückte mich, befühlte den Puls, legte die Hand auf das Herz des Verwundeten und schwieg. Eva sah mich unverwandt an, aber je länger mein Schweigen dauerte, um so mehr sah ich sie zusammensinken, bis sie, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Laut von sich zu geben, ohnmächtig auf den Leichnam ihres Mannes fiel.

„Aber, meine Damen,“ sagte hier Doctor Barnabé, indem er sich an die Zuhörenden wendete, „die Sonne scheint wieder; Sie können hinaus ins Freie gehen. Brechen wir hier die traurige Geschichte ab.“

Die Frau von Moncar trat zu dem alten Manne und sagte: „Doctor, erzählen Sie weiter; sehen Sie uns doch nur an und Sie werden nicht zweifeln, mit welcher Theilnahme wir Ihnen zuhören.“

Und das spöttische Lächeln war wirklich von allen den Gesichtern gewichen, die den alten Doctor umgaben. Vielleicht hätte er sogar in manchen Augen Thränen glänzen sehen. Er fuhr fort:

„Madame Meredith wurde nach Hause getragen und sie lag mehrere Stunden bewußtlos in ihrem Bette. Ich fühlte es, daß es sowohl eine Pflicht als eine Grausam-

keit war, meine Kunst aufzubieten, um sie wieder in das Leben zu rufen. Ich fürchtete die herzzerreißenden Auftritte, welche der Bewußtlosigkeit folgen mußten und stand da, über die arme Frau gebeugt, während ich ihre Schläfe mit kaltem Wasser befeuchtete und mit Spannung auf den traurigen und doch glücklichen Augenblick wartete, in welchem ich das erste Mal den Athem wieder über ihre Lippen würde gehen hören. Ich hatte mich in meinen Erwartungen getäuscht, denn ich war noch nie ein Zeuge eines großen Unglückes gewesen. Eva schlug endlich die Augen halb auf, ließ sie aber sogleich wieder zusinken; keine Thräne benetzte sie. Sie blieb kalt, unbeweglich, still, und wenn nicht das Herz unter meiner Hand wieder zu schlagen angefangen hätte, würde ich sie haben für todt halten können. Ach wie traurig ist es, Zeuge eines Schmerzes zu sein und zu wissen, daß kein Trost etwas dagegen vermöge! Ich dachte bei mir, es scheine Mitleidlosigkeit zu verrathen, wenn ich schwiege, dagegen ein Verkennen des großen Schmerzes anzudeuten, wenn ich spräche. Ich hatte vorher ihre Besorgniß nicht beruhigen können, durfte ich hoffen, einem solchen Leiden gegenüber beredter zu sein? So entschloß ich mich zu dem Sichersten, zu ganzlichem Schweigen. Ich will dableiben, dachte ich, das körperliche Leiden abzuwenden suchen, wie es meine Pflicht ist. Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde ich ruhiger. Ich ließ sie ein Leben fortleben, das dem Tode gleich. Nach einigen Stunden erst hielt ich ihr einen Trank, den ich für nothwendig gehalten hatte, an die Lippen. Eva wendete langsam den Kopf nach der entgegengesetzten Seite hinüber, fern von der Hand, die ihr die Arznei reichte.

„Trinken Sie,“ sagte ich und berührte mit dem Löffel leicht ihre Lippen, aber sie blieben geschlossen. „Madame, Ihr Kind!“ setzte ich halblaut hinzu.

Eva schlug die Augen auf, richtete sich mit Anstrengung empor, stützte sich auf den Ellenbogen, hückte sich zu dem Tranke, den ich ihr hinhielt und nahm ihn, dann sank sie wieder auf das Kissen.

„Ich muß warten, bis ein anderes Leben von dem meinigen getrennt ist,“ flüsterte sie.

Von da an sprach Madame Meredith nicht mehr, aber sie gehorchte allen meinen Anordnungen. Sie lag da auf ihrem Schmerzenslager und schien immer zu schlafen; zu jeder Zeit aber, wenn ich auch noch so leise zu ihr sagte: „richten Sie sich auf, nehmen Sie die Arznei!“ gehorchte sie auf das erste Wort, was mir ein Beweis war, daß die Seele in dem unbeweglichen Körper wache, ohne einen einzigen Augenblick Vergessen und Ruhe finden zu können.

Ich mußte allein für das Begräbniß Williams sorgen. Ueber die Ursache seines Todes erfuhr man nie etwas Bestimmtes. Das Geld, welches er aus der Stadt hatte holen wollen, fand man nicht bei ihm; vielleicht war er er-

schlagen und beraubt worden, vielleicht aber auch das Geld, das er in Papier bei sich haben konnte, aus seiner Tasche gefallen als er vom Pferde stürzte. Da man erst spät daran dachte es aufzusuchen, so war es durch den Regen im feuchten Grase und in dem weichen Boden vielleicht aufgelöst worden. Man stellte einige Nachforschungen an, die kein Resultat hatten. Ich hatte von Eva Meredith zu erfahren gesucht, ob nicht einige Briefe zu schreiben wären, um das Unglück der Familie ihres Mannes oder der ihrigen selbst zu melden. Mit Mühe erlangte ich eine Antwort. Endlich sah ich ein, daß nur ihr Geschäftsführer zu benachrichtigen sei, welcher das Uebrige thun würde. Ich hoffte also, daß aus England wenigstens einige Nachrichten ankommen würden, welche über die Zukunft der armen Frau entschieden; aber nein, ein Tag nach dem andern verging und Niemand schien zu wissen, daß die Wittve William Merediths in völliger Abgeschiedenheit in einem armen Dorfe lebe. Später hatte ich gewünscht, daß sie aufstehe, damit wo möglich das Gefühl des Daseins lebhafter in ihr geweckt würde. Am Tage nachher fand ich sie wirklich auf und schwarz gekleidet; sie war da der Schatten der schönen Eva Meredith. Ihr Haar war auf der blauen Stirn gescheitelt. Sie saß an einem Fenster so unbeweglich wie sie im Bett gelegen hatte.

So verbrachte ich lange Abende bei ihr. Ich nahm ein Buch — zum Scheine. Jeden Tag, wenn ich kam, sagte ich einige Worte des Mitleides und der Theilnahme. Sie antwortete mir mit einem Blicke, der mir dankte; dann schwiegen wir beide. Ich wartete auf eine Gelegenheit, um mit ihr einige Gedanken auszutauschen, aber in meinem blöden lirkischen Wesen und bei meiner Achtung vor ihrem Unglücke wußte ich sie weder herbeizuführen, noch zu ergreifen. Ich gewöhnte mich allmählig an dieses schweigende Beisammensein und dann — was hätte ich auch mit ihr reden wollen? Die Hauptsache war, sie zu überzeugen, daß sie doch nicht ganz allein in der Welt sei und daß sich doch wenigstens ein Mensch, wenn auch nur ein armer Dorfdoctor, ihrer annehme. Ich ging deshalb nur zu ihr, um ihr durch meine Anwesenheit zu sagen: ich bin da.

Es war ein seltsamer Abschnitt in meinem Leben und er hatte einen großen Einfluß auf mein übriges Geschick. Wenn ich nicht geäußert hätte, daß ich mit tiefem Bedauern das weiße Häuschen verschwinden sehen würde, so ginge ich schnell zum Schlusse der Erzählung über; aber Sie wollten wissen, warum das Haus ein geweihter Ort für mich sei und ich muß Ihnen also sagen, was ich unter seinem Dache gefühlt und gedacht habe. Verzeihen Sie mir einige ernste Worte, meine Damen; es steht der Jugend nicht übel an, auch einmal ein wenig traurig gestimmt zu werden; sie hat ja so viel Zeit zum Lachen und zum Vergessen vor sich.

Als Sohn eines wohlhabend gewordenen Bauers war

ich nach Paris geschickt worden, um da meine Studien zu beendigen. In den vier Jahren, welche ich in der großen Stadt verbrachte, behielt ich meine lirkische Blödigkeit und meine einfache Redeweise bei, verlor aber bald mein natürliches Gefühl. Fast gelehrt kam ich in unsere Berge zurück, aber fast ganz ohne den Glauben an alles, mit dem man friedlich unter einem Strohdache neben seiner Frau und seinen Kindern lebt, ohne die Augen von dem Kreuze des Kirchhofes abzuwenden, das man von der Thüre seines Hauses aus sieht.

Als Eva Meredith glücklich war, hatte mir ihr Glück einige nützliche Lehren gegeben. „Sie haben mich dort unten doch getäuscht,“ dachte ich bei mir; „es giebt wahre Herzen, es giebt Seelen, die unschuldig sind wie Kinderseelen. Das Vergnügen des Augenblickes ist doch nicht alles im Leben. Es giebt Gefühle, die nicht mit dem Ende des Jahres aufhören. Man kann einander lange, vielleicht ewig lieben.“

Durch die Beobachtung der Liebe Williams und Evas hatte ich meine sonstige einfache Bauernnatur wieder gefunden. Ich dachte häufig mit Sehnsucht an eine tugendhafte, arbeitsame Frau, die durch ihre Sorgfalt und Ordnung meine Wohnung verschönere. Ich war stolz auf die milde Strenge ihrer Züge, welche Jedem sogleich die treue Gattin verrieth. So hatte ich in Paris nicht gedacht, wenn ich von einer lustigen Gesellschaft nach Hause ging. Da traf Eva Meredith unerwartet ein fürchterliches Unglück und diesmal verstand ich minder schnell die Lehre, welche jeder Tag mir wiederholte.

Eva saß immer an einem Fenster, den Blick traurig nach dem Himmel gewendet. Diese Haltung, welche fast alle Träumenden haben, zog zuerst meine Aufmerksamkeit wenig an, endlich aber fiel sie mir auf. Während das Buch aufgeschlagen auf meinen Knien lag, sah ich Madame Meredith an und beobachtete sie aufmerksam, da ich wußte, daß ihr Blick dem meinigen nicht begegnen würde. Eva sah nach dem Himmel empor und meine Augen folgten den ihrigen. „Ach,“ dachte ich mit halbem Lächeln, „sie glaubt, ihn dort bald wieder zu finden!“ Dann nahm ich mein Buch wieder und gestand mir, es sei doch ein Glück für die Schwäche der Frauen, daß ihrem Schmerze solche Gedanken zu Hülfe kommen.

Ich habe schon gesagt, mein Aufenthalt unter den Studenten hatte mir übele Gedanken in den Kopf gebracht. Jeden Tag nun sah ich Eva in derselben Stellung und jeden Tag wurden meine Gedanken auf diesen Gegenstand gelenkt. Allmählig meinte ich, sie müsse doch einen angenehmen Traum träumen und bedauerte nur, daß ich den Traum nicht für Wahrheit halten konnte. Alles, was der Geistliche mir sonst von der Seele des Menschen, von dem Himmel und von dem ewigen Leben gesagt hatte, kehrte in meine Erinnerung zurück, während ich Abends an dem offenen Fenster saß, und ich dachte bei mir: „Das, was

der alte Priester lehrte, ist doch weit tröstlicher, als die kalte Wirklichkeit, welche mir die Wissenschaft zeigte.“ Dann sah ich Eva an, die noch immer zum Himmel emporschauete, während in der Ferne die Abendglocken im Dorfe läuteten und das Kreuz auf der Kirche in den Strahlen der untergehenden Sonne glänzte.

„Wie?“ dachte ich. „So viel Liebe wendet sich nur an ein wenig Staub, der bereits der Erde wiedergegeben ist? Alle diese Seufzer kennen nur ein Ziel! William ist in seiner Jugend, mit seinem Herzen geschieden, in dem noch Alles knospete und blüthete. Sie hat ihn nur ein Jahr, ein kurzes Jahr geliebt. Ueber uns ist ja nichts als Luft. Die Liebe, das so belebende Gefühl in uns, ist nur ein Flämmchen in dem dunkeln Kerker unseres Körpers, wo es glänzt, brennt und erlöscht, sobald die schwache Mauer fällt, die es umschließt; nichts als ein wenig Staub bleibt von unserem Lieben und Hoffen, von unsern Gedanken und Leidenschaften übrig.“

Dann folgte eine lange Pause in mir.

Ich hatte wirklich aufgehört zu denken; ich schlief gleichsam zwischen dem, was ich nicht mehr läugnete und doch auch noch nicht glaubte. Eines Abends endlich, als Eva die Hände gefaltet hatte, um vor dem schönsten Sternabend, den man sehen konnte, zu beten, falteten sich meine Hände ebenfalls, ohne daß ich wußte wie es geschah, und meine Lippen öffneten sich halb, um ein Gebet zu flüstern. Da sah sich Eva Meredith nach einem glücklichen Zufalle zum ersten Male um, als wenn eine geheime Ahnung ihr gesagt habe, daß meine Seele in Harmonie mit der ihrigen getreten sei.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, indem sie mir die Hand reichte; „denken Sie an ihn und beten Sie bisweilen für ihn.“

„Ach,“ entgegnete ich, „möchten wir uns doch alle in einer bessern Welt wiederfinden können, gleichviel ob unser Leben lang oder kurz, glücklich oder unglücklich gewesen!“

„Die unsterbliche Seele Williams ist da oben!“ sagte sie mit ernster Stimme zu mir, während ihr trauriger und doch glänzender Blick sich wieder gen Himmel wendete.

Ich habe seitdem in der Ausübung der Pflichten meines Berufes oftmals sterben sehen, zu den Hinterbliebenen aber immer einige tröstende Worte über ein besseres Leben gesagt und ich glaubte, was ich sagte.

Einen Monat endlich nach diesen schweigenden Ereignissen gebar Eva Meredith einen Sohn. Als man ihr zum ersten Male das Kind brachte, rief die arme Mutter

aus: „William!“ und Thränen, kühnende Thränen, die ihrem Schmerze so lange versagt gewesen waren, rannen in Strömen aus ihren Augen. Das Kind erhielt den so sehr geliebten Namen William und neben das Bett der Mutter wurde eine kleine Wiege gestellt. Da kehrte der Blick Evas, der sich von der Erde abgewendet hatte, zur Erde zurück. Sie betrachtete ihren Sohn, wie sie sonst den Himmel betrachtet hatte. Sie neigte sich zu ihm, um das Bild seines Vaters wiederzufinden. Gott hatte eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen William und dem Sohne erlaubt, den er nicht sehen sollte. Es erfolgte eine große Veränderung um uns her. Eva Meredith, die nur hatte leben wollen, bis das Leben ihres Kindes von dem ihrigen getrennt sei, wollte, wie ich wohl sah, noch länger leben, weil sie fühlte, daß sie dem kleinen Wesen den Schutz ihrer Liebe schuldig sei. Sie sah Tag und Nacht an der Wiege und wenn ich sie besuchte, dann sprach sie mit mir und fragte mich über die Behandlung des Kindes; sie erzählte mir, was es gelitten und fragte mich, was sie zu thun habe, um ihm das kleinste Leiden und den geringsten Schmerz zu ersparen. Sie fürchtete für das Kind die Wärme eines Sonnenstrahles und die Kühle des leichtesten Lüftchens. Sie neigte sich über dasselbe, deckte es mit ihrem Körper und erwärmte es mit ihren Küffen. Eines Tages glaubte ich sie dem Kinde fast zulächeln zu sehen, nie aber wollte sie beim Wiegen singen, damit der Schlaf die Augen des Kindes schließe, sie rief dann eine Dienerin und sagte: „singe meinen Sohn ein.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrationen zu Shakespeares Werken in Chemitypie.

Es sind in der neuern Zeit, in welcher die illustrirten Werke so großen Beifall gefunden haben, mehrfache Versuche und Erfindungen gemacht worden, den Holzschnitt zu ersetzen. Zu diesen Erfindungen gehört auch die Chemitypie, und von dem ersten großartigen Werke, das ganz durch diese neue Kunst hergestellt worden ist, „Illustrationen zu Shakespeares dramatischen Werken“ (Leipzig, Graphische Anstalt von Friedlein), erschien so eben die erste Lieferung in der glänzendsten Ausstattung. Die meisten der darin mitgetheilten Illustrationen lassen nichts zu wünschen übrig und können sich namentlich in der Feinheit der Detailausführung dreist mit dem vollendetsten Holzschnitte vergleichen. Da sie überdies nach den geistvollsten Zeichnungen französischer und englischer Künstler gearbeitet sind, so verdient das schöne Unternehmen allen Freunden der unsterblichen Dichtungen Shakespeares warm empfohlen zu werden.



Erzählung eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Das arme Kind! Es war schön, sanft, leicht zu erziehen, aber traurig, als hätte es die Gefühle seiner Mutter geerbt. Es weinte selten, lächelte aber auch nicht; es war ruhig und die Ruhe in diesem Alter deutet fast immer auf Leiden. Ich hätte es gern gesehen, wenn der kleine William seine Arme um den Hals der Mutter geschlungen und ihr die Küsse zurückzugeben versucht hätte. — Aber, hielt ich mir oftmals ein, wie kann der Knabe, der noch kein Jahr zählt, schon begreifen, daß er nur diese Frau in der Welt zu lieben und zu trösten hat? Es war ein rührender Anblick, meine Damen, wenn man sah, daß diese so junge, bleiche, schwache Mutter, welche für sich selbst jeder Zukunft entsagt hatte, fortzuleben sich bemühte, nur um ihres Kindes willen, das noch nicht einmal sagen konnte: ich danke Dir, Mutter. Welches Wunder ist doch das Menschenherz! Wie viel weiß es aus einer Kleinigkeit zu machen! Man gebe ihm ein Sandkorn und es wird einen Berg daraus machen; man zeige ihm bei seinem letzten Schläge noch ein Atom zu lieben und schnell wird es weiter zu schlagen sich bemühen; erst dann steht es für immer still, wenn es nur Leere um sich sieht und wenn auch der letzte Schatten von dem, was ihm theuer war, von der Erde verschwunden ist.

Eva legte häufig das Kind auf den Teppich vor ihren Füßen, betrachtete es und sagte zu mir: „Doctor, mein Sohn muß, wenn er groß geworden ist, ein ausgezeichnetster Mann werden; ich werde ihm eine edele Laufbahn wählen und ihm überall folgen, auf das Meer, wenn er sich der Schifffahrt widmet, nach Indien, wenn er zur Armee geht; Ruhm und Ehren soll er erlangen und ich werde mich auf seinen Arm stützen und mit Stolz sagen: ich bin seine Mutter. Nicht wahr, Doctor, er wird mir erlauben, ihm zu folgen? Eine arme Frau, die nur Stille und Einsamkeit sucht, um zu weinen, ist Niemandem hinderlich, nicht wahr?“ Und dann sprachen wir von den verschiedenen Lauf-

bahnen, die gewählt werden konnten und vergaßen beide, daß die zwanzig Jahre, über die wir hinausfahen, uns selbst alt machen mußten. An uns freilich dachten wir gar nicht.

Wenn ich diese schönen Träume anhörte, betrachtete ich immer mit ängstlicher Besorgniß das Kind, von dem das Leben seiner Mutter abhing. Ich konnte eine schlimme Ahnung nicht los werden, aber ich sagte mir auch: „Sie hat soviel geweint und der liebe Gott ist ihr dafür eine Entschädigung, ein wenig Glück schuldig.“ So standen die Sachen als ich einen Brief von meinem Oheime, dem einzigen noch lebenden Verwandten, erhielt. Er gehörte zu der medicinischen Facultät in Montpellier und berief mich zu sich, weil er mich vollends in die Geheimnisse meiner Kunst einzuweihen wünschte. Dieser Brief war, obgleich als Bitte abgefaßt, ein Befehl für mich und ich mußte aufbrechen. Eines Morgens begab ich mich mit schwerem Herzen in das weiße Häuschen, um von Eva Meredith Abschied zu nehmen. Als ich ihr sagte, daß ich sie für eine lange Zeit verlassen müßte, zeigte sich in ihren Zügen vielleicht einige Traurigkeit. Ihr schönes Gesicht hatte seit dem Tode ihres Mannes einen Ausdruck so tiefer Melancholie, daß man nur das Lächeln darauf bemerkte, wenn es einmal erschien; die Traurigkeit lag immer darin.

„Abreisen?“ fragte sie. „Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Rath waren meinem Kinde so nützlich!“

Die arme Frau vergaß die Abreise des letzten Freundes zu bedauern, der ihr geliebt war; nur die Mutter mißte ungern den Arzt, der ihrem Sohne von Nutzen war. Ich klagte nicht darüber.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie, indem sie mir die Hand reichte, „und Gott sei mit Ihnen, wo Sie sich auch befinden mögen. Werden Sie einmal unglücklich, so führe er Ihnen ein Herz zu, das so theilnehmend ist wie das Ihrige.“ Ich neigte meine Stirn auf die Hand Eva Merediths und entfernte mich tief bewegt. Das Kind lag vor der Vortreppe im Grase in der Sonne. Ich ging zu dem Kleinen, nahm ihn auf meine Arme, küßte ihn zu wiederholten Malen und sah ihn lange lange aufmerksam und traurig an; dann trat eine Thräne in meine Augen.

„Nein, nein, ich irre mich,“ sprach ich leise vor mich hin und schritt rasch aus dem weißen Häuschen hinaus.

„Aber was fürchteten Sie denn für das Kind, Doctor?“ fragte eine der zuhörenden Damen.

„Lassen Sie mich die Geschichte auf meine Art beendigen; ich komme zu seiner Zeit auf alles. Ich erzähle die Dinge der Reihe nach, wie sie sich mir darstellten.“

In Montpellier wurde ich von meinem Oheime sehr freundlich aufgenommen, aber er sagte mir gleich, daß er mir weder eine Wohnung noch Geld geben könnte und als Fremder ohne Ruf in der an berühmten Ärzten so reichen Stadt dürfte ich auf keinen einzigen Patienten hoffen.

„In diesem Falle, Oheim,“ erklärte ich ihm, „kehre ich in mein Dorf zurück.“

„Nein, nein,“ entgegnete er; „ich habe eine ehrenvolle Stelle für Dich gefunden. Ein sehr alter, sehr reicher, von der Gicht sehr geplagter, sehr ruheloser Engländer wünscht immer einen Arzt in seinem Hause zu haben, einen klugen jungen Mann, der unter der Leitung eines andern Arztes seine Krankheit genau beobachte. Ich habe Dich vorgeschlagen und Du bist angenommen worden. Komm.“

Wir begaben uns sofort zu Lord James Rysington, traten in ein großes und schönes Haus und wurden, nachdem wir erst in den Vorzimmern, dann in mehren Salons hatten warten müssen, in das Zimmer des Lords eingeführt.

Lord James Rysington saß in einem großen Lehnstuhle. Er war ein alter Mann von kaltem strengen Aussehen. Seine völlig weißen Haare stachen seltsam von den Augenbrauen ab, die schön schwarz geblieben waren. Er war groß und hager, wenigstens glaubte ich dies durch den großen Luchrock hindurch zu erkennen, welcher wie ein Schlafrock gemacht war. Seine Hände konnte man nicht sehen, da sie von den Ärmeln bedeckt wurden und seine Füße waren von Stücken Eisbärenfelles umhüllt. Neben ihm stand ein Tischchen, auf welchem ich mehrere Gläser mit Medicin bemerkte.

„Mylord, ich stelle Ihnen hier meinen Neffen, den Doctor Barnabé vor.“

Lord James Rysington nickte kaum bemerklich mit dem Kopfe, indem er mich ansah.

„Er ist sehr kenntnißreich,“ fuhr mein Oheim fort, „und ich zweifle nicht, daß seine Wissenschaft Ew. Herrlichkeit von Vortheil sein wird.“

Ein zweites leichtes Kopfnicken war die einzige Antwort, die mein Oheim erhielt.

„Da er,“ fuhr derselbe fort, „außerdem eine gute Erziehung genossen hat, so wird er Ihnen vorlesen oder schreiben können, was Sie ihm dictiren.“

„Für diese Gefälligkeit würde ich ihm dankbar sein,“ antwortete endlich Lord Rysington, der aber alsbald die Augen schloß, entweder weil er müde war oder weil er andeuten wollte, daß er nichts weiter zu hören wünsche.

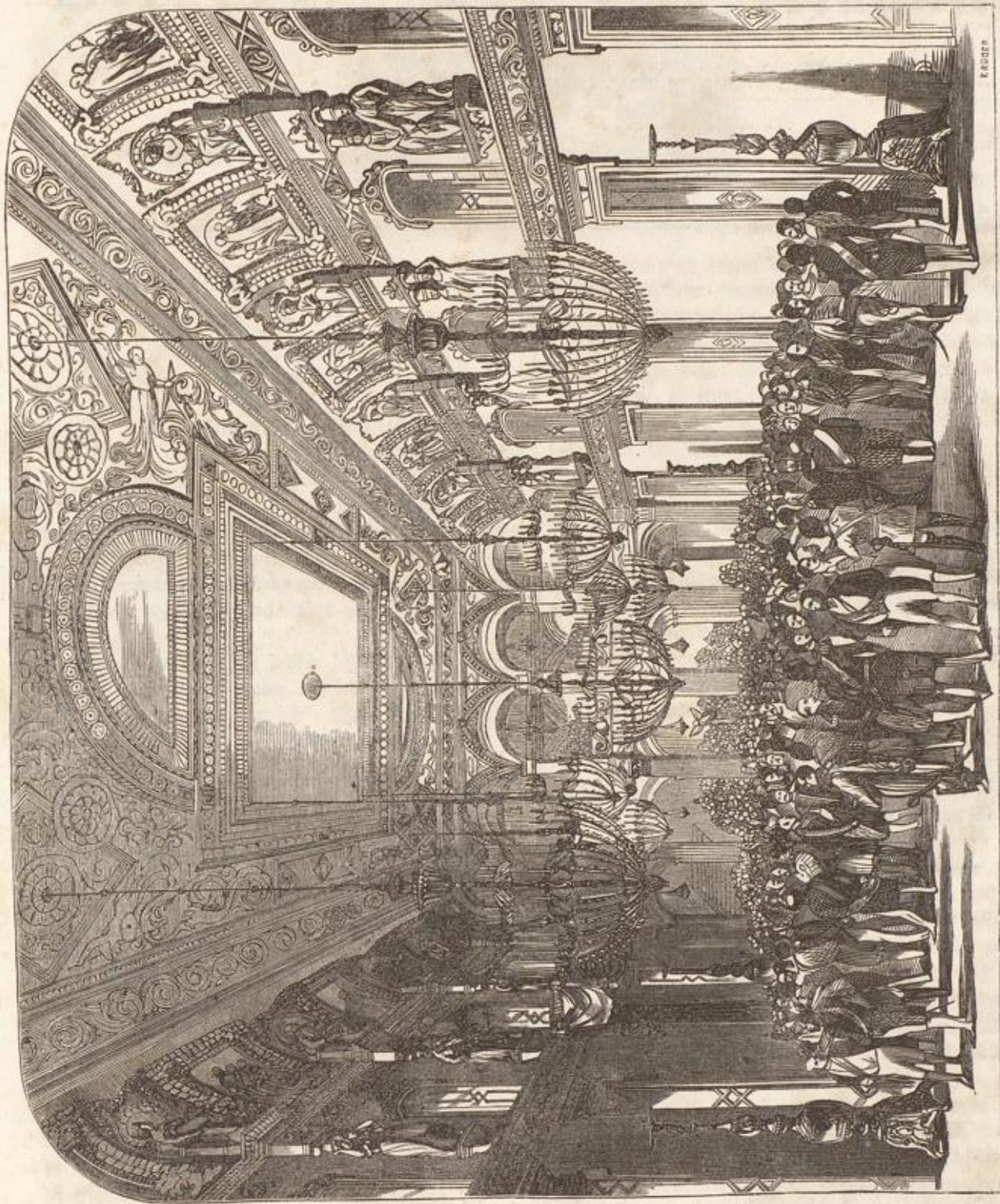
Ich konnte mich nun umsehen. Am Fenster saß eine sehr elegant gekleidete Dame, die an einer Stickerei arbeitete, ohne die Augen zu uns aufzuschlagen, als wären wir ihres Blickes gar nicht würdig. Auf dem Teppiche vor ihr spielte ein kleiner Knabe mit Bildern. Auf den ersten Blick kam mir die Dame nicht schön vor, weil sie schwarzes Haar und schwarze Augen hatte und weil zur Schönheit meiner Ansicht nach blondes Haar und blaue Augen gehörten, wie sie Eva Meredith besaß. Auch konnte ich bei meiner Unerfahrenheit die Schönheit von einem Ausdruck der Gutmüthigkeit nicht wohl trennen. So dauerte es lange, ehe ich der Frau mit so stolzer Stirn, dem geringschätigen Blicke und dem nie lachenden Munde Schönheit zugestand.

(Fortsetzung folgt.)

Der weiße Saal im Schlosse zu Berlin.

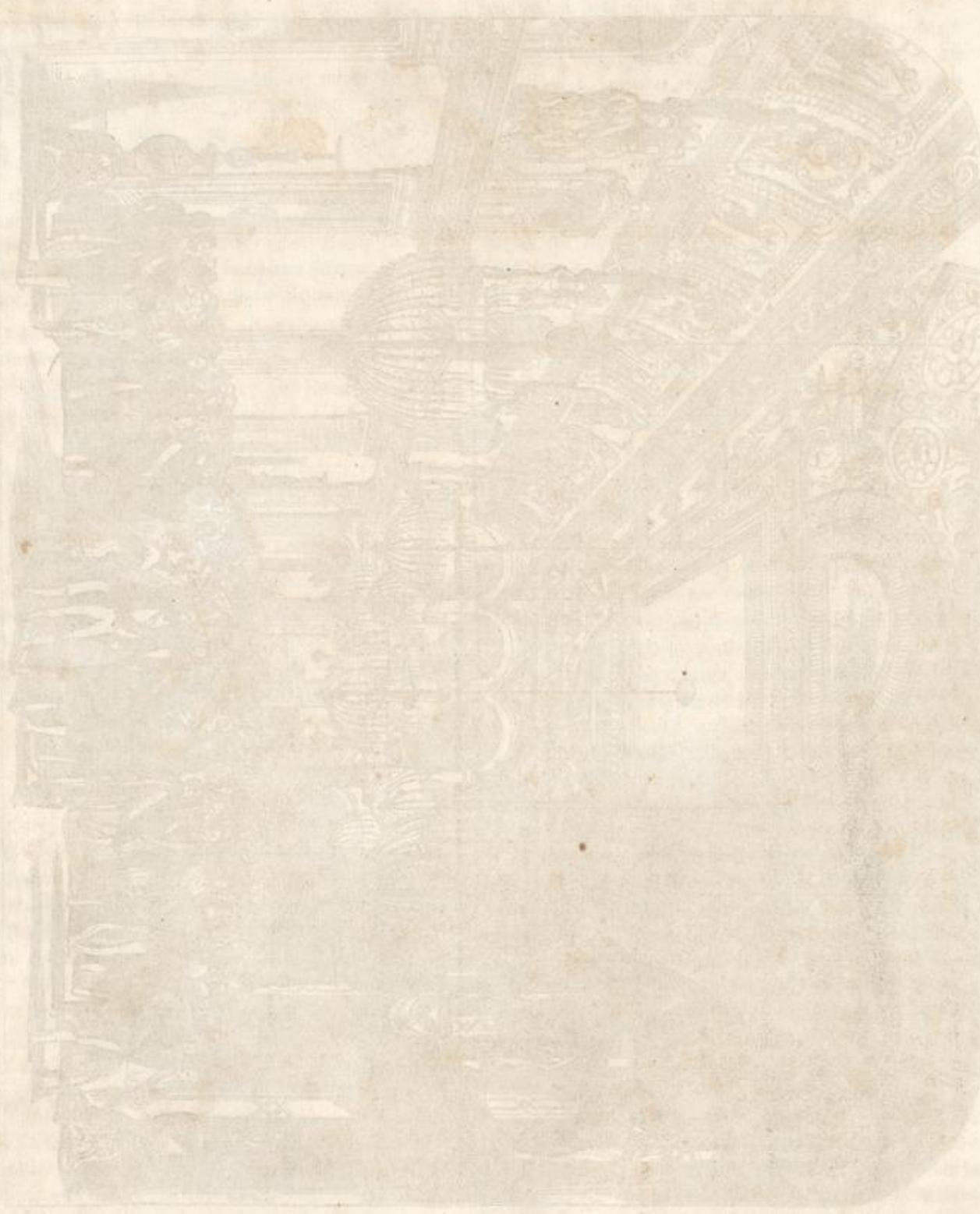
(Zu dem Holzschnitte.)

Der erste vereinigte preussische Landtag, der bekanntlich am 11. April d. J. in Berlin zusammentrat und auf den die Augen von ganz Europa, namentlich aber vom ganzen deutschen Vaterlande gerichtet sind, hält seine Sitzungen in dem sogenannten weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin, den unsere Abbildung darstellt. Dieser Saal ist 105 Fuß lang, 51 F. breit und 41 Fuß hoch und mit Säulen von carrarischem Marmor geschmückt. Die Decke ist sehr reich gemalt und die vier Ecken sind mit allegorischen Basreliefs geschmückt. Die vorherrschende Farbe des Saales ist weiß — daher sein Name — mit Gold. Der Fußboden besteht aus verziertem Holz. Eine Marmorstatue der Victoria, ein Meisterwerk Rauchs, bildet einen Hauptschmuck des prachtvollen Saales. Der königliche Thron befindet sich ungefähr in der Mitte einer der Seiten und Sitze für die Minister sind rechts und links von demselben angebracht, so wie weiter entfernt die für die Mitglieder der ersten Curie, wenn der vereinigte Landtag seine Sitzungen in pleno hält. Dem Throne gegenüber befinden sich die Sitze der Abgeordneten der acht Provinzen, die bekanntlich wieder von einander abgefordert sind. Die Reden werden von der Rednerbühne herab gehalten, die in der Nähe des Thrones angebracht ist. Unsere Abbildung stellt den Saal ohne die erwähnten, für die Zeit des Landtags aufgestellten Sitze u. s. w. dar.



Der weiße Saal im Schlosse zu Berlin.

THE HISTORY OF THE CITY OF BOSTON





Erzählung

eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Sie war wie Lord Kysington groß, hager und ziemlich blaß und es bestand eine gewisse Familienähnlichkeit unter ihnen. Gewiß blieben beide kalt und schweigend neben einander, ohne einander zu lieben, ohne mit einander zu sprechen. Das Kind hatte auch bereits gelernt kein Geräusch zu machen; es ging auf den Fußspitzen und bei dem leisesten Knarren des Fußbodens wurde es durch einen strengen Blick seiner Mutter oder des Lords gleichsam in eine Bildsäule verwandelt.

Es war zu spät, um wieder in mein Dorf zurückzukehren, aber Zeit ist es immer noch dem sich zu sehnen, was man geliebt und verloren hat. Mein Herz wurde mir schwer, wenn ich an mein Häuschen, an mein Thal und meine Freiheit dachte.

Ueber die Familie, mit der ich zusammen leben sollte, erfuhr ich folgendes.

Lord Kysington war nach Montpellier gekommen, um seine Gesundheit wieder herzustellen, welche in dem Klima Indiens zerrüttet worden war. Als zweiter Sohn des Herzogs von Kysington verdankte er nur seinen Talenten und nicht einem Erbe sein Vermögen und seine politische Stellung in dem Unterhause. Lady Mary war die Frau seines jüngsten Bruders und Lord Kysington, der frei über sein Vermögen verfügen konnte, hatte seinen Neffen, den Sohn der Lady Mary, als seinen Erben bezeichnet. Ich begann den Alten mit allem Eifer und aller Sorgfalt zu behandeln, weil ich die Ueberzeugung hegte, daß es kein besseres Mittel giebt, eine schlechte Stellung zu verbessern, als selbst eine peinliche Pflicht gewissenhaft zu erfüllen.

Lord Kysington verkehrte mit der strengsten Artigkeit mit mir. Ein Kopfsnicken dankte mir für jede Aufmerksamkeit, für jede Bewegung, die ihm einen Dienst leistete. Ich las lange vor und Niemand unterbrach mich dabei, weder der finstere Alte, den ich einschläferte, noch die junge

Frau, welche nicht darauf hörte, noch das Kind, das sich vor seinem Oheim fürchtete. Ich hatte noch nie etwas so Trauriges gesehen und doch wissen Sie, meine Damen, daß es in dem weißen Häuschen lange auch keine Fröhlichkeit gegeben hatte; aber die Stille, welche vom Unglück kommt, setzt so ernste Gedanken voraus, daß man die Worte für unfähig hält, sie auszudrücken. Man merkt das Leben der Seele trotz der Unbeweglichkeit des Körpers. In meiner neuen Wohnung war es die Stille der Leere.

Eines Tages setzte sich der kleine Harry auf meine Knie, während Lord Kysington zu schlummern schien und Lady Mary sich über ihren Stuhlbein beugte. Wir befanden uns in einer entfernten Ecke des Zimmers und der Knabe legte mir mit der Neugierigkeit seines Alters einige Fragen vor, worauf ich ihn ebenfalls über seine Familie ausfragte.

„Hast Du Brüder oder Schwestern?“

„Eine recht hübsche kleine Schwester habe ich.“

„Wie heißt sie?“ fragte ich, während ich in eine Zeitung sah.

„Sie hat einen sehr schönen Namen; rathen Sie einmal, Doctor.“

Ich weiß nicht woran ich dachte. In meinem Dorfe hatte ich nur Bauernmädchenamen gehört, welche doch nicht für die Töchter der Lady Mary passen konnten. Madame Meredith war die einzige vornehme Frau, die ich gekannt hatte und da der Knabe wiederholte: „rathen Sie, Doctor!“ antwortete ich auf Geradewohl: „Eva vielleicht?“

Wir sprachen recht leise, aber in dem Augenblicke als der Name Eva über meine Lippen trat, schlug Lord Kysington plötzlich die Augen auf und richtete sich empor. Lady Mary ließ die Nadel fallen und wendete sich rasch nach mir um. Mich machte der Eindruck, den ich hervorgebracht hatte, verlegen und ich sah meinerseits Lord Kysington und Lady Mary an, ohne zu wagen ein Wort weiter zu sprechen. So vergingen einige Minuten, dann sank Lord Kysington wieder an die Lehne seines Stuhles zurück und schloß die Augen, während die Lady wieder zu ihrer Nadel griff. Harry und ich hörten auf zu sprechen.

Ich dachte lange über diesen seltsamen Vorfall nach

und als alles wieder ganz still geworden war, stand ich leise auf und wollte mich entfernen. Lady Mary schob ihren Stuhl zurück, ging vor mir her und winkte mir, ihr zu folgen. In dem Zimmer, in welches wir getreten waren, schloß sie die Thüre zu, dann stellte sie sich stolz vor mich hin und sagte: „Doctor Barnabé, sprechen Sie nie den Namen wieder aus, der eben über Ihre Lippen gegangen ist; es ist ein Name, den Lord Rysington nicht hören darf.“ Sie verbeugte sich darauf leicht und trat in das Wohnzimmer zurück.

Tausend Gedanken bestürmten mich auf einmal. War die Eva, von welcher nicht gesprochen werden sollte, die Eva Meredith? War sie die Schwiegertochter des Lords? Befand ich mich bei dem Vater Williams? Ich hoffte und zweifelte, denn wenn der Name Eva für mich eine bestimmte Person bezeichnete, so mußte er für jeden andern eben nur ein Name sein, den in England wohl viele Damen führten.

Zu fragen wagte ich nicht. Jeder Mund um mich her war geschlossen und kein Herz mittheilend; der Gedanke aber, daß ich mich in der Familie der Eva Meredith, bei der Frau befinde, welche der Wittve und dem vaterlosen Kinde das väterliche Erbe entzog, beschäftigte mich von da an Tag und Nacht. Tausendmal sah ich im Traume Eva und deren Sohn in diese Wohnung zurückkehren und mich selbst um Verzeihung für sie bitten; wenn ich aber die Augen aufschlug, erkältete das Gesicht des Lord James Rysington alle Hoffnungen meines Herzens. Ich fing an dieses Gesicht prüfend zu beobachten, als hätte ich es noch nie gesehen; ich wollte in den Zügen irgend eine Bewegung, irgend einige Andeutungen von Gefühl entdecken; ich suchte die Seele, die ich zu rühren wünschte. Aber ich fand sie leider nirgends. Gleichwohl verlor ich den Muth nicht, mein Unternehmen war ja ein so schönes. Ach, sagte ich mir, was liegt an dem Gesichtsausdrucke? Was liegt an der äußern Hülle, welche die Augen erblicken? Kann nicht der finsterste Kasten Gold einschließen? Muß sich alles, was in uns liegt, auf den ersten Blick verrathen? Und wer hat es nicht gelernt, seine Seele und seine Gedanken von dem gewöhnlichen Ausdrucke seines Gesichtes zu sondern?

Ich nahm mir vor meine Zweifel aufzuklären; aber welche Mittel sollte ich anwenden? Lady Mary oder Lord James Rysington zu fragen, war geradezu unmöglich. Mit den Dienstreuten plaudern? Sie waren sämmtlich Franzosen und nicht lange erst im Hause. Ein englischer Kammerdiener, der einzige, welcher seinem Herrn gefolgt, war nach London geschickt worden. Endlich entschloß ich mich, meine Nachforschungen vorzugsweise auf den Lord zu richten. Ich fürchtete mich nicht mehr vor seiner strengen Miene und dachte bei mir: „wenn man in einem Walde einen scheinbar abgestorbenen Baum findet, so macht man einen Einschnitt, um zu ermitteln, ob der Saft unter der

totden Rinde noch lebt; so werde ich an sein Herz klopfen und erfahren, ob nicht das Leben irgendwo noch verborgen ist.“ Ich wartete auf eine Gelegenheit.

In einer Nacht ließ Lord Rysington mich rufen; er litt heftige Schmerzen und nachdem ich gethan hatte, was nach den Umständen zu thun war, blieb ich bei dem Kranken, um den Erfolg meiner Anordnungen zu beobachten. Das Zimmer war düster, da nur eine Kerze in demselben brannte. Lord Rysington lag mit geschlossenen Augen auf dem Bette, wie gewöhnlich, wenn er sich ansahnte, Schmerz zu ertragen. Er klagte niemals, sondern blieb gerade und unbeweglich auf seinem Bette liegen wie das Bild eines Königs auf dem Grabmahle. Gewöhnlich ließ er sich dabei vorlesen, weil er hoffte, daß die Gedanken des Buches entweder seinen Geist beschäftigen oder daß die eintönige Stimme des Vorlesers ihn in Schlaf lullen würde.

Auch in der erwähnten Nacht winkte er mir mit seiner knochendürren Hand, ein Buch zu nehmen und zu lesen; aber ich suchte vergebens; Bücher und Zeitungen waren in ein anderes Zimmer geholt worden und alle Thüren waren verschlossen, so daß ich kein Buch erhalten konnte, wenn ich nicht klingelte und Lärm im Hause machte. Lord Rysington machte ein Zeichen der Ungeduld, dann der Ergebung und deutete auf einen Stuhl an seinem Bette, damit ich mich da niederseze. Wir sprachen lange nicht und nur die Uhr unterbrach die Stille durch ihr regelmäßiges Ticken. Der Schlaf kam nicht. Mit einem Male schlug der Lord die Augen auf, sah mich an und sagte:

„Erzählen Sie mir etwas, was Sie wollen.“

Dann schlossen sich seine Augen wieder und er wartete.

Mein Herz klopfte ungestüm, der Augenblick war gekommen.

„Mylord,“ sagte ich, „ich fürchte nichts zu wissen, was Sie interessiren könnte. Ich kann nur von mir und von Ereignissen aus meinem Leben sprechen. Was kann ein Mann vom Lande erzählen, der mit Wenigem zufrieden, in Dunkel und in der Ruhe lebte? Ich habe mein Dorf nicht verlassen. Es liegt schön im Gebirge und wenn man nicht da geboren wäre, würde man es auswählen, um da zu wohnen. — Nicht weit von meinem Dorfe liegt ein Landhäuschen, in welchem ich reiche Leute sah, die hätten wegreisen können und doch blieben. Sie waren ein Paar, aber leider blieb bald nur eine arme junge Frau da bis zur Geburt ihres Sohnes. Mylord, diese Frau ist eine Landsmännin von Ihnen, eine Engländerin, schön wie wenige in England und bei uns und gut wie nur die Engel im Himmel. Sie zählte erst achtzehn Jahre als ich sie vater- und mutterlos und auch schon als Wittve eines angebeteten Mannes verließ; sie ist schwächlich, fast krank und doch muß sie leben, denn wer sollte ihren kleinen Sohn schützen? Ach Mylord, es giebt recht unglückliche Menschen in dieser Welt. In der Mitte des Lebens oder wenn das Alter sich eingefunden hat, unglücklich zu werden, ist ohne

Zweifel auch sehr traurig, man besitzt aber doch einige angenehme Erinnerungen, die uns tröstend zurufen, daß auch wir unsern Theil, unsere Zeit, unser Glück gehabt haben; aber wenn man weinen muß, ehe man achtzehn Jahre zählt, so ist das noch viel trauriger, denn nichts erweckt die Todten und man hat sein ganzes Leben hindurch zu weinen. Das arme Kind! Man sieht einen Bettler am Wege, der friert und hungert; man giebt ihm ein Almosen und sieht ihn ohne Kummer an, weil ihm geholfen werden kann; aber der unglücklichen Frau, deren Herz gebrochen ist, kann man nicht anders helfen als wenn man sie liebt, — und Niemand ist da, der ihr dies Almosen reichen könnte.

Ach, Mylord, wenn Sie wüßten, welch' schöner junger Mann ihr Gatte war! Kaum dreiundzwanzig Jahre alt, mit edelem Gesicht und hoher stolzer, kluger Stirn wie die Ihrige, mit dunkelblauen etwas träumerischen Augen, in denen viel Trauer lag — ich habe es wohl erfahren warum . . . weil er seinen Vater und sein Vaterland liebte und doch fern von ihnen sein mußte. Sein Lächeln verrieth sein liebevolles Herz. Ach, wie würde er sich über sein Kind gefreut haben, wenn er es hätte sehen können! Er liebte es schon ehe es geboren war und blickte lächelnd die Wiege an, die es aufnehmen sollte. Der arme, arme junge Mann! Ich sah ihn in einer Gewitternacht in einem dunkeln Walde bewegungs- und leblos, mit beschmutzten Kleidern, die Stirn von einer klaffenden Wunde zerrissen, am Boden liegen! Ach ich sah William . . .

„Sie waren Zeuge des Todes meines Sohnes!“ rief Lord Kyffington aus, indem er sich im Bett emporrichtete wie ein Gespenst und mich mit so großen, so durchbohrenden Augen ansah, daß ich entsetzt zurückwich; aber trotz des Dunkels im Zimmer glaubte ich eine Thräne an den Wimpern des alten Mannes hängen zu sehen.

„Mylord,“ entgegnete ich, „ich sah Ihren Sohn sterben und sein Kind zur Welt kommen.“ Es folgte eine lange Pause.

Lord Kyffington blickte mich unverwandt an; dann bewegte er sich, seine zitternde Hand suchte die meinige und drückte sie. Dann sank er matt auf die Kissen zurück.

„Genug, genug!“ sprach er. „Ich bedarf der Ruhe. Lassen Sie mich allein.“

Ich verbeugte mich und ging.

Ich will Ihnen, meine Damen, meine zahlreichen ehrerbietigen Bemühungen bei Lord Kyffington, seine Unentschlossenheit, sein Schwanken nicht schildern und wie endlich seine Vaterliebe und sein Familienstolz über den Groll triumphirten. Drei Monate nach dem Vorfalle, den ich eben erzählt habe, erwartete ich auf der Schwelle des Hauses in Montpellier Eva Meredith und deren Sohn, welche in ihre Familie zurückberufen worden waren, um da in alle ihre Rechte einzutreten. Es war ein schöner Tag für mich.

Lady Mary, die als Frau, welche sich vollkommen zu

beherrschen weiß, ihre Freude verheimlicht hatte, als ihr Sohn durch Familienzwist zum künftigen Erben ihres Bruders gemacht worden war, verheimlichte noch besser ihren Groll und Born, als Eva Meredith oder vielmehr Eva Kyffington mit ihrem Schwiegervater sich wieder ausöhnte. Die Marmorstirn der Lady Mary blieb unverändert, aber unter dieser scheinbaren Ruhe mußten schlimme Leidenschaften ihr Herz erfüllen.

Ich stand also an der Thüre als der Wagen Eva Merediths in den Hof des Hauses fuhr. Sie reichte mir die Hand und flüsterte: „ich danke Ihnen, lieber Freund, ich danke Ihnen.“ Dann trocknete sie die Thränen, die in ihren Augen zitterten, nahm ihr Kind, einen Knaben von drei Jahren, an die Hand und trat in ihre neue Wohnung ein. „Ich fürchte mich,“ sagte sie. Sie war noch immer die schwache, vom Unglück gebrochene, bleiche, traurige, schöne Frau, die an keine irdische Hoffnung mehr glaubte und nur an den Himmel dachte. Ich ging neben ihr und während sie in ihrer Trauerkleidung die ersten Stufen der Treppe hinauf schritt, erschien Lady Mary mit ihrem Sohne oben. Lady Mary trug ein Kleid von braunem Sammet mit schönen Armbändern an den Armen; eine reiche goldene Kette zog sich wie ein Diadem um ihre Stirn. Sie ging festen Schrittes, mit stolzerhobenem Haupte einher. So sahen einander diese beiden Mütter zum ersten Male.

„Willkommen!“ sagte Lady Mary, indem sie Eva Meredith begrüßte.

Eva versuchte zu lächeln und erwiderte einige freundliche Worte. Wie hätte sie, die nur lieben konnte, den Haß errathen können? Wir gingen nach dem Zimmer Lord Kyffingtons und Eva, die sich kaum aufrecht erhalten konnte, trat zuerst ein. Sie that einige Schritte, dann kniete sie vor dem Stuhle ihres Schwiegervaters nieder, fastete ihr Kind mit beiden Händen, setzte es auf die Knie des Alten und sagte:

„Da ist sein Sohn.“

Dann weinte die Arme und schwieg.

Lord Kyffington betrachtete das Kind lange und in dem Maße wie er die Züge des Sohnes erkannte, den er verloren hatte, wurde sein Auge naß und liebreich. Es kam sogar ein Augenblick, in welchem er sein Alter und das erduldet Leid vergaß und sich in die Zeiten zurückversetzt glaubte, da er seinen Sohn als Kind an sein Herz gedrückt hatte.

„William! William!“ flüsterte er. „Meine Tochter!“ setzte er dann hinzu, indem er Eva die Hand reichte.

Meine Augen füllten sich mit Thränen. Eva hatte eine Familie, einen Beschützer, ein Vermögen; ich war glücklich und ich weinte vielleicht gerade deswegen.

Das Kind, das ruhig auf den Knien seines Großvaters geblieben war, hatte weder Freude noch Furcht gezeigt.

„Willst Du mich lieben?“ fragte es der alte Mann. Das Kind sah ihn an und antwortete nicht.
 „Verstehst Du mich? Ich will Dein Vater sein.“
 „Entschuldigen Sie ihn,“ sagte die Mutter; „er ist immer allein gewesen, er ist noch so klein und er fürchtet sich vor den vielen Leuten; später, Mylord, wird er Ihre freundlichen Worte verstehen.“

Ich sah das Kind an und erinnerte mich an meine trüben Besorgnisse. Ach sie wurden zur Gewissheit. Die schreckliche Angst, die Eva während ihrer Schwangerschaft erlitten, hatte traurige Folgen für ihr Kind gehabt und nur einer Mutter in ihrer Jugend, ihrer Liebe und Unerfahrenheit hatte so lange sein Unglück unbekannt bleiben können.

Lady Mary betrachtete gleichzeitig mit mir das Kind und nie in meinem Leben werde ich den Ausdruck ihres Gesichts vergessen. Sie stand da und ihr durchdringender Blick ruhte auf dem kleinen William, dem sie in das Herz hineinschauen zu wollen schien. Je länger sie hinsah, um so blißender wurden ihre Augen; dann öffnete sich ihr Mund zu einem halben Lächeln und ihr Athem wurde kurz und schnell, als wenn sie ihre Freude kaum zu beherrschen vermocht hätte. Auf ihrem Gesichte sprachen sich Hoffnung, Zweifel, Erwartung aus. Endlich schien sie ihrer Sache gewiß zu sein; sie richtete sich stolz empor, ließ einen Blick der Verachtung auf Eva, ihre besiegte Feindin, fallen und wurde dann wieder vollkommen kalt und ruhig.

Lord Kyngton, den die heftigen Gefühle an diesem Tage sehr angegriffen hatten, schickte uns aus seinem Zimmer fort und blieb den ganzen Abend hindurch allein.

Am andern Tage, nach einer unruhigen Nacht, als ich zu Lord Kyngton kam, war bereits die ganze Familie um ihn versammelt; Lady Mary hielt den kleinen William auf ihren Knien — wie der Tiger seine Beute.

„Das schöne Kind!“ sagte sie. „Sehen Sie nur, Mylord, das seidene weiche blonde Haar, wie es in der Sonne glänzt! Aber, liebe Eva, ist denn Ihr Kind immer so still? Es hat die Lebendigkeit und Heiterkeit seines Alters nicht.“

„William ist immer traurig,“ antwortete Madame Meredith. „Bei mir konnte er freilich nicht lachen lernen.“

„Wir wollen versuchen ihn aufzuheitern,“ fuhr Lady Mary fort. „Komm, Kind, küsse Deinen Großvater, reiche ihm die Händchen und sage ihm, daß Du ihn lieb habest.“

William rührte sich nicht.

„Kannst Du nicht küssen? Harry, komm Du, geh Deinem Cousin mit gutem Beispiele voran und küsse den Onkel.“

Harry sprang auf die Knie des Lord Kyngton, schlang seine beiden Arme um den Hals des Alten und sagte:

„Onkel, ich habe Dich lieb.“

„Nun ist die Reihe an Dir, lieber William,“ sagte Lady Mary.

William blieb unbeweglich, ja er schlug nicht einmal die Augen zu seinem Großvater auf.

Aus den Augen Eva's rann eine Thräne.

„Es ist meine Schuld,“ sagte sie, „ich habe mein Kind schlecht erzogen.“

(Fortsetzung folgt)

Herstelle.

Westphälische Sage.

Erzählt von J. Seiler.

Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen und oft weilte er dort, von harten Kriegszügen rastend, oder zu neuen Schlachten Kräfte und Freudigkeit sammelnd. Im weiten deutschen Lande und ferner noch hinaus, bis zu den Städten des Morgenlandes, kannte man den Namen des großen Kaisers und seiner festen Felsenburg. Ein Jahrtausend ist vorübergerauscht und hat auch die letzten Spuren des kaiserlichen Schlosses vertilgt. Aber in der heiligen Osternacht um die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen, und Schloß und Kaiser und Mannen erheben sich aus dem Schooße der Tiefe. Dann sind die Thürme und Warten und zackigen Giebel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen. Und den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf dem marmornen Throne sitzt mit Zepher und Krone und Schwert. Nicht lange währt es dann, so kommt ein alter bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthron auf die Kniee nieder und spricht leise und kummervoll:

„Noch ist des Zaubers kein Ende —
 Noch weint das deutsche Land —
 Noch reichen sich nicht die Hände
 Brüder zum heiligen Band!
 Noch ist's nicht an der Zeit —
 Noch ist Erlösung weit!“ —

Ein tiefer Seufzer ringt sich dann aus des alten Kaisers Brust; die Augen gehen ihm über von schweren Thränen; Schloß und Thürme und Alles versinkt wieder; auch die Männer kehren in den Abgrund zurück, und nicht eher bis in der nächsten Osternacht kommen sie wieder, und keiner weiß, wann sie zum letzten Male erscheinen werden.



Erzählung

eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Und Eva Meredith nahm William auf ihre Knie und die Thränen, die aus ihren Augen quollen, fielen auf die Stirn ihres Kindes; es küßte sie nicht und schloß an dem Herzen seiner Mutter ein.

„Bemühen Sie sich, dem William die Schüchternheit abzugewöhnen,“ sagte Lord Kyngton.

„Ich werde mir Mühe geben,“ antwortete Eva in dem Tone eines gehorsamen Kindes, den ich schon lange an ihr kannte; „ich werde mir Mühe geben und es gelingt mir vielleicht auch, wenn Lady Mary mir freundlich sagen will, was sie gethan hat, um ihr Kind so heiter und glücklich zu machen.“

Dann sah die trostlose Mutter Harry an, der neben dem Stuhle Lord Kyngtons spielte und ihr Blick fiel endlich wieder auf ihr armes schlafendes Kind.

„Es hat gelitten schon ehe es zur Welt kam,“ sprach sie leise; „wir sind beide sehr unglücklich gewesen, aber ich werde mich bestreben nicht mehr zu weinen, damit William so heiter werde wie die andern Kinder.“

Es vergingen zwei Tage, zwei Tage voll ängstlicher Besorgniß und Unruhe. Die Stirn Lord Kyngtons war sorgenvoll und sein Blick oftmalß fragend auf mich gerichtet. Ich wendete immer die Augen ab, damit ich keine Antwort zu geben brauchte.

Am Morgen des dritten Tages trat Lady Mary mit Spielsachen aller Art herein, die sie den beiden Kindern brachte. Harry ergriff sogleich einen Degen und lief jubelnd in dem Zimmer umher. William blieb unbeweglich und hielt in den Händchen die Spielsachen, welche man ihm reichte, ohne daß er sie zu brauchen versuchte; er sah sie nicht einmal an.

„Da, Mylord,“ sagte Lady Mary zu ihrem Schwager, „geben Sie das Buch Ihrem Enkel, vielleicht wird seine Aufmerksamkeit durch die Bilder darin gereizt.“

Sie führte dann William zu Lord Kyngton. Das

Kind ließ alles mit sich machen, ging und blieb da, wo man es hinstellte, wie eine Bildsäule stehen.

Lord Kyngton schlug das Buch auf und Aller Augen wendeten sich auf die Gruppe, welche in diesem Augenblicke der Alte mit seinem Enkel bildete. Der Lord saß finster, ernst, schweigend da, schlug langsam mehre Blätter um, hielt bei jedem Bilde an und betrachtete dabei William, dessen stiere Blicke sich nicht einmal auf das Buch richteten. Der Lord schlug noch einige Blätter um, dann wurde seine Hand unbeweglich, das Buch glitt von seinen Knien herunter und ein unheimliches Schweigen herrschte in dem Zimmer.

Lady Mary trat zu mir und bückte sich an mein Ohr, als wolle sie mir leise etwas sagen, aber sie sprach so laut, daß es Alle hören konnten:

„Aber das Kind ist ja blödsinnig, Doctor!“

Ein Schrei antwortete ihr. Eva sprang auf, als wäre sie vom Blitz getroffen worden, ergriff ihren Sohn, den sie krampfhaft an ihre Brust drückte und antwortete, während ihre Augen zum erstenmal lebhaft glänzten:

„Blödsinnig! blödsinnig, weil er sein ganzes Leben hindurch unglücklich gewesen ist und so lange seine Augen geöffnet sind, nur Thränen gesehen hat? Weil er nicht spielen kann wie Ihr Kind, das immer Freude um sich sah? Ach, Madame, Sie kränken das Unglück. Komm, mein Kind!“ setzte Eva weinend hinzu; „Komm, wir wollen diese mitleidslosen Herzen verlassen, die nur harte Worte für unser Unglück haben.“

Und die unglückliche Mutter ging mit ihrem Knaben auf den Armen schnell in ihr Zimmer hinauf. Ich folgte ihr. Sie setzte da William ab, kniete vor dem Kinde nieder und sprach: „mein Kind! mein Kind!“

William ging zu ihr und legte sein Köpfschen auf die Achsel seiner Mutter.

„Doctor,“ fuhr sie dann zu mir gewendet fort, „er liebt mich, Sie sehen es; er kommt zu mir, wenn ich ihn rufe; er umarmt mich. Seine Liebkosungen genügten, um mich in meinem Unglücke zu beruhigen. Mein Gott, ist dies denn nicht genug? Sprich, William, beruhige mich, finde ein tröstendes Wort, ein einziges für Deine verzweifelnde Mutter. Bis jetzt verlangte ich von Dir nichts als

die Züge Deines Vaters und Ruhe, damit ich ohne Zwang weinen könnte. Heute, William, mußt Du mit mir reden. Siehst Du nicht meine Thränen, meine Angst? Liebes Kind, Du bist so schön, Deinem Vater so ähnlich, sprich, sprich mit mir."

Aber ach, das Kind blieb bewegungslos, kalt, geistlos; nur ein Lächeln zog über seine Lippen und dies Lächeln war grauenhaft anzusehen. Eva barg ihr Gesicht unter beiden Händen und blieb am Boden knien. Lange hörte ich sie schluchzen.

Da betete ich zu dem Himmel, daß er mir tröstende Gedanken eingeben möchte, welche der armen Mutter einen Schein von Hoffnung zu geben vermöchten. Ich sprach dann zu ihr von der Zukunft, von zu erwartender Heilung, von möglicher Aenderung; aber die Hoffnung folgt der Lüge nicht. Da wo sie nicht wirklich existirt, zeigt sie sich auch nicht. Ein schrecklicher Schlag war erfolgt und Eva Meredith hatte plötzlich die ganze Wahrheit erkannt.

Von diesem Tage an fand sich jeden Morgen nur ein Kind in dem Zimmer des Lord Kyngton ein. Zwei Frauen erschienen da, aber nur eine schien zu leben, die andere schwieg wie die Todten; die eine sagte: mein Sohn; die andere erwähnte nie ihr Kind; die eine ging mit stolzer Stirn einher, die andere ließ das Haupt auf die Brust sinken, um die Thränen so besser verbergen zu können; die eine war schön und hoffnungsstrahlend, die andere bleich und schwarz gekleidet. Der Kampf war beendet. Lady Mary hatte den Sieg gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht von Vera-Cruz.

(Zu dem Holzschnitte.)

Die Nordamerikaner haben sich nach den neuesten Nachrichten in ihrem Kampfe mit den Mexikanern nach einer ziemlich heftigen Beschießung der Stadt Vera-Cruz und des dabei gelegenen sehr starken Forts San Juan de Ulloa bemächtigt. Es ist dies eine ihrer wichtigsten Eroberungen, denn Vera-Cruz, das für den Handel sehr günstig am mexikanischen Meerbusen liegt, auch jetzt bedeutenden Verkehr hat, wird unter der Herrschaft der Vereinigten Staaten wahrscheinlich bald wieder zu der Handelsbedeutung gelangen, welche der Ort sonst unter den Spaniern hatte.

Von weitem sieht die Stadt Vera-Cruz reizend aus. Die regelmäßigen Festungswerke, welche mit den unregelmäßigen Dächern der Bürgerhäuser, öffentlichen Paläste, Pfarrkirchen, Klöster und Hospitäler verschmelzen, die lange

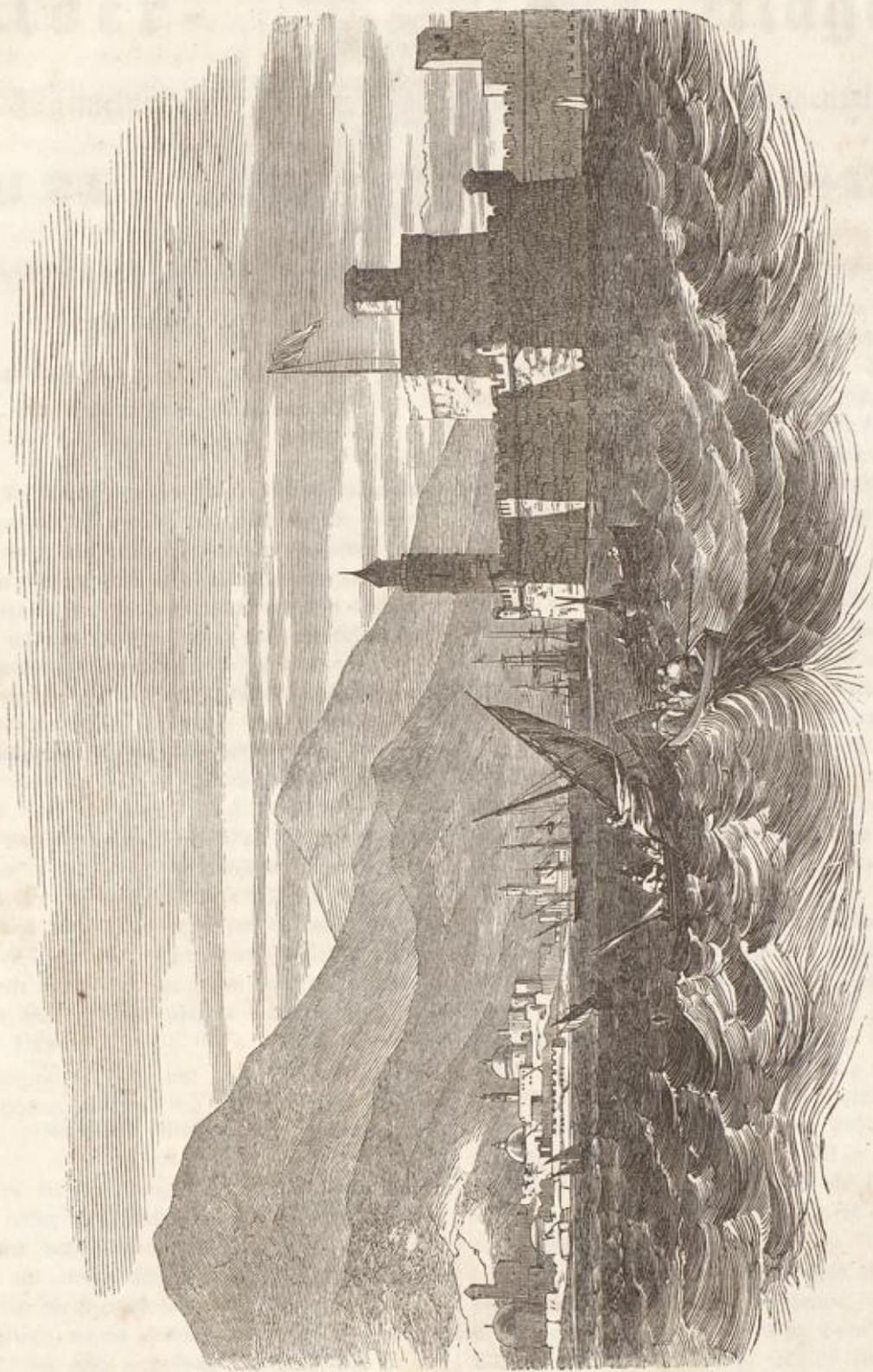
Reihe von Terrassen, die gleichsam ein weißes Schachbret über der Stadt bilden, ihre weißlichen Kuppeln, alles zusammen gefällt dem Auge. Leider wohnt der Tod unter diesem lachenden Aeußern, denn das gelbe Fieber hauset schrecklich hier unter den Europäern und richtet noch größere Verheerungen an als an irgend einem andern Orte.

Die Kirchen sind nicht eben merkwürdig, die Privathäuser dagegen haben ein meist hübsches Aussehen. Sie sind ein-, zwei- auch dreistöckig, in dem alten maurischen Styl gebaut und haben demnach einen großen vierseitigen Hof, der von Verandahs oder bedeckten Galerien umgeben ist. Die Dächer sind platt und aus allem erkennt man das Bestreben, die Wohnungen vor zu großer Hitze zu schützen.

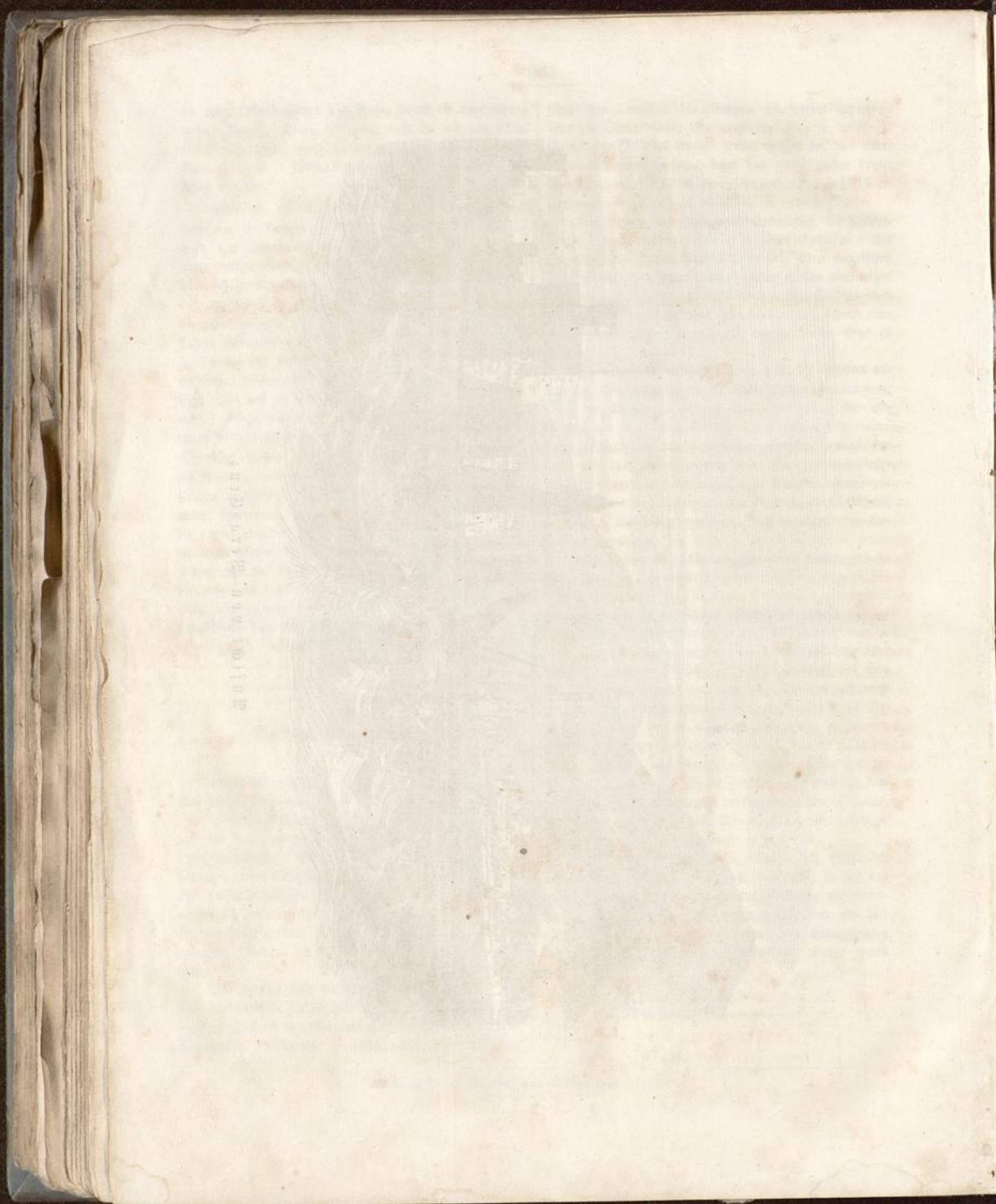
Die Zahl der Einwohner mag 12 bis 14,000 betragen. Die Umgebungen der Stadt bestehen in sandigem, kaum der Bebauung fähigem Boden. Deshalb sind alle Gegenstände der ersten Nothdurft, die man aus weiter Ferne bringt, außerordentlich theuer. Dieser Umstand, die Dede und das immer drohende gelbe Fieber machen Vera-Cruz zu einem gar nicht angenehmen Aufenthaltsorte, zumal auch die geselligen Verhältnisse keine Entschädigung gewähren. Man lebt vereinzelt, nur im Kreise der Geschäftsverbindungen.

Man nennt die Stadt oft Vera-Cruz-Nueva, um sie von einem Vera-Cruz-Vieja zu unterscheiden, das an der Mündung des Rio Antigua liegt. Sie wurde von dem Grafen von Monterey zu Ende des 16. Jahrhunderts gegründet, erhielt aber ihre Privilegien erst 1615 unter Philipp II. Trotz ihrer traurigen Lage in der öden Sandebene ohne Wasser, vergrößerte sie sich bald. Das Wasser, das man findet, ist salzig und kann nur zum Waschen gebraucht werden. Die wohlhabenden Einwohner trinken meist Regenwasser, das sie in Cisternen sammeln, die Armen schöpfen das ihrige aus einem Graben. In der Nähe der Stadt giebt es keine Berge (auf unserm Bilde sind die Berge zu nahe an die Stadt gerückt, man muß sich dieselben in weiterer Entfernung denken), nicht einmal Steine, weshalb die Häuser, wie die Mauern des Forts, von einer Art poröser weißer Korallenmasse erbauet sind.

In der Entfernung steigen allmählig die Berge der mexikanischen Hochebene empor und man trifft so bald das reizende Talapa, das Paradies der Kaufleute von Vera-Cruz, welche viele Lusthäuser da besitzen und sich hier aufzuhalten pflegen, um sich von den übeln Einwirkungen des ungesunden Klimas der Küstenstadt wieder etwas zu erholen.



Anficht von Wera-Gruf.





Erzählung

eines Arztes.

Nach dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Man ließ Harry vor den Augen Evas spielen und das war grausam. Man ließ ihn, ohne auf die Herzenspein der armen Frau zu achten, vor dem Oheime hersagen was er gelernt hatte und rühmte seine Fortschritte. Die ehrgeizige Mutter berechnete alles, um den Erfolg zu sichern und während sie sanfte Worte und erheuchelten Trost für Eva Meredith hatte, folterte sie zu jeder Stunde des Tages ihr Herz. Lord Kyngton, dessen liebste Hoffnungen zertrümmert waren, hatte die kalte Gleichgültigkeit wieder angenommen, die mich immer so sehr erschreckte. Es war jetzt, wenn ich mich so ausdrücken soll, der Stein, welcher das Grab verschließt. Obgleich vollkommen artig gegen seine Schwiegertochter, hatte er doch kein Wort der Liebe für sie; die Tochter des amerikanischen Pflanzers konnte nur als Mutter seines Enkels einen Platz in seinem Herzen finden und dieses Kind sah er jetzt für nicht existierend an. Lord Kyngton war düsterer und schweigsamer als je und bedauerte vielleicht meinen Bitten nachgegeben und sein Alter durch ein peinliches, überdies nutzloses Gefühl erschüttert zu haben.

Es verging ein Jahr und dann folgte ein trauriger Tag, an welchem der Lord Eva Meredith rufen ließ, sie aufforderte, neben seinem Stuhle Platz zu nehmen und sagte:

„Hören Sie mich an, Madame, und mit Muth. Ich will redlich und ehrlich gegen Sie handeln und Ihnen nichts verheimlichen. Ich bin alt und krank und muß mich mit meinen Angelegenheiten beschäftigen. Sie stehen traurig, für Sie und für mich. Von meinem Grolle bei der Heirath meines Sohnes will ich nicht sprechen. Ihr Unglück hat mich entwaffnet; ich habe Sie zu mir gerufen und wünschte in Ihrem Sohne William den Erben meines Vermögens, den jungen Mann zu sehen und zu lieben, auf den sich alle meine Träume von Zukunft und Ehrgeiz gründeten.“

„Ach, Madame, das Schicksal ist grausam gegen uns gewesen. Die Wittve und der Sohn meines Sohnes werden erhalten, was ihnen eine ehrenvolle Existenz sichern kann; da ich aber Herr eines Vermögens bin, das ich allein erworben habe, so adoptire ich meinen Neffen und setze ihn von nun an für meinen einzigen Erben an. Ich kehre nach London zurück, um meine Angelegenheiten selbst zu beaufsichtigen. Folgen Sie mir; mein Haus ist das Ihrige und ich werde Sie mit Freuden darin sehen.“

Eva fühlte zum ersten Male (sie hat es mir später gesagt), daß der Muth in ihr an die Stelle der Niedergeschlagenheit trat. Sie besaß die Kraft, welche ein edeler Stolz giebt, richtete also den Kopf empor und wenn auch auf ihrer Stirn der Stolz der Lady Mary nicht lag, so las man doch die Würde des Unglücks darauf.

„Reisen Sie, Mylord,“ antwortete sie; „reisen Sie, aber ich werde Ihnen nicht folgen. Ich kann nicht Zeugin der Zurücksetzung meines Sohnes sein. Sie haben ihn sehr rasch für immer verurtheilt. Wer kennt die Zukunft? Sie verzweifeln sehr bald an Gottes Barmherzigkeit.“

„Die Zukunft,“ entgegnete Lord Kyngton, „liegt in meinem Alter ganz in dem Tage, der verläuft. Wenn ich handeln will, muß ich es am Morgen thun ohne auf den Abend zu warten.“

„Handeln Sie also ganz nach Ihrem Belieben,“ antwortete Eva. „Ich kehre in die Wohnung zurück, in welcher ich mit meinem Manne glücklich war, ich kehre mit Ihrem Enkel, Lord William Kyngton, dahin zurück. Diesen Namen, sein einziges Erbe, behält er und wenn ihn die Welt erst erfahren sollte, wenn sie ihn auf seinem Grabsteine liest. Ihr Name, Mylord, ist der Name meines Sohnes.“

Acht Tage später ging Eva Meredith die große Treppe des Hauses hinunter und hielt wiederum, wie damals als sie in diesem Hause erschien, ihren Sohn an der Hand. Lady Mary befand sich einige Schritte hinter ihr; zahlreiche Diener sahen ihr mit stiller Trauer nach und bedauerten die sanfte Herrin, die aus dem Waterhause verstoßen wurde.

Eva verließ hier die einzigen Menschen, die sie auf

der Erde kannte, die einzigen, deren Mitleid zu beanspruchen sie ein Recht hatte. Es öffnete sich nun vor ihr die Welt weit und leer; sie glich Hagar, als sie nach der Wüste aufbrach.

„Es ist schrecklich, Doctor!“ riefen die Zuhörer des alten Arztes aus. „Sieht es denn wirklich so ganz unglückliche Menschen? Und Sie haben sie selbst gekannt?“

„Ich habe sie gekannt, aber Ihnen noch nicht alles gesagt,“ antwortete der Arzt. „Lassen Sie mich zu Ende kommen.“

Bald nach der Abreise Eva Meredith's brach auch Lord Kyngton nach London auf und als ich frei war, gab ich jeden neuen Wunsch nach mehr Kenntnissen auf; ich wußte für mein Dorf genug und kehrte schnell dahin zurück.

So saßen wir also nun wieder in dem weißen Häuschen beisammen wie vor zwei Jahren, aber wie sehr hatte die Zeit, die unterdeß vergangen war, das Unglück vergrößert! Niemand wagte von der Zukunft zu sprechen, von jenem unbekanntem Augenblicke, dessen wir so sehr bedürfen und ohne den der gegenwärtige Tag, wenn er ein glücklicher ist, in zu schwachem Glück, ist er ein trauriger, mit zu großem Unglücke vergeht. Ich sah nie einen Schmerz, der in seiner Einfachheit edeler, in seiner Kraft ruhiger gewesen wäre als der Eva Meredith's. Sie betete noch zu Gott, der sie so schwer heimgesucht hatte. Gott war für sie das Wesen, welches das Unmögliche möglich machen kann und bei dem die Hoffnung neu ersteht, wenn alle irdischen Hoffnungen erloschen sind. Ihr so glaubensvoller Blick, den ich schon so sehr bewundert hatte, ruhte auf der Stirn ihres Kindes, als erwartete sie da das Erscheinen des Geistes, den sie durch ihr Gebet herbeirief. Ich kann Ihnen die muthige Geduld dieser Mutter nicht schildern, die mit ihrem Sohne sprach, welcher sie anhörte ohne sie zu verstehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche Schätze von Liebe, sinnreicher Gedanken und Erzählungen sie vor diesem verschlossenen Verstande austreute, der wie ein Echo die letzten Worte der liebevollen Sprache wiederholte; sie erklärte ihm Gott, den Himmel, die Engel; sie bemühte sich den Knaben beten zu lehren; sie faltete seine Händchen, aber sie vermochte es nicht zu bewirken, daß er die Augen zum Himmel emporhob.

Sie versuchte unter allen möglichen Formen den ersten Kinderunterricht; sie las ihm vor, sie sprach mit ihm, beschäftigte seine Augen durch Bilder und versuchte es mit der Musik.

Eines Tages machte sie sogar eine ungewöhnliche, eine schreckliche Anstrengung und erzählte William den Tod seines Vaters; sie hoffte, sie erwartete eine Thräne. Aber das Kind schlief an diesem Morgen ein, während sie ihm erzählte und es wurden zwar Thränen vergossen, aber sie flossen aus Evas Augen.

Sie erschöpfte sich so in vergeblichem Bemühen, in

ausdauerndem Kampfe; sie arbeitete, um noch ferner hoffen zu können; aber in den Augen Williams waren die Bilder nur Farben, in seinen Ohren waren die Worte nur Töne. Das Kind aber wuchs heran und wurde bewundernswürdig schön. Wenn man es nur einen Augenblick gesehen, hätte man die Unbeweglichkeit seiner Züge Ruhe nennen können, aber diese langedauernde, ununterbrochene Ruhe, dieser Mangel an allem Verdruß, an allen Thränen machte einen unheimlichen traurigen Eindruck auf uns. Ach, das Leiden muß wohl von unserer Natur unzertrennlich sein, da das ewige Lächeln jedermann zu dem Ausrufe veranlaßte: „Der arme Blödsinnige.“ Die Mutter kannte das Glück nicht, das in den Thränen eines Kindes liegt. Eine Thräne ist ein Wunsch, ein Bedauern, eine Befürchtung, mit einem Worte ein Zeichen, daß das Leben begriffen wird. William war mit Allem zufrieden. Er schien den ganzen Tag lang mit offenen Augen zu schlafen; er ging nicht schneller und kehrte nicht um; er floh vor keiner Gefahr; er kannte keine Langeweile, keine Ungeduld, keinen Jorn. Wenn er den Worten, die man zu ihm sprach, nicht zu gehorchen verstand, so gehorchte er wenigstens der Hand, die ihn leitete. Es blieb in dieser Natur, die alles Licht entbehrte, nur ein Instinct übrig: er kannte seine Mutter, ja er liebte sie. Er stützte sich gern auf ihre Knie, auf ihre Schulter; er umarmte sie. Wenn ich ihn lange fern von ihr hielt, machte sich eine gewisse ängstliche Unruhe in ihm bemerklich. Führt ich ihn zu der Mutter zurück, so zeigte sich in ihm zwar keine Freude, aber er ward ruhig. Diese Zärtlichkeit, dieser schwache Schein von Herzlichkeit machte das Leben Eva's aus. Sie schöpfe daraus die Kraft zu versuchen, zu hoffen, zu warten. Wenn ihre Worte nicht verstanden wurden, so verstand er doch wenigstens ihre Küsse. Wie oft faßte sie den Kopf ihres Sohnes mit den Händen und küßte, küßte wiederholt die Stirn William's, als hoffe sie, ihr Leben werde endlich die kalte stumme Seele entzünden! Wie oft wartete sie auf ein Wunder, während sie ihren Sohn in den Armen hielt und sein ruhiges Herz an ihr stürmisch klopfendes Herz drückte!

Oft vergaß sie sich in der Dorfkirche. (Sie gehörte einer katholischen Familie an.) Sie kniete da auf dem Steine vor dem Altare der Jungfrau, vor dem Marmorbilde Mariens mit dem Kinde und betete: „Ach Mutter des Heilandes, mein Sohn ist seelenlos wie das Bild des deinigens; bitte Gott um eine Seele für mein armes Kind!“

Sie gab allen armen Kindern im Dorfe Almosen, Brod und Kleidungsstücke und sagte: betet für ihn! Sie tröstete die kranken Mütter mit der stillen Hoffnung, daß auch sie getröstet werden würde. Sie trocknete alle Thränen in den Augen Anderer, um glauben zu können, daß auch sie zu weinen aufhören würde. Sie wurde in der ganzen Umgegend geliebt, verehrt, gesegnet; sie wußte

es und brachte mild dem Himmel, nicht mit Stolz, sondern hoffnungsvoll die Segenswünsche der Unglücklichen dar, um dafür die Begnadigung ihres Sohnes zu erhalten. Sie sah William gern schlafen, weil er dann schön und den andern Kindern ähnlich war; sie vergaß einen Augenblick, eine Secunde vielleicht, und vor den regelmäßigen Zügen, vor dem goldfarbigen Haar und den langen Wimpern, welche ihren Schatten auf die blühende Wange William's fallen ließen, war sie Mutter, Mutter fast mit Freude, fast mit Stolz. Gott hat Augenblicke des Erbarmens selbst gegen die, welche er zum Leide verurtheilt.

So vergingen die ersten Jahre der Kindheit William's und er erreichte das achte Jahr. Da ging in Eva Meredith eine traurige Veränderung vor, welche meinen aufmerkamen Blicken nicht entgehen konnte; sie hörte auf zu hoffen, entweder weil der schon ziemlich entwickelte Körper ihres Sohnes den Mangel an Verstand auffallender machte, oder weil ihre Seele, wie der Arbeiter, der sich den ganzen Tag abgemühet hat und Abends der Müdigkeit unterliegt, der unternommenen Aufgabe zu erliegen und sie in sich selbst zusammensinken schien. Sie gab die Bücher, die Bilder, die Musik, kurz alle Mittel auf, die sie zu Hilfe gerufen hatte; sie wurde still und niedergeschlagen, aber, wenn dies möglich war, noch liebevoller gegen ihren Sohn. Als sie zu glauben aufhörte, daß sie ihm die Möglichkeit gewähren könnte, in der Welt zu erscheinen, sich Freunde zu erwerben, eine Stellung zu erlangen, fühlte sie gleichzeitig, daß ihr Kind außer ihr Niemanden auf Erden habe und verlangte ein Wunder von ihrem Herzen, das Wunder, die Liebe zu vermehren, die sie bereits für ihn hegte. Sie wurde die Dienerin, die Sclavin ihres Sohnes; ihre Seele dachte an nichts mehr als ihn vor jedem Leide, vor jeder Unannehmlichkeit zu bewahren. Wenn ein Sonnenstrahl auf die Stirn William's fiel, stand sie auf, zog die Vorhänge zu und führte den Schatten herbei statt des zu grellen Lichtes, in welchem der Knabe die Augen niedergeschlagen hatte. Wenn sie Kälte fühlte, brachte sie William wärmere Kleidung; wenn sie hungerte, pflückte sie für William Früchte im Garten; war sie ermüdet, rückte sie für ihn den großen Lehnstuhl und weiche Kissen herbei, kurz sie beobachtete sich selbst, um die Gefühle ihres Sohnes zu errathen. Sie blieb thätig, aber die Hoffnung war vorüber.

William erreichte das elfte Jahr und nun begann die letzte Phase des Lebens Evas. William, der ungemein groß und stark für sein Alter war, brauchte die Pflege und Aufmerksamkeit jeden Augenblickes nicht mehr, die man den ersten Lebensjahren widmet; er war nicht mehr das Kind, das auf dem Schooße der Mutter einschläft; er ging allein in dem Garten umher, er ritt mit mir aus, und begleitete mich gern auf weiten Wanderungen im Ge-

birge, kurz, der Vogel verließ das Nest, ob es ihm gleich an Flügeln gebrach.

Das Unglück William's hatte nichts Schreckliches und Peinliches für das Auge. Er war ein Jüngling, schön wie der Tag, schweigend, ruhig, wie man es auf dieser Erde nicht ist; sein Blick drückte nur Ruhe aus, sein Mund konnte nur lächeln; er war weder linksch noch zudringlich. Mad. Meredith hatte nicht mehr zur Beschäftigung ihres Schmerzes jene Mutterthätigkeit; sie setzte sich wieder an dem Fenster nieder, von dem aus sie das Dorf und den Kirchturm sah, an derselben Stelle, wo sie ihren andern William so heiß beweint hatte. Ihr bleiches Gesicht wendete sich der äußern Luft zu als suchte sie von dem Winde, der aus den Bäumen rauschte, auch einige Kühlung für ihre Stirn. Ihre Kräfte waren erschöpft und die arme Dulderin versiel in Abzehrung. Ich sah sie trotz meiner Pflege abmagern und schwächer werden. Wo kann der Arzt Heilmittel finden, wenn die Seele leidet?

Die arme Fremde! Nur die Sonne ihrer Heimath und Glück hätten sie wieder aufrichten können, aber der Strahl der Sonne wie der Strahl des Glückes fehlten ihr. Lange bemerkte sie die Gefahr nicht, in welcher sie schwebte, weil sie an sich selbst nicht dachte; als sie aber ihren Lehnstuhl nicht mehr verlassen konnte, mußte sie sie wohl begreifen. Ich will Ihnen die ängstliche Besorgniß dieser Frau nicht zu schildern versuchen, wenn sie daran dachte, daß sie William ohne Stütze, ohne Freunde, ohne Beschützer, mitten unter gleichgiltigen Menschen zurück lassen sollte, da er doch ein liebende und leitende Hand brauche, wie ein Kind. Die Krankheit entwickelte sich schnell. Da befiel sie William öfterer im Hause und wollte ihn nicht mehr aus den Augen lassen.

„Bleibe bei mir!“ sagte sie, und William, der immer zufrieden war, wenn er sich bei seiner Mutter befand, setzte sich zu ihren Füßen nieder. Sie sah ihn lange an, bis sie durch die Thränen das sanfte Gesicht nicht mehr erkennen konnte; dann rief sie ihn noch näher an sich, drückte ihn an ihr Herz, und rief aus: „Ach, wenn doch mein Geist, der aus meinem Körper scheiden soll, der Geist meines Kindes werden könnte, wie gern wollte ich sterben!“

Eva konnte an der göttlichen Barmherzigkeit nie ganz verzweifeln und als jede Möglichkeit gewichen zu sein schien, träumte ihr Herz noch immer. Aber wie traurig war es, diese arme Mutter langsam vor den Augen ihres Sohnes hinstirben zu sehen, eines Sohnes, der nichts ahnete und der sie anlächelte, wenn sie ihn küßte.

„Er wird mich nicht betrauern,“ sagte sie, „er wird mich nicht beweinen und sich meiner nicht erinnern.“ Dann saß oder lag sie unbeweglich da in stummer Betrachtung ihres Kindes; ihre Hand suchte da bisweilen die meinige. „Sie lieben ihn, guter Doctor?“ flüsterte sie.

„Ich werde ihn nie verlassen,“ antwortete ich ihr,

„so lange er keinen bessern Freund hat als mich.“ Gott im Himmel und der arme Dorfdoctor auf Erden waren die Beschützer, denen sie ihren Sohn anvertraute.

Der Glaube ist etwas Großes. Diese verwitwete, enterbte, neben einem blödsinnigen Kinde sterbende Frau war noch immer nicht in die Verzweiflung versunken. Ein unsichtbarer Freund stand neben ihr; auf ihn schien sie sich zu stützen und oft auf die heiligen Worte zu lauschen, die sie allein vernahm.

Eines Morgens schickte sie ziemlich früh zu mir; sie hatte ihr Bett nicht verlassen können und sie deutete mit ihrer hageren Hand auf ein Blatt Papier, auf welchem einige Zeilen geschrieben standen.

„Lieber Doctor,“ sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme zu mir, „ich hatte nicht die Kraft zu Ende zu schreiben; vollenden Sie den Brief.“

Ich las:

„Mylord, es ist das letzte Mal daß ich Ihnen schreibe. Während Sie in Ihrem Alter Gesundheit wieder gefunden haben, leide ich und bin dem Tode nahe. Ich lasse Ihren Enkel William Kyngton schutzlos zurück. Mylord, dieser letzte Brief soll Sie an ihn erinnern. Mylord, ich verlange weniger Ihr Vermögen für ihn als einen Platz in Ihrem Herzen. Er hat von allem im Leben nur eines verstanden, die Liebe seiner Mutter. Und ich muß ihn nun verlassen. Lieben Sie ihn, Mylord; er versteht nichts als Liebe.“

Sie hatte nicht weiter schreiben können und ich setzte hinzu:

„Lady William Kyngton hat nur noch wenige Tage zu leben; welche Befehle hat Lord James Kyngton in Bezug auf das Kind zu geben, das seinen Namen trägt?“

Der Brief wurde nach London gesandt und wir warteten. Eva verließ ihr Bett nicht mehr. William, der neben ihr saß, hielt den ganzen Tag lang ihre Hand in der seinigen. Die Mutter versuchte es ihm zuzulächeln und ich bereitete ihr Tränke, welche ihr Leiden einigermaßen zu lindern vermöchten.

Sie fing wieder an mit ihrem Sohne zu sprechen, als verzweifele sie nicht daran, daß er nach Ihrem Tode an einige Worte sich erinnern würde, die sie gesprochen. Sie gab ihm gute Lehren, als wäre er ganz verständlich; dann wendete sie sich zu mir und sagte: „wer weiß, Doctor, vielleicht findet er doch eines Tages meine Worte in seinem Herzen wieder.“

So vergingen einige Wochen. Der Tod kam näher, und wie ergeben auch die christliche Seele Eva's war, so führte doch dieser Augenblick die Angst der Trennung und die schauerliche Furcht vor der Zukunft wieder zurück. Der Pfarrer des Dorfes besuchte sie und als er sie verließ, trat ich zu ihm, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sie

werden für sie beten.“ — „Ich habe sie ersucht für mich zu beten!“ antwortete er.

Das war der letzte Tag Eva Meredith's. Die Sonne war untergegangen; das Fenster, an welchem sie so lange gefesselt hatte, stand offen und sie konnte die Landschaft sehen, die sie so sehr geliebt hatte. Sie hielt ihren Sohn in ihren Armen, küßte ihn auf die Stirn und wurde traurig.

„Armes Kind,“ sprach sie, „was wird aus Dir werden? Ach, William, höre mich: ich sterbe, Dein Vater ist auch gestorben und nun bist Du allein. Wir müssen zu dem Herrn beten und ich übergebe Dich ihm, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt; er wird für den Verwaisten sorgen. Liebes Kind, stehe mich an, höre mich; bemühe Dich zu begreifen, daß ich sterbe, damit Du Dich einst an mich erinnern kannst.“

Und die arme Mutter, welche die Kraft nicht mehr hatte, zu sprechen, behielt doch die, ihren Sohn in ihren Armen zu halten.

In diesem Augenblicke vernahm ich ein außerordentliches Geräusch. Die Räder eines Wagens knirschten auf dem Sande der Wege im Garten. Ich eilte vor das Haus hinaus und Lord Kyngton trat mit Lady Mary ein.

„Ich habe Ihren Brief empfangen,“ sagte Lord Kyngton zu mir; „ich wollte eben nach Italien abreisen, und es brachte mich wenig von meiner Strafe ab, wenn ich selbst hierher kam, um das Schicksal William's zu ordnen. Wie geht es seiner Mutter?“

„Lady William Kyngton lebt jetzt noch,“ antwortete ich.

Mit peinlichem Gefühle sah ich den so kalten, ernstesten Mann mit der so stolzen Frau eintreten, welche Zeuge eines für sie glücklichen Ereignisses sein sollte, des Todes ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin. Sie begaben sich in das kleine Zimmer Eva's, das ganz einfach war. Sie traten an das Bett, hinter dessen weißen Vorhängen die bleiche, aber noch immer schöne Eva den Kopf ihres Sohnes an ihrem Herzen hielt. Sie stellten sich rechts und links an dem Schmerzenslager auf, fanden aber kein liebevolles Wort, um die arme Frau zu trösten, die ihre Blicke zu ihnen aufschlug. Kaum einige kalte Redensarten gingen über ihre Lippen. Da sie zum ersten Male dem schmerzlichen Schauspiel des Verschwindens eines Menschen beiwohnten, so wendeten sie die Augen ab und warteten, weil sie meinten, Eva sehe und höre nicht mehr, bis sie todt sein würde, ohne dabei ihren Gesichtsausdruck einigermaßen zu ändern. Eva richtete ihr brechendes Auge auf sie und ein plötzlicher Schrecken ergriff das Herz, das kaum noch schlug.

(Beschluß folgt.)



Erzählung

eines Arztes.

Nach dem Französischen.
(Bechluss.)

Sie erkannte, was sie bis dahin nicht geahnt hatte, die geheimen Gefühle der Lady Mary, wie die völlige Gleichgültigkeit und die Selbstsucht Lord Rysingtons. Sie erkannte mit einem Worte, daß sie Feinde, nicht Beschützer ihres Sohnes wären. Angst und Verzweiflung malten sich da auf ihrem bleichen Gesichte. Sie versuchte es nicht, die herzlosen Menschen zu bitten. Sie zog krampfhaft William noch fester an ihr Herz, raste ihre ganze noch übrige Kraft zusammen und sprach mit einem letzten Kusse:

„Mein Kind, mein armes Kind! Du hast keine einzige Stütze auf Erden, aber Gott im Himmel ist göttig. Mein Gott, erbarme Dich meines Kindes!“

Mit diesem letzten Aufschrei der Liebe, mit diesem letzten Gebete entwich ihr Leben; ihre Arme öffneten sich und ihre Lippen blieben unbeweglich auf der Stirn Williams. Sie war todt, gestorben unter den Augen derer, welche sich bis zuletzt geweigert hatten, ihr eine hilfreiche Hand zu reichen. Es trat eine kurze feierliche Pause ein; Niemand bewegte sich, Niemand sprach. Vor dem Tode beugt sich auch das stolze Haupt. Lady Mary und Lord Rysington sanken auf ihre Knie vor dem Bette ihres Opfers. Nach einigen Minuten erhob sich zuerst der Lord und sagte mir: „entfernen Sie das Kind aus dem Zimmer der Mutter und folgen Sie mir, Doctor. Ich will Ihnen meinen Plan mit ihm mittheilen.“

William hatte zwei Stunden auf der Achsel seiner Mutter geruht und gleichzeitig ihre Küsse und ihre Thränen empfangen. Ich trat zu ihm und versuchte, ohne unnötige nutzlose Worte an ihn zu richten, ihn emporzuziehen, um ihn aus dem Zimmer herauszuführen; aber William widerstand und seine Arme hielten die todte Mutter um so fester. Dieser Widerstand, der erste, welchen er jemals irgend Jemandem entgegengesetzt hatte, rührte mich tief; ich wiederholte indeß meinen Versuch und nun gab

William nach; er machte eine Bewegung, wendete sich zu mir um und ich sah, daß sein Gesicht von Thränen überströmt war. William hatte vor diesem Tage nie geweint. Mich ergriff eine gewaltige Bewegung und ich hinderte den Knaben nicht, sich von neuem auf den Leichnam der Mutter zu werfen.

„Führen Sie ihn doch fort!“ sagte Lord Rysington zu mir.

„Mylord, er weint!“ entgegnete ich; „lassen wir seine Thränen fließen.“

Ich bückte mich über das Kind und hörte es schluchzen.

„William, mein lieber William!“ rief ich aus, indem ich seine Hand ergriff, „warum weinst Du, William?“

William drehte sich zum zweiten Male nach mir um und antwortete dann mit einem sanften schmerzsvollem Blicke:

„Meine Mutter ist todt!“

Ich vermag es Ihnen nicht zu beschreiben, was ich in jenem Augenblicke empfand. Aus den Augen Williams strahlte Geist; seine Thränen zeugten von gefühlvoller Trauer und der Ton seiner Stimme war gebrochen wie er es ist wenn das Herz leidet. Ich fiel vor dem Bette Eva's mit dem Ausrufe auf die Knie:

„Ach, Sie hatten Recht, Eva, an der Güte Gottes nicht zu verzweifeln.“

Lord Rysington selbst war erbebt und Lady Mary stand da bleich wie die todte Eva.

„Meine Mutter! Meine Mutter!“ rief William mit Tönen aus, die mein Herz mit Freude erfüllten; dann wiederholte er die Worte seiner Mutter, jene Worte, die er, wie sie meinte, vielleicht einst in seinem Herzen wiederfinden würde: „ich sterbe, mein Sohn; Dein Vater ist gestorben; Du stehst allein in der Welt. Du mußt zu Gott beten.“

Ich legte sanft meine Hand auf Williams Achsel, damit er sich beuge und auf seine Knie sinke; er kniete auch wirklich nieder, faltete diesmal allein seine zitternden Hände, erhob einen geistvollen Blick zum Himmel und flüsterte: „Mein Gott, erbarme Dich meiner.“

Ich beugte mich über Eva und ergriff ihre kalte

Hand. „Ach, Mutter, die Du so viel gelitten hast, hörst Du Dein Kind? Siehst Du es? Sei glücklich, Dein Sohn ist gerettet, arme Frau, die Du so viele Thränen vergossen hast!“

Obgleich Eva nun todt vor den Augen der Lady Mary lag, zitterte diesmal diese stolze Nebenbuhlerin doch vor ihr, denn nicht ich führte William aus dem Zimmer, sondern Lord Kyngton trug seinen Enkel auf den Armen hinaus.

Was soll ich nun noch sagen, meine Damen? William fand den Verstand wieder und reiste mit Lord Kyngton ab. Später wurde er in alle seine Rechte eingesetzt und war der einzige Erbe der Güter seiner Familie. Die Wissenschaft hat einige Beispiele von der seltenen Erscheinung aufgezeichnet, daß der Verstand durch eine heftige Gemüthserschütterung neu belebt worden ist. Der Vorfall, den ich Ihnen erzählt habe, findet also darin seine natürliche Erklärung, aber die Weiber im Dorfe, welche Eva Meredith während ihrer Krankheit gepflegt und das inbrünstige Gebet der Sterbenden gehört haben, sind überzeugt, daß, wie sie es vom Himmel erbeten, die Seele der Mutter in den Körper des Kindes übergegangen sei.

„Sie war so gut,“ sagen die Leute im Dorfe, „daß ihr der liebe Gott nichts abschlagen konnte.“ Und dieser Glaube steht in der ganzen Umgegend fest. Niemand beweinte deshalb Mad. Meredith als todt.

„Sie lebt noch,“ sagen die Leute im Dorfe; „redet nur mit ihrem Sohne und sie wird antworten.“

Als Lord William Kyngton in den Besitz der Güter seines Großvaters gekommen war und jedes Jahr reiche Gaben in das Dorf sandte, in dem er geboren wurde und in dem seine Mutter starb, sagten die Armen: „Die gute Mad. Meredith denkt noch immer an uns. Ach, wenn ihre Seele endlich in den Himmel zurückkehren wird, werden die Armen sehr zu beklagen sein.“

Wir tragen deshalb auch nicht auf ihr Grab Blumen, sondern auf die Stufen des Altars der heiligen Jungfrau, wo sie so oft zu Marien betete, sie möge ihrem Sohne eine Seele senden. Wenn die Leute aus dem Dorfe ihre Blumensträußer dahin legen, sagen sie unter einander:

„Als sie so inbrünstig betete, antwortete ihr leise die gütige heilige Jungfrau: „Ich werde Deinem Kinde Deine Seele geben.““

Der Pfarrer hat unsern Landleuten diesen rührenden Glauben gelassen und als Lord William mich in diesem Dorfe besuchte, und auch mich mit dem Blicke ansah, welcher dem seiner Mutter ganz gleich, als seine Stimme in einem mir so wohl bekannten Tone zu mir sagte, wie es Mad. Meredith gethan hatte: „Lieber Doctor, ich danke Ihnen!“ — meine Damen, da habe ich selbst geweint und mit dem ganzen Dorfe geglaubt, Eva Meredith stehe vor mir.

Die Frau, deren Leben eine lange Reihe von Un-

glück war, hinterließ nach ihrem Tode eine tröstende liebe Erinnerung, welche nichts Trauriges für die hat, welche sie liebten. Wenn wir an sie denken, denken wir auch an die Barmherzigkeit Gottes und wer eine stille Hoffnung im Herzen trägt, hofft mit um so stärkerem Vertrauen.

Aber es ist spät geworden, meine Damen; Ihre Wagen halten längst schon vor der Thüre. . . Verzeihen Sie mir die lange Erzählung; in meinem Alter kann man nicht kurz sein, wenn man von seinen Jugenderinnerungen spricht. Verzeihen Sie einem alten Manne, daß er Sie bei seiner Ankunft veranlaßte über ihn zu lachen und dann, als sie ihn angehört, zu weinen.“

Diese letzteren Worte wurden in dem sanftesten und väterlichsten Tone gesprochen, während ein halbes Lächeln um die Lippen des Dr. Barnabé spielte. Da traten alle zu ihm und wollten ihm danken, aber der Doctor stand auf, nahm seinen Rock, den er über einen Stuhl gehangen hatte und sagte: „Leben Sie wohl, meine Herren und Damen; es ist finster geworden und der Weg ist schlecht; ich muß aufbrechen.“

Ehe er noch in seinen kleinen Wagen stieg, trat die Frau von Moncar zu ihm und sagte leise: „Doctor, ich schenke Ihnen das weiße Haus und werde es so herrichten lassen wie es war, als Sie Eva Meredith liebten.“

Dann verließ sie ihn schnell und die Gesellschaft brach bald nach dem Doctor auf.

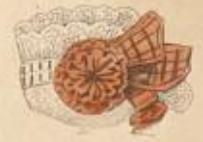
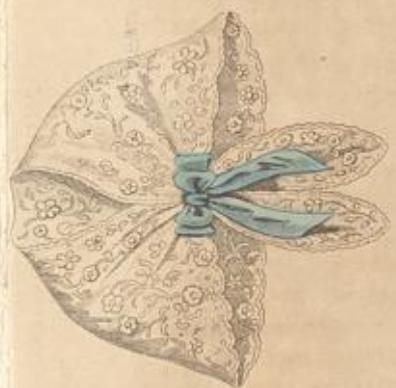
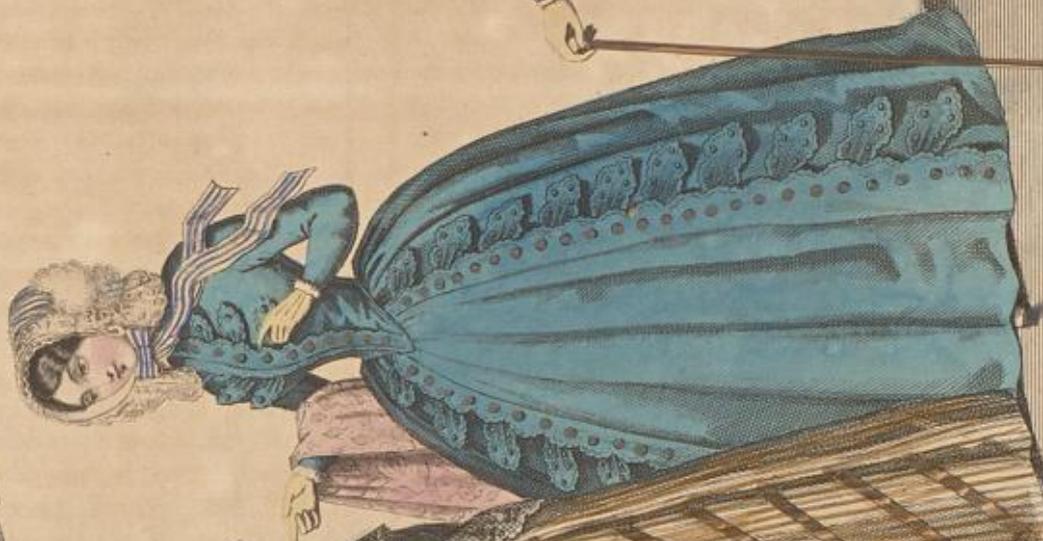
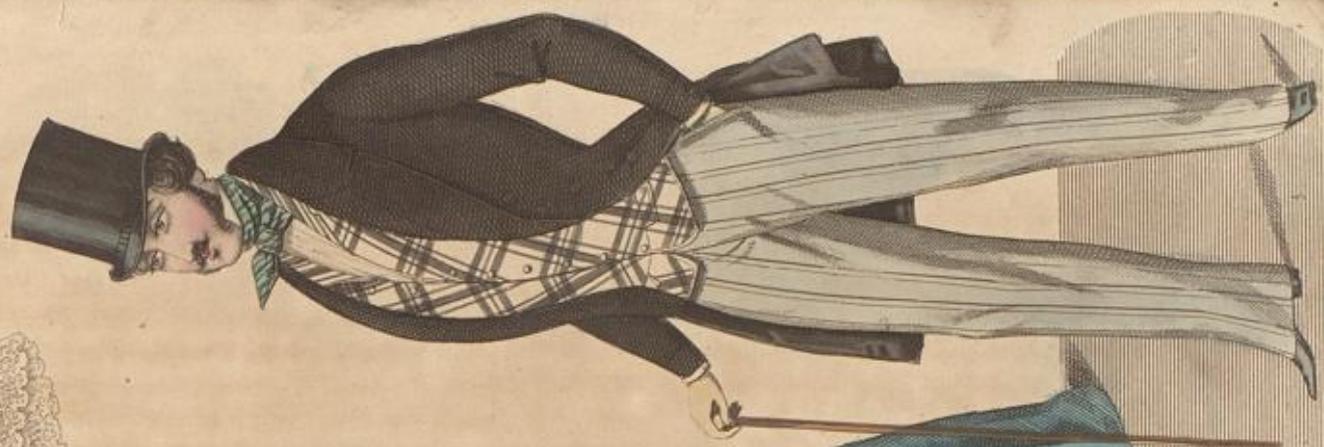
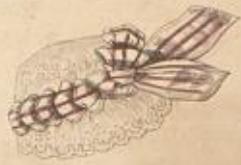
Das Opernhaus in Berlin.

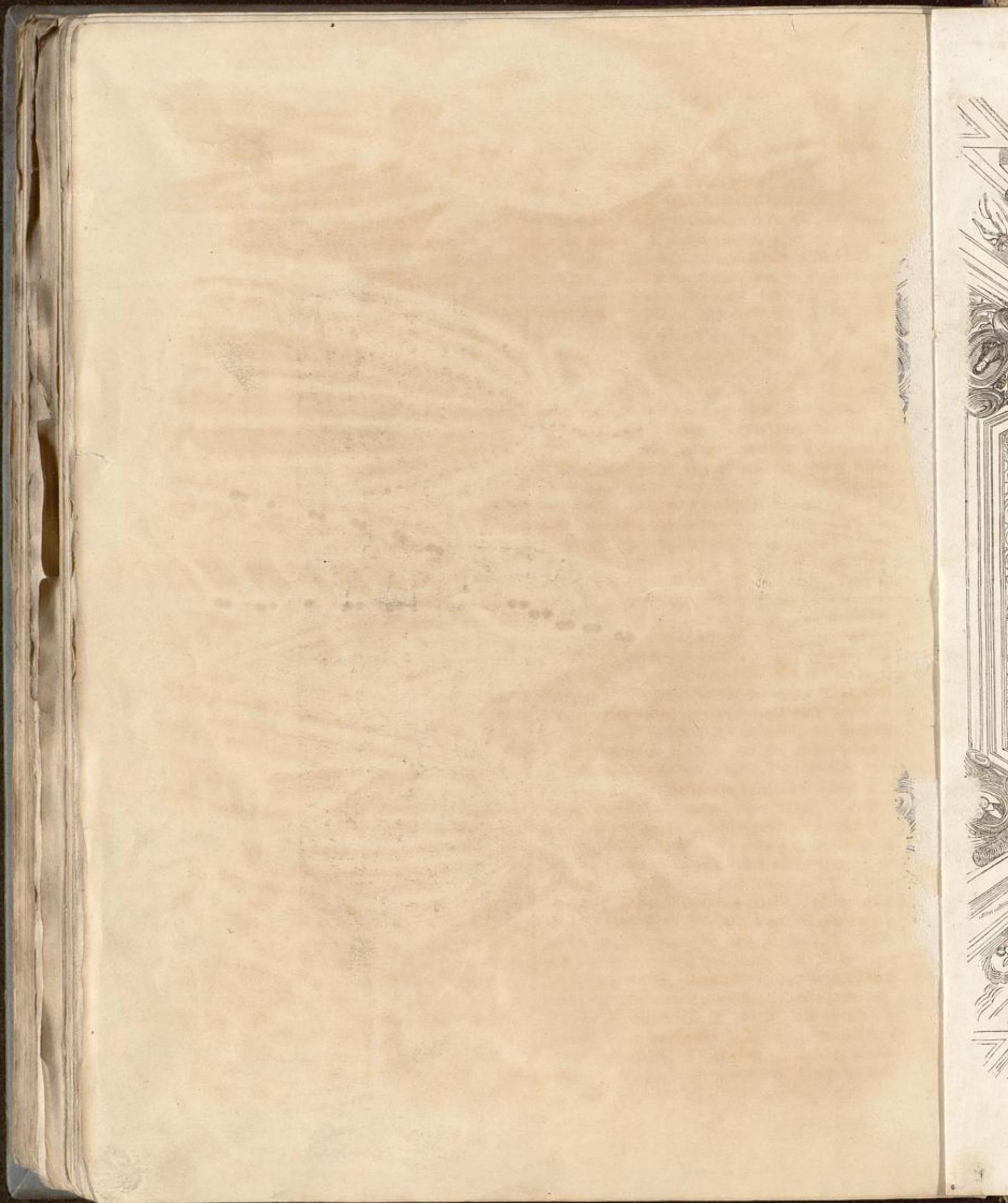
(Zu dem Holzschnitte.)

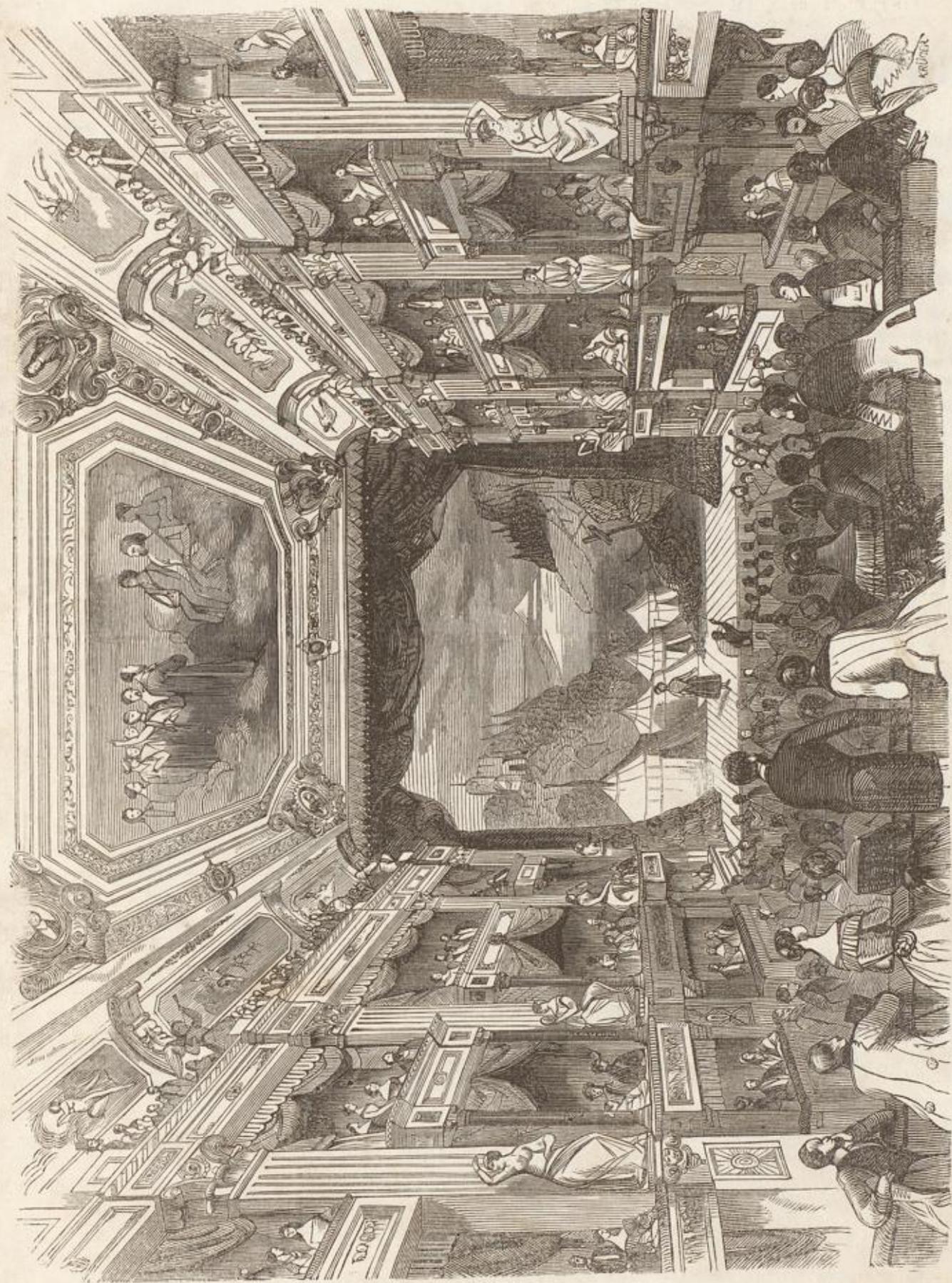
Das neue Opernhaus in Berlin steht an der Stelle des alten, welches im Jahre 1843 abbrannte, und wurde am 7. December 1844 wieder eröffnet, 102 Jahre nach der Eröffnung des alten unter Friedrich dem Großen, welcher den Plan selbst entworfen haben soll, weshalb derselbe auch bei dem neuen so viel als möglich beibehalten wurde, wie es der König ausdrücklich befohlen hatte. Nur hat man in der Einrichtung im Innern Veränderungen und Verbesserungen sowohl der Bequemlichkeit als der Verschönerung wegen angebracht.

Unsere Ansicht ist von dem Parterre aus nach der Bühne zu aufgenommen und obgleich man nach dem ersten Blicke glauben könnte, es sei dem Publicum viel Raum entzogen worden, so ist dies doch keineswegs der Fall. Die Ausschmückung ist glänzend und im besten Geschmacke.

Das neue Opernhaus wurde bekanntlich mit einer Festoper von Meyerbeer, „das Feldlager in Schlessen“, eröffnet und es knüpft sich daran eine andere Erinnerung, die für viele Kunstfreunde von Wichtigkeit sein wird, indem auf dieser Bühne Jenny Lind zuerst den glänzenden Ruhm erlangte, welcher sich seitdem fort und fort gesteigert hat.

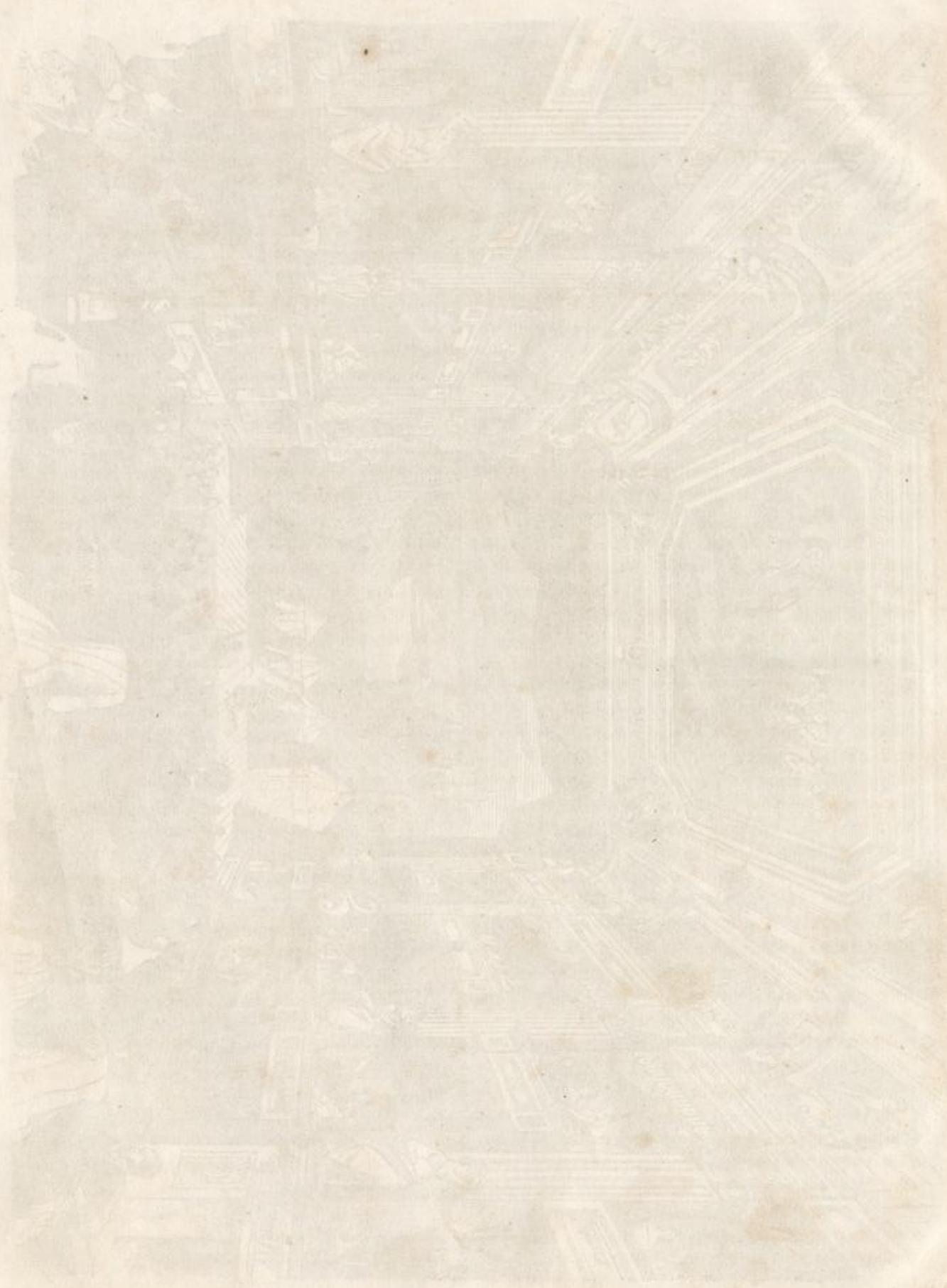






Das Opernhaus in Berlin.

THE CHURCHES IN BRITAIN





Der Verkaufscontract.

Erzählung eines englischen Advokaten.

1.

Giebt es in England ein Herumschlendern, ein Larmen, eine wirkliche Trägheit? Wir möchten daran zweifeln, so selten sieht man etwas davon unter allen den Genüssen, welche der Luxus unsern erblich müßigen Lords und den Reichen gewährt, die sich zur Ruhe gesetzt haben.

„In der veränderlichen und stürmischen Atmosphäre des englischen Lebens,“ sagt ein englischer Schriftsteller, „ist die Ruhe etwas Unmögliches, so ganz widerstrebt sie unsern Neigungen und Gewohnheiten. Nichtsthun ist bei uns gleichbedeutend mit Langeweile und die Thätigkeit uns so nothwendig wie Lust und Raum. Wir müssen immer auf den Beinen und in Bewegung sein.“

Daher erklärt sich die übergroße Production in allen Dingen; alles erhält eine übermäßige Entwicklung in England, die großen Städte greifen in die Felder hinaus, verschlingen die Dörfer und drohen einmal den ganzen Boden mit einem unermesslichen und unfruchtbaren Steinhäufen zu bedecken; London allein wird bald drei Grafschaften umfassen und Manchester und Liverpool, diese Häuserprovinzen, die sonst dreißig Meilen von einander entfernt waren, reichen sich bereits die Hände. Fabriken von der Größe sonstiger Abteien, deren Schornsteine mit den Kirchtürmen wetteifern, schießen überall wie Riesenpilze aus der Erde, obgleich unsere Niederlagen, um nur einen Artikel zu erwähnen, Schlafmützen und Strümpfe genug für die Myriaden civilisirter oder wilder Zweifüßler enthalten, welche das sogenannte Menschengeschlecht ausmachen. Die Bevölkerung der drei Königreiche unterliegt demselben Gesetze; sie übersteigt mehr und mehr das Normalmaß und verbreitet sich nach außen, um sich wie es gehen will in America oder Australien unterzubringen. Auch die englischen Gesetzgeber sind Tag und Nacht thätig und bringen so viele Gesetze zu Stande, daß damit nicht allein unsere Erde, sondern auch alle Planeten regiert werden könnten, welche um die Sonne kreisen. Wohin gelangten die englischen Schiffe und Waaren nicht? Zu welchem Volke hätte John Bull noch nicht gesagt oder möchte er wenig-

stens gern sagen: „legt doch die Hände in den Schooß, ihr lieben Leute und überlaßt mir die Sorge euch zu bekleiden und alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Ich verlange dafür weiter nichts als die natürlichen Erzeugnisse eures Bodens, denn mit Ballast können doch meine Schiffe nicht zurückkommen.“

Selbst die entlegensten Länder der Erde sind vor dieser Handelsthätigkeit nicht sicher. Kein Volk versteht es so gut die Politik, sogar den Krieg mit dem Handel zu verbinden; kaum hat sich der Dampf unserer Kanonen verzogen, so packen wir unsere Waaren aus. Kaum haben wir den himmlischen Kaiser gezwungen, „die rothhäutigen Barbaren“ um Frieden zu bitten, als auch unsere Kaufleute aus Mitleid mit den armen Chinesen ausrufen: „ein vortrefflicher Abzugscanal dieses China bis die Reiche an Japan kommt. Das Volk mit schwarzem Haar und Mandeläugen muß doch geneigt sein, so glücklich begonnene Verbindungen weiter auszubehnen, aber wir dürfen ihm nicht merken lassen, daß das philanthropische England ihm nur das in Indien geerntete Opiumgift zu verkaufen hat.“

Ganze Flotten, die mit allen Arten Waaren beladen waren, wurden demnach nach Canton gesandt und die Chinesen, welche in der Staatswirthschaft noch ziemlich weit zurück sind, mußten sich über das Benehmen sehr wundern, welches sich von dem des großen Shing-Tsong ganz unterschied, der die aufrührerische Provinz Kan-su im Anfange des elften Jahrhunderts eroberte und den Einwohnern derselben zur Strafe den Gebrauch gestickter Kleider und aller in Nankin gefertigten Luxusgegenstände verbot. Aus demselben Eifer für das allgemeine Menschenwohl unternahmen wir es, die fruchtbaren aber unbekannteren Länder Neuseelands zu verwerthen, dessen Ureinwohner unbestreitbar von dem Ackerbau sehr geringe Kenntnisse haben. Seit langer Zeit schon haben wir Australien denselben Dienst geleistet und seit länger als einem Jahrhunderte den Einwohnern Indiens jede Regierungssorge und selbst die Mühe abgenommen, ihre Einnahmen zu berühren und zu verwenden.

Es liegt mit einem Worte in der Natur des angelsächsischen Volkes fortwährend in Bewegung zu sein und sich nicht bloß um die eigenen, sondern auch um alle fremden Angelegenheiten zu kümmern. Und was von dem

Ganzen gilt, gilt auch von jedem Einzelnen. Wenn man sich überzeugen will, wie wenig ein ächter Engländer befähigt ist die Annehmlichkeiten der Ruhe zu genießen, braucht man ihn nur in einem der zahlreichen Badeorte an der Küste des Landes zu beobachten, wo man ihn von seinen gewöhnlichen Beschäftigungen absondert und ihm nur das Essen, das Trinken, den Schlaf, das Spaziergehen, das Gespräch oder das einsame Träumen, wenn ihm dies lieber ist, gelassen hat. Die erste Woche geht es ganz vortreflich. Der Anblick des Meeres genügt, ihn alle Stunden des Tages hindurch von dem Aufgange bis zum Untergange der Sonne zu erfreuen. Es ist ja ein so herrliches und großartiges Schauspiel, namentlich für den, welcher es noch nicht kennt. Dazu rechne man die poetische Erregung, das Meer zu betrachten, die Freude, selbst die Krebse zum Frühstück einzukaufen und die tausend andern kleinen Seegenüsse, deren Werth bei einem Engländer schon durch den Gedanken verdoppelt wird, daß der Dreizack Neptuns so fest in der Hand der Britannia ruhet, welche selbst die kleinste Münze schmückt. Man geht oder reitet auf dem Sande und den Dünen in einer mehr oder minder malerischen Gegend umher, in welcher immer irgend eine neue Merkwürdigkeit, ein druidisches Denkmal, ein römisches Lager oder eine Burg aus dem Mittelalter locken. Der Anfang ist also gar nicht übel; man glaubt für ein solches Leben geboren zu sein und wundert sich, daß man vorher nicht einmal im Traume daran gedacht. Und wie sorgsam wird man von der Frau Wirthin gepflegt! Ihr Lächeln ist allerdings stereotyp, aber das merkt man erst später, da man sich zu sehr freut, vielleicht zum ersten Male, eine Hausfrau zu sehen, die immer lächelt. Man erspart uns sogar die Mühe die Thür selbst aufzumachen, wenn wir ausgehen und anzuklopfen, wenn man von dem Bade oder von einem Ausfluge zurückkommt, denn die Thüre steht stets weit offen wie in der Patriarchenzeit. Jedermann findet, daß wir sehr wohl aussehen und die Wirthin namentlich versichert jeden Morgen, wir hätten uns um ein Jahr verjüngt. Ein Mann, welcher sich eine Ruhe von mehreren Monaten oder doch wenigstens Wochen gestatten kann, wird natürlich von allen denen, die von einem Tage zum andern von ihrer Hände Arbeit leben, für einen großen Herrn gehalten. Und wie viele Hüte werden grüßend vor ihm gezogen, ohne daß er dankt, was ja das Vorrecht des englischen Gentleman ist.

Alles dies ist sehr angenehm, aber es hängt viel von den Launen der Sonne ab; schmollt sie einmal und verhüllt ihr Strahlengestalt, so ändert sich die Scene und die Bühne verfällt dem wirklichen und geistigen Dunkel wie in einem Trauerspiele, wenn die Rampenlichter eingezogen werden. Der Zauber ist gebrochen; die Natur trauert; unablässig stunkt ein feiner kalter Regen vom Himmel herunter; alles erhält ein grauliches trübseliges Aussehen und wenn der Wind zu wehen beginnt, ist es wieder anders;

da macht man die Bemerkung, daß die Fenster und Thüren des Zimmers sehr schlecht schließen, daß die Scheiben klirren wie die Fenster eines Postwagens, der in Galopp über schlechtes Straßenpflaster rasselte; kein Tisch steht fest; die Stühle und das Sofa knarren bei der geringsten Bewegung, die man sich darauf erlaubt. Das Gespenst des Rheumatismus erhebt sich schauerlich vor unsern Augen und wir müssen uns glücklich schätzen, wenn es eben nur ein Gespenst ist. Man bekommt Nervenzufälle wie eine zarte schöne Frau und wenn man Feuer im Kamine anzumachen sucht, setzt man sich der Gefahr aus, von den Rauchwolken erstickt zu werden, wenn man nicht alle Fenster dem Regen und Winde öffnen will. Das ist die Rehrseite.

W. . . ist unter den zahlreichen Seebädern, in welche sich die Londoner begeben, sicherlich eines der besuchtesten, ob es gleich seine fashionablen Gäste seit der Einführung so vieler Eisenbahnen und Dampfschiffahrtslinien verloren hat, welche die Entfernungen allmählig aufheben, Zeit und Geld ersparen und ganzen Völkerschaften gestatten, im Frühjahr auszuwandern wie die Zugvögel bei der Annäherung des Winters sich entfernen. Es kostet jetzt nicht mehr, auf dem Rheine hinaufzuschiffen, Gmünd und Wiesbaden zu besuchen, die deutsche Aristokratie, ja sogar Prinzen und Könige zu sehen oder sich in das unterhaltende Gedränge in Baden, der Sommerhauptstadt Europas, zu mischen, als die schöne Jahreszeit an der südlichen Küste Englands zu verbringen.

Zur Zeit unserer Geschichte war es noch anders. Die Bäder von W. . . standen im größten Ansehen. Die Badezeit hatte begonnen und alle Häuser hatten ein sonntägliches Aussehen angenommen. Blendend weiße Vorhänge schmückten die Fenster; die Thüren waren frisch angestrichen, meist zartgrün, so daß sie mit dem jungen Grün der Pflanzenwelt wetteiferten; zahlreiche Zettel kündigten Mietwohnungen an; die weißen Steinstufen vor den Thüren waren sorgfältig gescheuert und die Hausfrauen schaueten sich nach Fremden um.

Unter andern eben angekommenen Badegästen schien ein dicker Herr mit Frau und Tochter, einem schlanken hübschen Mädchen, von keiner Ankündigung recht befriedigt zu werden. Sie hatten bereits viele Wohnungen besichtigt ohne eine zu finden, welche der Frau zusagte und sie erreichten auf ihrem Gange in der Hauptstraße hinab beinahe den Strand als eine alte Hausfrau einen letzten Versuch wagte und mit Bestimmtheit erklärte, sie besitze was man suche.

„Nun wir wollen hineingehen,“ sagte der dicke Herr, dessen frische Gesichtsfarbe keineswegs einen Kranken verrieth, „und Gott gebe, daß Du zu Ende kommst und Dich endlich zu etwas entschledest. Wir haben alle oder doch beinahe alle Mietwohnungen besichtigt und wenn Dir keine zusagt, wird uns nichts übrig bleiben als nach London zurückzukehren.“

„Du mußt mir in dieser Hinsicht ganz meinen Willen lassen, Barclay,“ antwortete die nicht minder frisch aussehende Frau. „Ich habe Dir den Gefallen gethan, so viele Zimmer zu besetzen, denn ich will am Strande wohnen, damit ich vom Fenster aus eine schöne Aussicht auf das Meer habe.“

„Da sind Sie,“ fiel die Frau vom Hause ein, die an der Thüre stand, „ganz der Ansicht der Lady Ripperton, die im vorigen Jahre einige Zimmer in meinem Hause bewohnte, die andern waren an die verwitwete Gräfin von Crackenbury vermietet, wie ich überhaupt immer nur vornehme Personen bei mir gehabt habe. Lady Ripperton wollte anfangs auch, wie Sie, mit der Aussicht auf das Meer wohnen und sie mietete auch trotz meines uneigennütigen Rathes eine Wohnung am Strande, aber schon nach drei Tagen kam sie zu mir und freuete sich sehr meine Zimmer noch frei zu finden. Die Dame hatte die heftigen Winde nicht ertragen können und sich einen heftigen Schnupfen zugezogen, den sie bei mir sehr bald wieder verlor. Ich behielt sie die ganze Saison über.“

„Das Haus der Frau da,“ bemerkte Mrs. Barclay, welche an dieser Erzählung mehr und mehr Interesse zu finden schien, „steht allerdings recht anständig aus und ich möchte die Erfahrung der Lady Ripperton nicht gern auch machen.“

„Desto besser,“ fiel ihr Mann ein, „und warum wollen wir die Wohnung nicht sogleich mieten, da sie Dir unbefehlen gefällt?“

Eine Wohnung, welche eine Dame von hohem Range inne gehabt hatte, mußte natürlich der Frau eines Kaufmanns zusagen. Seit ihr Mann aus Verdruss über manche Angelegenheiten von der Oberleitung des Hauses Luffington und C. zurückgetreten war, wartete seine Frau, welche den Bürgerstand verachtete, nur auf eine Gelegenheit, um mit dieser Menschenclasse ganz zu brechen und sich auf irgend eine Weise der Aristokratie anzuschließen. Barclay hatte seine Gelder nicht unmittelbar aus dem Geschäfte ziehen können und bezog als stiller Associé noch immer einen Antheil von dem bedeutenden Gewinne, der es ihm möglich machte, auf sehr anständigem Fuße zu leben. Anders mußte dies jedenfalls werden, wenn er nur gewöhnliche Zinsen von seinem Vermögen erhielt und für einen Mann von so viel Lebenserfahrung verrieth es allerdings geringe Vorsorge, die gesammten Einkünfte zu verzehren, die bald sehr bedeutend verringert werden mußten; aber er hatte nur eine einzige Tochter, deren Mitgift in jedem Falle ziemlich ansehnlich war und auf der andern Seite wollte seine Frau von Einschränkungen durchaus nichts hören. Barclay, der von Herzen ein sehr gutmüthiger Mann war, lag vor allem daran den Hausfrieden zu erhalten und behielt es sich im Stillen vor, einen Theil seiner Gelder wieder werben zu lassen, sobald er frei würde

darüber verfügen können. Da ihm der Müßiggang in der Stadt bald zur Last geworden war, wollte er es nun auf dem Lande versuchen, ob er über der freien Luft, dem Grün und dem Meere sein Comptoir und die Börse würde vergessen können. Er wünschte es, ohne es sehr zu hoffen. Der Kaufmann gleicht, wenn er nach Ruhe strebt, dem Seemann, der sich lange nach dem festen Lande gesehnt hat und nichts besseres zu thun weiß, als es sobald als möglich wieder mit der stürmischen See zu vertauschen. Barclay fühlte, wenn er auch gerade nicht zu der energischen Naturen gehörte, das Bedürfniß der Thätigkeit und der nützlichen Verwendung seiner Zeit. Er hatte bereits, um sich in der ihm ungewohnten Muße zu beschäftigen, sein Haus in der Stadt niederreißen und moderner und bequemer wieder aufbauen lassen, was ihm nicht in den Sinn gekommen sein würde, wenn er in seinem Comptoir geblieben wäre.

Mrs. Barclay protestirte zwar anfangs gegen dieses Niederreißen, das sie in ihrer Lebensweise völlig störte, aber die Hoffnung, die schöne Jahreszeit in einem Seebade zuzubringen und ihren Mann wohl gar zu vermögen, über den Canal hinüberzufahren und das bestimmte Versprechen, daß sie allein über die Einrichtung des neuen Hauses und über die Wahl der Meubles entscheiden solle, überwandten ihr Widerstreben. Auch ließ sich nicht bestreiten, daß der Neubau dem Hause einen bedeutend höhern Werth geben würde, da selbst der Zeitvertreib eines der gewandtesten Geschäftsmänner der City einträglich sein mußte.

Sollen wir noch einige Worte über Mrs. Barclay sagen? Sie hatte ihre Jugend als Tochter eines Börsenmäcklers in einem Luxus verbracht, der zum Bankerott führen mußte. Als ihre Aeltern gestorben, war sie durch eine Verwandte in ein sogenanntes aristokratisches Pensionat gebracht worden, in welchem die Tochter eines Baronets vom Lande und die Nichte eines schottischen Lords ohne Vermögen den Ton angaben. Diese glänzende Erziehung entwickelte in ihr nur eine übermäßige Eitelkeit, welche durch ihr gemeines Aussehen und Benehmen noch unerträglich gemacht wurde. Als ihr Glückstern ihr einen reichen und ehrlichen Mann als Gatten zuführte, glaubte sie sich etwas zu vergeben. Doch war sie, abgesehen von dieser Lächerlichkeit, eine ziemlich gute Mutter und Hausfrau.

Emilie, ihr einziges Kind, besaß mehr die Tugenden ihres Vaters als die Fehler ihrer Mutter, aber warum sollten wir hier ihr Portrait entwerfen? Fünf bis sechs Tage nach der Ankunft der Familie in W. schilderte sich das liebenswürdige Mädchen in dem nachstehenden Briefe an eine Freundin in London selbst.

„Liebe Sophie,“ schrieb sie, „ich will Dir mein Glück mittheilen. Ich erfreue mich zum erstenmale im Leben einer reinen frischen Luft und des großartigen Anblickes des Meeres. Ach wie schön ist das Meer! Ach und welches Glück muß es gewähren, ein Mann zu sein, um da

„leben und ein Schiff befehligen zu können! Mein Brief ist in W. geschrieben, wo wir baden wollen. Es ist ein hübsches Städtchen mit reizendem Strande und herrlicher Umgegend. Zwar ist es nicht wie in Westmoreland, wo Du den vorigen Sommer zubrachtest und das Du so entzückt beschrieben hast; es ist weit weniger romantisch, liebe Freundin, aber wenn man zum ersten Male aus dem Kerker kommt, der London heißt, darf man nicht so schwierig sein wie Fräulein Sophie, die schon so viele Reisen gemacht hat. Ich bin wirklich neidisch und werde den Papa zu bewegen suchen, uns nächstes Jahr nach Schwalbach zu führen, wo Du auch gewesen bist, da Du ja überall warst. Mama würde Ems vorziehen, ich liebe aber Schwalbach mehr, wenn ich es auch nicht kenne. Heißt Schwalbach nicht „Bach der Schwalben“? Ein schöner Name! Und dann hast Du mir auch gesagt, es sei der einsamste und ruhigste Badeort in Nassau. Ich könnte also dort träumen wie Du, denn ich bin sehr träumerisch geworden. Papa langweilt sich, Mama langweilt sich, ich träume, aber ich langweile mich nicht. Ganze Stunden sitze ich am Strande und schaue auf das Meer hinaus. Du lächelst und ich weiß warum. Ja, nichts ist so schön als ein weißes Segel, das am Horizonte hingleitet, ja ich sitze gern, wie Minna und Brenda im „Seeräuber“ auf einem Felsen am Meere. Aber ich warte auf nichts, nein, auf nichts. Du lächelst wieder? Nun ja, ich denke auch an ihn, wenn ich auf das Meer blicke. Der arme Charles Howard! Weißt Du schon, daß er Lieutenant geworden ist? Er hat sich bei der Beschleßung von St. Jean d'Acree ausgezeichnet; er ist ein zweiter Richard Löwenherz und hat ein so edeles Herz! Du weißt, wie sehr er seine alte Mutter liebte und die meinige thut sehr unrecht daran, daß sie ihn nicht zum Schwiegersohne haben will, — einen so guten Sohn! Wenn er auch nicht reich ist, er wird es schon werden, denn erstlich kann es ihm gar nicht fehlen, daß er Capitain wird und dann hat er auch einen alten Oheim, der Schätze für ihn sammelt. Und bin ich selbst nicht reich genug für uns beide? Meine Wahl ist, wie Du weißt, liebe Sophie, ebensowohl durch den Verstand als durch das Herz bestimmt worden. Es thut mir leid um meine Mutter, die ich liebe und ehre, aber ich werde die Frau Charles oder ich heirathe gar nicht. Ich bin eine Engländerin und werde meine Freiheit zu wahren wissen. Mein armer Vater würde mir in der Wahl eines Gatten gewiß nicht entgegen sein. Der Reichthum ist mir verleidet worden und da ich nicht reich sein mag, warum will man mich dazu zwingen? Warum besteht man darauf, mir auf Kosten meines Glückes eine sogenannte Stellung in der Welt zu erkaufen, wie sich meine Mutter ausdrückt? Du hast immer Einfluß auf sie gehabt, verwende Dich für mich, komm' mir zu

„Hilfe, wenn Du Deine Nester vernögen kannst, ihren Weg hierher zu nehmen. Es ist das ein Opfer, welches Du der Freundschaft bringst. Lebwohl; ich liebe Dich aus Herzensgrunde.

„N. S. Ich vergaß Dir zu sagen, daß Papa, Gott sei Dank! mehrere Bekanntschaften gemacht hat, was ihn zu zerstreuen anfängt. Er langweilte sich bereits. Er liebt bekanntlich die Lectüre nicht und wenn er eine Zeitung in die Hand nimmt, will er nur das Verzeichniß der angekommenen Schiffe und den Stand der Papiere lesen. Er glaubt noch immer Kaufmann zu sein. Herr Meddler, einer der neuen Freunde meines Vaters, ist ein sehr unterhaltender Mann; er weiß alles, kennt Jedermann, steht mit den vornehmsten Personen in Verbindung, wie er wenigstens sagt und dies reicht hin, ihm die Gunst meiner Mutter zu gewinnen. Ich traue ihm aber zu, daß er seine Freunde nach dem Staatskalender gewählt hat; wenigstens wäre er nicht der erste dieser Art. Noch eine Bemerkung: Herr Meddler hat uns in diesen Tagen vorläufig, bis die Lords und Baronets ankommen, einen Herrn Herbert vorgestellt, welcher große Besitzungen in der Umgegend hat. Ich wundere mich, daß er in England bleibt, da seine Frau und seine Tochter auf dem Continente leben. Sie sollen, wie er sagt, eine glänzende Erziehung erhalten, welche in England nur mit weit mehr Kosten zu erlangen wäre. Aber werden Dich diese Neuigkeiten interessiren? Lebwohl und gedenke Deiner Emilie.“

2.

Herbert, der ehrenwerthe Freund des Herrn Meddler, wohnte nicht in dem Städtchen W., sondern auf einer Besitzung, die einige (engl.) Meilen davon lag. Es war ein recht hübsches Landhaus, das Hazel-Groove (Hafelbusch) hieß. Wenn Meddler in den Augen der Mrs. Barclay in Bezug auf guten Ton und Stand etwas zu wünschen ließ, so war Herr Herbert dagegen ein vollkommener Gentleman. Sein Gesicht allein war mehr werth als alle Empfehlungen, wie man zu sagen pflegt. Man konnte sich kein offeneres Gesicht, keine heiterere Stirn, keine lachenden Lippen, keinen sanftern und doch zugleich festern Blick denken. Ob er gleich das reife Alter erreicht hatte, so gaben ihm doch seine frische Farbe und sein von Natur gelocktes dunkelblondes Haar ein fast jugendliches Aussehen, das durch die elegante Ungezwungenheit seines Benehmens und seine angenehme pikante Conversation noch gehoben wurde.

(Fortsetzung folgt.)

